33034.

P. o. genn.

1967 G.

Hoefer

In der letzten Stunde

und andere Erzählungen.

Erster Band.

J. Lindauer'sche
Leihbibliothek
München Maximilianstr. 46

In der letzten Stunde

und andere Erzählungen.

Von

Edmund Hoefer.

Erster Band.

Jena,
Hermann Costenoble.
1881.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Inhaltsverzeichniß.

Erster Band.

	Seite
In der letzten Stunde	1
Mitten in den Bergen	109
Fantaisie	259

Zweiter Band.

	Seite
Fantaisie (Fortsetzung)	1
Gräfin Alix	103
Hat sie ihn dennoch geliebt	221

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Kapitel.

Sie war das reizendste Geschöpf, das ich je gesehen habe, nicht eigentlich auffällig schön und nichts weniger als imposant, aber von einer bezaubernden Frische und Anmuth und von solcher glückseliger Heiterkeit, Unbefangenheit und Herzensgüte, wie man's einem jungen Mädchen nur immer nachzurühmen vermag. Man mußte sie lieb haben und man hatte sie lieb, wo man nur ein paar Stunden mit ihr zusammen war.

Die Häuser unserer Eltern lagen in der gleichen Straße; die beiden Paare hatten vordem ungefähr zu gleicher Zeit ihren Hausstand begründet, allmälig ihre Kinder, auch wieder fast in denselben Jahren geboren werden und zu guten Kameraden heranwachsen sehen. Wir lebten in der herzlichsten Verbindung, beinah' wie eine einzige große Familie, welche getreulich alle Leiden und Freuden theilte, und als, da Paul drüben

und ich hüben, die beiden Aeltesten, schon gut zwölf Jahre und darüber alt waren, der kleine Spätling Julie geboren wurde, gab es eine allgemeine gewaltige Freude, und wurde das Kindchen unser aller Liebling und Schützling. Das blieb dann auch so durch alle Jahre und über alle Trennung hinaus, und bei ihrer Hochzeit mit dem damaligen Lieutenant Constanz Helder waren wir von allen Seiten noch einmal heimwärts gezogen und, wiederum und zum letzten Mal, wie eine große Familie bei einander.

Das geschah, wie eben angedeutet, seitdem nicht wieder. Wir waren Alle, wie man das heißt, versorgt und lebten hier und dort in ziemlicher Ferne von einander und durch diese und jene Verhältnisse gebunden. Daher kam es selten oder nie zu einem Wiedersehen der Einzelnen, und von größeren Kreisen war noch weniger die Rede, schon weil unsere Eltern sämmtlich rasch hinter einander in diesen Jahren gestorben waren, und damit die Anziehungskraft der alten gemeinsamen Heimat ihr Ende erreicht hatte. Aus unserer Schaar war auch schon der Eine oder Andere geschieden; wir Uebrigen waren, trotz aller herzlichen Freundschaft, wie es ja so zu gehen pflegt, fast ganz außer Verkehr gekommen und

erfuhren nur selten noch von einander. Zumal von Julien hatt' ich endlich fast seit zehn Jahren so gut wie nichts mehr vernommen. Selbst ihr Name verschwand aus den Briefen, die denn doch immer noch, wenn auch in langen Pausen eintrafen, ein Umstand, der mir mit Geschäften Ueberhäuften damals freilich kaum recht auffiel.

Im Frühling 1873 wurde ich zum ersten Mal in meinem Leben von einer schweren Krankheit überfallen und dermaßen geschwächt, daß der Arzt mir zu meiner vollen Genesung ein Seebad verordnete. Die Sache war mir unbequem, denn ich hatte, eben vom Lager erstanden, meine Beförderung und Versetzung nach einer weit von meinem bisherigen Aufenthaltsort entfernten Stadt erhalten, mit dem beigefügten Wunsch, daß ich so bald wie möglich dahin übersiedeln und meinen Dienst antreten möge. Natürlich aber verlangte der Arzt und begriffen ich selbst und die Behörde, daß die Cur vorgehen mußte, und um möglichst allen Aufschub zu vermeiden, wurde daher ausgemacht, daß während ich im Bade, meine Frau den schon eingeleiteten Umzug vollenden und ich endlich nur geradeswegs nach X. hinüberreisen solle.

Ich war in Norderney gewesen und trat um

die Mitte des Auguſt meinen Heimweg an. Und zwar wählte ich dazu für's erſte den Dampfer, welcher von dem genannten Platz über Borkum nach Emden ging, einmal um noch ein Stückchen Seefahrt zu erleben, zum anderen um Emden, die wunderbare alte verſunk ie Stadt, wieder=zuſehen, wo es mir ſchon vor einigen Jahren, bei einer Vergnügungsreiſe, außerordentlich ge=fallen hatte, und endlich weil die dort aus=mündende Eiſenbahn mich am ſchnellſten meinem Beſtimmungsort zuführte.

Wir hatten keine angenehme Ueberfahrt, denn das Schiff war alt und das Wetter ſchlecht, und als wir bei Borkum anlegten, waren wir ſo ver=ſpätet, daß bei der neuen Einſchiffung alles kopf=über, kopfunter ging und wir früheren Paſſagiere vorläufig von den neuen wenig Genaues zu ſehen bekamen. Allmälig ordnete ſich aber alles wieder und zwar um ſo eher, als die fernere Fahrt in der neuen Richtung durch Wind und Seegang eine günſtigere wurde. Man kriegte, trotz der zahlreichen Paſſagiere, wieder Raum an Bord, um auch gelegentlich auf und ab zu gehen. Ich machte mir dies auch, da ich mich vom bisherigen Sitzen und Stehen ganz verſteift fühlte, bald zu nutze und mehr als einmal eine

Runde um das Deck. Nach den Passagieren sah ich mich nicht viel um. Die wenigen Bekannten saßen auf einer Stelle bei einander, und von den Uebrigen hätt' ich, meiner Kurzsichtigkeit wegen, doch kaum Jemand erkennen können.

Wir hatten ein stattliches Barkschiff eingeholt, das in einer Wolke von Leinwand prächtig dahin glitt, und als wir an ihm in kurzer Entfernung vorüberkamen, wurde natürlich von der ganzen Gesellschaft genaue Inspection über dasselbe gehalten. So stand auch ich und blickte durch mein Glas hinüber, bis ich plötzlich hinter mir meinen Namen „Franz" von einer gedämpften Stimme aussprechen hörte. Zuerst achtete ich nicht darauf. Der Name ist allzu gewöhnlich, und von so nahen Bekannten, daß sie mich in dieser Weise anrufen könnten, wußte ich hier Niemand. Aber als der Name noch einmal und jetzt in hörbar fragendem Tone laut wurde, dreht' ich mich doch um und begegnete wirklich dem forschenden Blick einer Dame, welche keine zwei Schritte von mir, ziemlich vereinzelt auf einer Seitenbank saß.

Zum Mustern hatt' ich keine Zeit, denn als sie kaum mir voll in's Gesicht hatte sehen können, stand sie auch schon vor mir, streckte mir ihre

beiden Hände entgegen und sagte lebhaft: „Also bist Du's doch, Franz? Kennst Du mich gar nicht mehr?"

Die Stimme entschied's. Zwölf Jahre waren plötzlich fort aus meinem Leben, und vor mir erhob sich heiter lächelnd ein liebreizendes Menschenkind im ganzen Zauber der Jugend und des Glücks. „Julie — bist Du's denn wirklich?" sprach ich ergriffen.

Ihre blauen Augen — es waren eben ganz wieder die alten! — lächelten mich lustig an. „Ja, sie sagen, daß ich mich sehr verändert habe," versetzte sie, „und mein Spiegel sagt's mir auch. Aber mit Dir steht's nicht besser, Franz, alter Graukopf, wie ich eben sehe! Und dennoch hab' ich Dich gleich erkannt. Deine Augen hätt' ich für treuer gehalten — aber es ist auch einmal wieder nichts!" fügte sie in einem zwischen Wehmuth und Bitterkeit schwankenden Tone hinzu.

Ich schüttelte leise den Kopf; es war in ihrer ganzen Erscheinung etwas, das so ganz und gar nicht zu der früheren Julie paßte und mir beinah' weh that. Aber ich nahm mich zusammen und meinte nur leichthin: „Nun, Julie, zwölf Jahre, fast ohne einen Laut von Dir zu mir; Du hundert Stunden drüben, ich hundert Stunden

hüben und nun plötzlich zusammentreffend, mitten in der Fremde — da hat's gute Wege mit der Augentreue und das Zanken steht uns wenig an."

„Sieh' da, ein ganzer Mann — da sind die Erklärungen gleich bei der Hand!" sagte sie scherzend und fügte dann herzlicher hinzu: „Aber Du hast ganz Recht. Wir wollen uns die paar Stunden nicht trüben, sondern sie recht ausnützen, und, da die Augen versagten, einmal in unseren Herzen nachsuchen, ob es da besser steht. Komm!" Und damit kehrte sie zu ihrem Platz zurück, und als ich mich zu ihr gesetzt hatte, nahm sie wieder meine Hand und sprach mit dem innigsten Blick und der ganzen Herzenswärme ihrer Jugendzeit: „Oh, Franz, ich bin nun einmal ein offenes Geschöpf! Sieh, ich kann nicht die Dame spielen, wo die Julie wieder in mir wach wird! Ach, ich freue mich so ganz unsagbar, daß ich Dich noch einmal wiederfand, Du liebes, altes Menschenkind! Und wär's der einzige Erfolg dieser langweiligen Cur — sie soll mir für immer gesegnet bleiben!"

„Bist Du allein in Borkum gewesen — es ist ja selbst jetzt noch eine weite Reise für eine Dame!" fragte ich.

„Ei nun, es ist nicht so arg," gab sie munter

zur Antwort. „Ich habe da einen ganz tüchtigen kleinen Reisemarschall — meinen Aeltesten — da steht er!“ Und sie deutete nach der andern Schiffsseite zu einem etwa zehnjährigen Knaben hinüber, der dort eifrig nach dem vorhin erwähnten Schiff ausſah. „Und was die Entfernung betrifft,“ redete sie fort — „weißt Du noch nicht, daß Helder im Winter nach X. versetzt wurde?“

„Wie sollt' ich!“ versetzte ich höchlich überrascht, denn sie hatte ja auch meinen neuen Wohnort genannt. — „Wir schreiben Alle selten, Dein Bruder hat noch nicht einmal auf meinen Neujahrsbrief geantwortet, und von Dir — jetzt, da ich daran denke, find' ich's seltsam! — hab' ich seit Jahr und Tag kein Wort mehr gelesen.“ Sie zuckte mit einer Art von kaltem Lächeln die Achseln, ohne jedoch etwas laut werden zu lassen, und da fügt' ich hinzu: „also in X., Julie? Nun, da bleiben wir zusammen, ich bin dort jetzt auch angestellt und reise gegenwärtig dahin zu Frau und Kindern.“

Es zuckte durch ihre Züge und Augen etwas zugleich Nachdenkliches und nicht ganz Behagliches, allein sie überwand dies schnell und entgegnete lebhaft: „Aber das ist ja herrlich, Franz!

Also Dein ganzer Hausstand schon da? Da gibt's ja gar keine Trennung mehr, denn nun reisen wir natürlich auch miteinander!"

Mittlerweile kam der Kleine, ein schmucker Bursch, zu uns herüber, beaugenscheinigte mich einigermaßen mißtrauisch, ließ sich dann jedoch ganz artig mit mir bekannt machen, hörte voll Interesse von der alten Freundschaft zwischen seiner Mutter und mir, der gemeinsamen Weiterreise und meinem Familienkreise — „eine neue Freude für mich!" fügte Julie lebhaft hinzu. „Karl hatte bisher dort noch keine Genossen. Man ist zu X. nicht gerade umgänglich." — Dann machte der Junge sich wieder fort zu anderen, welche er von Borkum her kennen mochte, und wir redeten weiter über uns und unser bisheriges Leben, ein unerschöpflich Kapitel. Dabei konnte mir nicht entgehen, daß sie über manches ziemlich rasch, oder wie sie es vielleicht angesehen wissen wollte, nur gleichgiltig fortglitt.

Das Schiff ging inzwischen weiter, passirte die Schleuse und gelangte, ohne sitzen zu bleiben, endlich zur gewöhnlichen Landungsstelle. Dann erfolgte die herkömmliche, lebensgefährliche Kletterpartie bis zum Hafendamm und darauf sahen wir uns vergeblich nach, auch wieder wie ge-

wöhnlich fehlenden, Beförderungsmitteln um. Es ging dazumal zu Emden noch in manchen Punkten ganz ungemein patriarchalisch zu, und von Rücksichten auf die Reisenden war verzweifelt wenig zu spüren. Da ich indessen, wie erwähnt, schon früher hier gewesen und mit den Verhältnissen bekannt geworden war, so schaffte ich jetzt bald Rath. Ein Gepäckträger erhielt unsere Adresse, ein paar Jungen wurden mit dem Handgepäck beladen, und damit zogen wir über die Brücke in die alte Stadt mit ihren menschenleeren Gassen hinein und zum nicht weniger öden Marktplatz. Denn dort liegt, unter schattigen Bäumen und mit bequemen Ruhebänken zu beiden Seiten der Hausthür, das „Deutsche Haus", ein einigermaßen altmodisches, aber wunderbar behagliches Nest, wo man gern weilt und von dem man nur ungern scheidet.

Auch heute hatten einzelne Gäste mit ihrem Wein und ihren Cigarren jene Bänke in Besitz genommen, und da wir näher kamen, sagte Karl, der an seiner Mutter Seite ging, plötzlich hörbar verdrießlich: „Mama, da sitzt ja der Hauptmann!"

Sie zuckte ersichtlich zusammen, ihre Wangen rötheten sich und ihre Augen streiften mit jäh sich

verfinsterndem Blick scharf hinüber. „Du hast Recht, Kind, er ist's!“ sprach sie gleichfalls verdrießlich und fügte, sich zu mir wendend, rasch und leise hinzu: „Geh' mir nicht von der Seite, Franz! Ich habe schon im voraus übergenug von dieser Unterhaltung!“

Damit schritt sie — wir hatten übrigens nicht Halt gemacht — anscheinend völlig ruhig, weiter, dem Hause zu.

Indem erhob sich dort von der Bank auch wirklich ein Herr, im Civilanzuge freilich, aber unverkennbar Militär, und kam uns rasch entgegen. Seine dunklen Augen streiften mich mit dem Blick eines hochmüthigen Erstaunens nur so obenhin, um sich desto heller Julien zuzuwenden. Er zog den Hut, er bot dem Kleinen vertraulich die Hand hin, welche der Knabe, allerdings gleichfalls ein paar kleine Gepäckstücke tragend, jedoch nicht annahm, und er redete lebhaft: „Also wirklich, meine gnädige Frau? Ich hielt es für Täuschung, da ich Karl erkannte! Sie wollten doch noch bis Ende des Monats drüben bleiben? Ihr Herr Gemahl —“

Sie wandte sich mit einer Art von Ungeduld zu mir und sagte: „Bitte, lieber Franz — Herr Hauptmann von Proon, vom Bataillon meines Mannes und ein häufiger Besucher unseres

Hauses! — Der Rath Meining, mein ältester Jugendfreund.“ Wir verbeugten uns in herkömmlicher Weise, und erst dann setzte sie gegen ihn gewendet hinzu: „Also auf Urlaub? Mein Mann ist sonst knauserig. Wohin geht's?“

„Der Arzt verordnete mir ein Seebad und da Sie auf Borkum waren, konnte die Wahl nicht zweifelhaft sein. Ich bin mit so viel Grüßen, Empfehlungen und Aufträgen betraut —“

„Also nachher!“ unterbrach sie ihn kurz. „Jetzt muß ich ruhen. Auf Wiedersehen.“ Und wir gingen in's Haus und nach kurzer Verhandlung mit dem Wirth zu unseren bequemen Zimmern. Als wir an der Thür des ihrigen schieden, sagte sie zu mir: „Wenn das Gepäck bis dahin kommt, bin ich in einer Stunde zum Abendessen drunten. Da lässest Du es bleiben, wie bisher, Franz. Und vor allem frage nach unserem Zuge für morgen, daß wir nicht gar zu spät nach Hause kommen. Ich bleibe keine Stunde länger hier, als ich durchaus muß.“

Es ordnete sich alles, wie sie es gewünscht hatte. Das Gepäck langte an, Julie kam wieder herunter, wir suchten unsere Plätze an der Tafel und blieben dort auch, als wir gespeist hatten, mit den Nachbarn plaudernd sitzen, bis die

Freundin sich, der bestimmten frühen Reisestunde wegen, mit ihrem Knaben zeitig entfernte. Natürlich hatte sich der Hauptmann bald wieder zu uns gefunden, ohne daß ihm dadurch jedoch ein rechter Vortheil erwachsen wäre, denn ob ich begreiflicherweise auch mich nichts weniger als aufdrängte, so hielt sie selber ihn doch stets in respectvoller Entfernung und blieb in der allerruhigsten oder vielmehr kühlsten Haltung, in welche sich nur selten ein neuer Zug von Ungeduld mischte.

Dabei wäre denn an und für sich nichts Besonderes gewesen — solche Zustände und Verhältnisse ergeben sich im Gesellschaftsleben häufig genug, ohne daß man viel Werth darauf legen könnte. Ganz anders traf es mich aber, daß der Kleine, der mir bisher ziemlich fremd geblieben, sich jetzt mit einer gewissen Zutraulichkeit an mich schloß, während er sich von dem älteren Bekannten stets kalt, wo nicht mit einer Art von Trotz abwandte. Die Mutter nahm von dieser Weise wenig Notiz, nur daß sie ein paar Mal unmuthig die Brauen zusammenzog. Der Hauptmann, der sich, wie ich einräumen muß, überhaupt tadellos zu halten verstand, zuckte, wo der kleine Bursche gar zu — ich

hätte bald gesagt, grob wurde, hin und wieder lächelnd die Achseln und ließ ihn endlich gehen. Ich schüttelte für mich den Kopf — was hieß dies alles? — Und als ich nach Tisch noch auf einen Augenblick in die Hausthür trat, um in die stille Nacht zu sehen, und Karl sich an meinen Arm hängte, da sagte ich ernst: „Höre, mein Junge, warum bist Du eigentlich so unartig gegen den Herrn, der doch ein Freund Deiner Eltern ist?“ — Seine Augen erhoben sich zu mir mit einem beinahe finstern Blick, und es war in der jungen Stimme etwas seltsam Hartes, als er gedämpft, aber rasch versetzte: „Ich mag ihn nicht!“

Der Verkehr zwischen dem Hauptmann und mir war bisher der denkbar kühlste geblieben — es war ersichtlich genug, daß ihn meine Gegenwart ernstlich incommodirte. Erst nach Tisch, als Julie schon gegangen war und ich mit einem Reisebekannten noch beim Rest unseres Weines saß, wandte er sich einmal wirklich und direct an mich mit der kalten Frage: „Wenn ich recht verstand, werden Sie morgen die Frau Oberstlieutenant bis X. begleiten?“

„Gewiß!“ gab ich ruhig zur Antwort. „Ich wohne jetzt gleichfalls dort.“

„In meinem Hause wohnt seit einigen Wochen eine Familie — ich denke, Ihres Namens," sagte er wie zuvor.

„Freut mich zu hören, daß die Meinen schon völlig in Ruhe sind," sprach ich. Damit war unser Gespräch zu Ende und erst, als wir auseinandergingen, vernahm ich von ihm noch ein jetzt durchaus höfliches: „Angenehme Reise, Herr Rath."

Am nächsten Morgen war er trotz der frühen Stunde bei unserer Abfahrt zugegen, und man merkte es ihm an, daß er sicherlich lieber mit uns umgekehrt, als allein weiter gereist wäre. Julie hielt sich ihm gegenüber unverändert, und als wir einmal im Wagen saßen und durch die langweilige, endlose Straße zum Bahnhof davon rasselten, war zwischen uns keine Rede mehr von ihm.

Am Abend erst, als wir daheim auf dem Bahnhof von den Unseren begrüßt wurden, sagte der Oberstlieutenant leichthin zu seiner Frau: „Bist Du Proon begegnet?"

Und auf ihr ungeduldiges: „Nun, natürlich!" meinte er mit spottendem Ton: „Kann mir sein consternirtes Gesicht lebhaft vorstellen!"

Zweites Kapitel.

„Also wirklich, die Frau Oberstlieutenant Helder ist die Julie Fernow, von der Du vordem so viel erzähltest?“ fragte meine Frau, als wir einige Stunden später zur Ruhe gehen wollten. „Da ich hier den Namen hörte, den Du mir ja früher wohl einmal genannt, fiel mir Deine Jugendfreundin ein, aber daß sie's wirklich sei, kam mir nicht in den Kopf und auch nun, da ich sie sah und Du uns bekannt machtest, stimmt sie gar nicht zu dem Bilde, das Du von ihr entwarfst. Oder hat sie sich verändert?“

„Freilich, freilich!“ entgegnete ich kopfschüttelnd; „bis zur Unkenntlichkeit! Sie kann nicht älter als zweiunddreißig Jahre sein und hat nach ihrer Angabe nur in den ersten Ehejahren zuweilen gekränkelt. Und dennoch so verblüht und angegriffen! Von der früheren Julie sind im Grunde genommen nur noch Stimme und Augen da,

und selbst diese haben nicht mehr den rechten Klang und Blick."

Meine Frau schüttelte gleichfalls den Kopf. „Es gibt doch auch andere Erlebnisse als Krankheiten. Vielleicht zehrten die an ihr."

„Hörtest Du dergleichen? Lebt sie nicht glücklich?" fragte ich, mir war nicht leicht zu Muthe. Ich hatte mich über die Begegnung mit Julien wirklich unendlich gefreut, aber fast schon im nächsten Augenblick auch diese Freude durch, ich konnte kaum sagen, was, gedämpft gefühlt und mich seitdem, wenn ich ehrlich sein wollte, ihr nicht mehr genähert, sondern immer mehr entfremdet gefunden. Es mußte hier jedenfalls etwas geben, was nicht war, wie es sein sollte.

„Du kannst wohl denken," versetzte Sophie auf meine Frage, „daß ich hier bisher mich mehr nach den Verhältnissen als nach den Menschen erkundigt habe. Obendrein sind Helders hier ja, wie es scheint, selbst noch ziemlich fremd und haben, glaub' ich, wenig Umgang. Doch hörte ich ihn loben, daß er sich beliebter zu machen verstehe, als sein Vorgänger, und über die Frau vernahm ich nur einmal eine Andeutung, als werde ihr die Versetzung nicht weniger angenehm sein, als ihm."

„Kennst Du einen Hauptmann von Proon?“ fragte ich.

„Wie kommst Du auf den?“ entgegnete sie verwundert. „Er wohnt hier unten im Hause.“

„Er begegnete uns zu Emden, und Julie war auffällig kalt gegen ihn. Was ist's für ein Mensch?“

Sie zuckte die Achseln. „Ich bin ihm nur ein paar Mal bei einem Ausgange drunten begegnet,“ sagte sie. „Er sah mich hochmüthig an — Du kennst die Art ja — und strich ohne Gruß vorüber. Das ist alles.“

Natürlich war die erste Begrüßung Abends auf dem Bahnhof nur eine flüchtige gewesen. Helder, den ich früher wenig gekannt hatte, äußerte sich erfreut über die Begegnung — solche alte Freunde habe er sich und den Seinen längst in der fremden Stadt gewünscht, meinte er, da er mir die Hand schüttelte; nun hoffe er auch ein vergnüglich Zusammenleben. Julie war gegen meine Frau gleichfalls die Freundlichkeit selber, und am nächsten Morgen trat sie schon ganz früh und im bequemen Morgenanzuge — unsere Wohnungen lagen allerdings einander nahe — mit ihren drei Kindern ganz nachbarlich bei uns auf, machte die Kleinen mit einander bekannt, lachte, plauderte,

inspicirte die Wohnung und schloß mit einer Einladung für den Abend — zum guten Anfang. Tagsüber sei mit ihrem Mann nichts anzufangen, Abends aber liebe er die heitere Geselligkeit.

„Sie ist doch wirklich liebenswürdig und herzlich, Deine Julie," sagte Sophie, da wir wieder allein waren, und ich nickte zustimmend. Die alte Freundin hatte auch auf mich einen um vieles angenehmeren und vor allem natürlicheren Eindruck gemacht, als bisher. — Von der Zeit an spann sich unser Umgang in wachsender Vertraulichkeit und Herzlichkeit weiter; die Kinder waren ein Herz und eine Seele, und wir Eltern hielten zusammen, als sei es von jeher nicht anders gewesen. Mit einem Wort, es stand bald mit uns beinah' ebenso, wie vordem mit Juliens und meiner Familie, und ich muß hinzufügen, wir befanden uns Alle dabei wohl. Unser Kreis war für uns in der wenig umgänglichen Stadt gleichsam eine anmuthige Oase, und wer sich uns gelegentlich anschloß, fand sich bald ebenso heimisch und begriff's, daß wir eben nicht viel nach weiterem Umgang verlangten — ein Umstand, der die einheimische Gesellschaft allerdings nicht gerade freundlicher gegen uns stimmte.

Genug, wir waren ein Herz und eine Seele,

muß ich wiederholen, das gegenseitige Verständniß wurde ein immer herzlicheres, von neuen Störungen fand sich nichts, und wo sich Anfangs noch ein gewisses Mißtrauen und eine Art von Unsicherheit geregt hatten, verloren sie sich im friedlichen und offenen Tagesleben mehr und mehr. Der Oberstlieutenant war ein ungewöhnlich stattlicher, ja noch schöner Mann und ein behaglicher Gesell, der unter uns der Kürze und Strenge und der Verdrießlichkeiten des Dienstes vergaß, und seine Gattin bekam in diesem herzlichen Verkehr für mich allmälig immer wieder mehr Züge aus der früheren guten Zeit unserer Jugendfreundschaft. Das Paar lebte, soweit ein Dritter das beurtheilen kann, in ganz erträglicher Harmonie und Zufriedenheit.

Von dem Hauptmann von Proon, um doch auch dessen zu gedenken, kam uns wenig zu Gesicht. Ich war, als ich einmal Mittags aus einer der ersten Sessionen nach Hause ging, dem eben erst Angelangten unter der Thüre begegnet und hatte seinen Gruß erwidert. Wir trafen ihn dann Abends bei Helders, wo er sich umgänglicher zeigte, als ich ihn bisher kennen gelernt hatte, sich aber bald wegen vorgeschützter Müdigkeit zurückzog. Einige Tage darauf machte

er uns seinen Besuch, den ich gebührend erwiderte, und daran schloß sich dann eben nur der durchaus unvermeidliche Verkehr zwischen Leuten, die im gleichen Hause wohnen und von Zeit zu Zeit in ein und demselben Kreise zusammentreffen. Karl hatte an einem der ersten Tage allerdings bei irgend einer Gelegenheit verdrießlich erklärt, nun sei's mit der Lust zu Ende, der Hauptmann sei wieder da, und als meine Frau ihn lachend nach dem Grunde seiner Abneigung fragte, wiederum trotzig geantwortet: „Ich kann ihn nicht leiden. Er drängt sich immer an uns und ärgert Mama." — Meine Frau hatte mir das ganz betroffen wieder erzählt, worauf ich denn freilich nur die Achseln zucken konnte. Auffällig wurde uns im Verkehr mit den Freunden nichts Besonderes. Julie verhielt sich dem Herrn gegenüber, wie schon zu Emden, mehr ablehnend als anziehend, und Helder gab sich freilich ganz kameradschaftlich, aber nichts weniger als eigentlich vertraulich und wirklich freundschaftlich. Der Herr schien ihm mit einem Wort außerordentlich gleichgiltig zu sein, und die unableugbare und auch gar nicht verheimlichte Aufmerksamkeit desselben für seine Frau reizte zuweilen nur einmal seinen, dann stets gutmüthigen Spott.

Wir hatten also, um dies zu wiederholen, in der Gesellschaft nur wenig eigentlich freundschaftliche Verbindungen angeknüpft, und zwar um so weniger, als wir auch in der früheren Heimat still gelebt hatten und in den hiesigen einheimischen Kreisen, wie gleichfalls schon bemerkt, kaum ein rechtes Entgegenkommen fanden. Natürlich fehlte es uns trotzdem aber keineswegs an Bekannten, mit denen man gelegentlich hier oder dort zusammentraf und ein paar Stunden angenehm verkehrte, und vor allem gab es unter meinen Collegen mehr als einen, mit denen und deren Familien, wenn wir uns nur irgend darum bemüht hätten, sicherlich ein für alle Theile ansprechender Umgang herzustellen gewesen wäre. Ich selber konnte mich über meine Aufnahme gerade in diesem Kreise durchaus nicht beklagen. Man war mir von Anfang an allerseits freundlich und vertrauensvoll entgegen gekommen und hatte sich durch mich, wie es den Anschein hatte, nicht enttäuscht gefunden. Näher gekommen war ich jedoch nur einem, dem Rath Wilhelmi, und stand mit ihm auf wahrhaft freundschaftlichem Fuß. Wir saßen nicht selten in einer Freistunde bei ihm oder mir, und wäre seine Frau nicht unheilbar krank ge-

wesen, so würden auch unsere Familien in Verbindung gekommen sein. Kinder hatte er nicht.

Nun saß er einmal, es war in der Weihnachtszeit, auch wieder Nachmittags bei mir. Wir hatten allerhand Geschäftliches besprochen und hernach über seine trübseligen häuslichen Verhältnisse geredet — er that das sonst nicht leicht, aber er war durch das qualvolle Hinsiechen der Frau gerade jetzt besonders niedergedrückt und äußerte sich diesmal eingehender und hingebender als je. Jedoch überwand er diese „Schwäche", wie er es hieß, auch jetzt bald und wandte das Gespräch mit einem: „Aber was nützt das alles? Es ist einmal so und muß mit Muth überwunden werden!" — anderen Gegenständen zu.

„Sprechen wir ein wenig von Ihnen," redete er weiter, nachdem er sich leicht über die Stirn gefahren war. „Es liegt mir da schon längst etwas auf dem Herzen, das ich nur aus der herkömmlichen dummen gesellschaftlichen Feigheit bisher zurückgehalten habe. Jetzt muß es aber einmal sein; Sie haben mich gerade heut als einen Menschen kennen gelernt, der es treu und redlich meint und Vertrauen zu Ihnen hat." Und nach dieser mich überraschenden Einleitung fügte er im ernstesten Tone hinzu: „Sie stehen mit Helders

auf sehr vertrautem Fuß, auch Ihre Frau. Nicht wahr, Sie kennen die Herrschaften schon von Altersher?"

„Ja wohl, die Frau sogar seit ihrer Geburt," entgegnete ich immer überraschter. „Aber wo wollen Sie hinaus, Wilhelmi?"

Er winkte ablehnend mit der Hand und meinte: „Erzählen Sie mir ein wenig von dieser Bekanntschaft mit den Leuten, denn ich möchte doch etwas mehr davon wissen, bevor ich weiter zu Ihnen spreche und mich verständlich mache. Hernach, hoffe ich, werden Sie mir Recht geben oder mich widerlegen." — Und da ich ihn, wie ich gesagt, als Ehrenmann kannte und sein ganzes Wesen mir unbedingtes Vertrauen einflößte, so erfüllte ich sein Verlangen und berichtete von jener intimen Verbindung mit Juliens ganzer Familie und ihr selbst, wie lange wir trotzdem getrennt gewesen und uns vollständig aus den Augen gekommen, endlich, wie wir jetzt unvermuthet auf dem Schiff wieder zusammengetroffen und seitdem natürlich im freundlichen Verkehr geblieben seien.

Er hatte mir aufmerksam, aber ohne eine Zwischenbemerkung zugehört. Ja, als ich endlich schwieg, blieb er eine Weile still und sagte dann

mit nachdenklichem Blick: „Also wissen Sie, wenn ich Sie recht verstanden habe, über das Leben Ihrer Freunde, wenigstens während der letzten fünf oder sechs Jahre, im Grunde so gut wie gar nichts?“

„Länger — länger!“ entgegnete ich kopfschüttelnd. „Meine Correspondenz mit den Uebrigen ist eine immer spärlichere geworden, und es war überdies in den Briefen der Ihrigen schon längst fast niemals mehr die Rede von Julien — seltsamerweise, wie ich es im Sommer zuerst auch gegen sie selber betonte.“

„Und wie nahm die Dame diese Bemerkung auf?“ fragte er aufmerksam.

„Sie zuckte die Achseln, aber ohne sich anscheinend darüber zu wundern,“ versetzte ich und fügte hinzu: „aber nun, Freund, kommen Sie endlich auch zu den Gründen Ihres Verhörs! Sie machen mich ordentlich ein bischen bange!“

„Ich komme auch schon,“ sprach er in auffällig schwerem Tone. „Sie wissen also nichts von dem Leben der Leute, wiederhole ich, und dennoch machte dies Leben, das heißt wohlverstanden, eigentlich nur das der Frau, seinerseits leider nur allzuviel und meistens nichts weniger als gut von sich reden. Man sprach — sagt' ich's Ihnen

schon einmal, daß ich bis vor vier Jahren beim Appellhof zu D. war, wo damals auch Helder stand? — man sprach, sage ich, viel von dem — ungenirten, schrankenlosen Leben der Dame und ließ es hierbei bewenden, nur weil der Mann dazu schwieg oder doch nichts darauf zu geben schien. Hernach gab es aber dennoch etwas wie einen Bruch zwischen Beiden. Sie war Jahr und Tag von ihm fort und es kam erst nach seiner schweren Verwundung vor Paris, wo sie ihm nachgereist sein und ihn aufopfernd gepflegt haben soll, wieder zur Verständigung. Seitdem sind sie allerdings anscheinend ja in gutem Frieden. Aber man hat doch auch hier von den alten Historien gehört und flüstert sich leider auch hier schon wieder allerhand über die Dame zu."

„Aber wie in aller Welt ist dies möglich?" fragte ich wirklich bestürzt, denn das Vernommene ging doch über alle meine früheren, gelegentlichen unbehaglichen Ahnungen weit hinaus. „Es paßt so ganz und gar nicht zu ihrer Erziehung, ihrem Wesen, so weit ich von demselben weiß, und stimmt ebenso wenig zu dem, was ich jetzt von ihr sehe, am allerwenigsten aber zu Helder! Ich halte ihn für alles eher als für einen Schwächling

oder auch nur Gleichgiltigen, der sich dergleichen gefallen oder sich, wo es einmal zum Eclat gekommen, auch wieder nur begütigen ließe. Das machte ihm ja auch schon seine Stellung unmöglich."

„Behüte mich Gott," sagte er, „daß ich eine bestimmte Anklage gegen die Dame erheben sollte, obgleich mir ihr allerdings unvorsichtiges Treiben ebenso wie Anderen wohl sichtbar werden mußte. Trotzdem könnte es dort vielleicht doch Einiges geben, was ihre Schuld nicht wenig verringerte. Ich kann nur das Eine bestätigen, was übrigens auch gerade kein Geheimniß ist, daß die Stellung des Paares auch nach der Rückkehr aus dem Felde, trotz allem Wohlwollen für den Mann, zu D. absolut nicht wieder erträglicher werden konnte, so daß die Versetzung aller Welt willkommen war.

„Ich will Sie gegen Ihre Freunde nicht erkälten, lieber Meining," schloß er, „aber ich will Sie aufmerksam machen, damit Sie gegebenen Falls Bescheid wissen und, vermöge der alten Freundschaft, vielleicht einmal ein Mahnwort sprechen können. Sie müssen bemerkt haben, daß man auch hier nicht günstig gegen die Leute gestimmt ist, und ich darf Ihnen anvertrauen,

daß man sich hie und da über ihren vertraulichen Umgang mit Ihnen wundert. Ich habe dies gelegentlich schon für eine übertriebene Strenge erklärt und thue dies jetzt, nach Ihren Mittheilungen, noch entschiedener. Trotzdem — mißverstehen Sie meine Offenheit nicht und — seien Sie aufmerksam."

Als Wilhelmi nach diesem Gespräch aufgebrochen, und ich erst ein paar Minuten mit meinen, wie ich wohl kaum noch zu versichern brauche, wenig angenehmen Gedanken allein geblieben war, ging die Thür auf und meine Frau kam mit einer Eile herein, die mit ihrer gewohnten Ruhe scharf contrastirte. Sie sah sich in dem dämmerigen Zimmer suchend um. „Schon allein?" fragte sie; „ich hörte doch Wilhelmi nicht fortgehen! Aber desto besser. Denk', Helder ist schon seit einer Stunde drüben und in einer mir unheimlichen Unruhe. Er möchte Dich sprechen, lehnte es aber, als er von Wilhelmi's Besuch hörte, fast barsch ab, herüber zu gehen. Jetzt — soll ich ihn schicken oder kommst Du zu uns?"

„Nicht doch," versetzte ich, er wird besser hier bei mir sein!" Und ich ging gedankenvoll im Zimmer auf und ab. Wilhelmi's Mittheilungen,

Helder's Erscheinen zu dieser für ihn ungewöhnlichen Zeit und Sophiens Bemerkung über ihn, gewannen einen Zusammenhang, der mich beunruhigte. Aber ich fand nicht viel Zeit zur Ueberlegung. Denn er trat schon nach wenigen Augenblicken bei mir ein und zwar ersichtlich in einer Aufregung, welche ihn schon die paar Secunden zu lang finden ließ, während welcher die ihm folgende Dienerin die Lampe auf den Tisch stellte. Und ich kannte ihn bisher doch, dem Rufe nach als Soldat, und in unserem häuslichen Verkehr durch eigene Anschauung, als einen ausnahmslos ruhigen, behaglichen, wenn allerdings auch fest und zuweilen scharf bestimmten Mann.

Und das Mädchen war kaum aus der Thür, so stand er auch schon neben mir, packte meine Hand mit eisernem Griff und sagte in gepreßtem Tone, als ließe die Ueberfülle seiner Empfindung die Worte kaum heraus: „Franz —" — er hieß mich zuweilen gleichfalls so, wie seine Frau immer, bei meinem Vornamen — „Franz, es ist eine Nothsache — ich reise in einer Stunde ab und brauche einen — einen —"

Die Thür ging wieder auf, meine Frau kam von neuem herein. „Heut ist ein rechter Besuchs-

tag," sagte sie in munterem Ton, während ihr Auge aber, wie mir schien, mit einer gewissen Scheu an Helder vorüberstreifte und ersichtlich sorgenvoll dem meinen begegnete. „Der Herr Hausgenosse thut uns die Ehre an und wünscht auch Dir seine Aufwartung zu machen. Ich habe ihm von einem Geschäftsbesuche gesagt, aber anzufragen versprochen —"

„Ganz recht," unterbrach ich sie, zugleich überrascht und ungeduldig. „Ich ahne nicht, wie ich zu dieser Ehre komme, etwas Pressantes kann's aber kaum sein. — Wie ist's?" wandte ich mich an Helder. „Kann meine Frau Sie nennen?"

„Ja, warum denn nicht?" versetzte er bemerkbar spöttisch, „nur nicht gestört ohne guten Grund! — Proon ist ein Narr, aber ein unschuldiger." Und als Sophie uns auf diese Worte hin mit einem neuen scheuen Blick verlassen hatte, wandte er sich mit anscheinend völlig wieder gefundener Ruhe gegen mich und redete in ganz natürlichem Tone weiter: „Nichts für ungut, Nachbar, ich war vorhin ganz aus dem Häusel, daß Sie mich ja wohl für närrisch halten, oder an ein großes Unglück denken mußten. Nichts davon! Mir ist nur der Kopf kraus von

Scherereien aller Art, und das Feuer brennt mir auf die Nägel. Sie wissen," fuhr er ungeduldig fort, „es war neulich von einer Reise nach M. die Rede, die dann aber aufgeschoben wurde. Nun telegraphirt mir aber der Alte vor einer Stunde, daß er mich dennoch haben will, und wie ich mich arrangire, kümmert ihn nicht. Da stecke ich nun in einer schönen Hetzerei, ich muß mit dem Halbsiebenuhr-Zuge fort. Am heiligen Abend kann ich nicht hier sein — das thut mir der Kinder wegen bitter leid — meine Frau hat gar keinen Sinn und Geschick für dergleichen; nehmt Ihr Beide Euch der armen Dinger ein wenig an, Franz! Und dann" — sein bisher höchstens ein wenig verdrießliches Gesicht gewann plötzlich wieder den gespannten, ja finstern Ausdruck, und seine Worte kamen sozusagen stoßweise — „und dann — der Hauptgrund meines Kommens! — haben Sie, als alter Freund, ein Auge auf Julie! Ich kann ihr nicht einmal mehr Adieu sagen; sie ist vor Mittag mit den beiden Kleinen nach Lodenhof hinausgefahren und kommt erst spät heim. Es hat" — sein Gesicht wurde noch herber — „einen kleinen Verdruß gegeben, eine Meinungsverschiedenheit, Verwandtengeschichten — Sie werden schon hören! Julie hat ihren

eigenen Kopf und zieht gelegentlich gerade die extremsten Schritte vor. Achten Sie auf sie, bitte ich also, und mäßigen Sie nach Kräften. Sie muß sich besinnen, oder ich stehe für nichts —".

Ich hatte ernst auf ihn gehört und noch ernster auf ihn geachtet. Dies Abspringen von seinem ursprünglichen Vorsatz, und diese spätere Wiederaufnahme desselben, machte mich betroffen, und was ich eben über Julie vernahm, bestürzte mich. Was war denn geschehen — unter unseren Augen, und dennoch, ohne daß wir davon wußten? Und was verlangte er jetzt von mir? Ich schüttelte den Kopf. „Ich verstehe Ihren Auftrag nicht," sagte ich. „Sie müssen mir wenigstens eine Andeutung geben —"

„Den Teufel will ich!" brach er aus, sein Gesicht zog sich schier krampfhaft zusammen, und seine Stimme hatte etwas Knirschendes. „Ich habe diese Nichtswürdigkeiten satt, bis in den Hals! Geben Sie nur Acht, Franz — Sie merken's schon, und dann ein fester Griff! — Adieu! — meine Zeit ist um. In acht Tagen bin ich wieder hier. Meine Kinder, Franz!" — und sich auf dem Absatz umwendend, verließ er ohne Gruß, mit harten Schritten das Zimmer.

Mir war bös zu Muthe. Es war gar kein

Zweifel, daß sich hier etwas vorbereitete oder vielmehr anscheinend schon begonnen hatte, was für die Freunde und ihre Zufriedenheit möglicherweise so unheilvoll wie irgend denkbar sein, oder werden konnte, während Unsereiner dennoch nichts dafür oder dawider zu thun vermochte. So ging ich in schweren Gedanken zu meiner Frau hinüber, aber da fand ich auch keinen Trost. Was sie von mir vernahm, bestürzte sie nicht weniger, als vorhin mich. Denn daß das, was uns an den Freunden und in ihren Verhältnissen unklar erschienen war, einen solchen Hintergrund haben könnte, hatten wir, wie gesagt, Beide nicht befürchten können, und was sich jetzt vor uns daran zu schließen schien, berührte uns fast noch unheimlicher. Wir waren in den letzten acht bis vierzehn Tagen mit Helders vielleicht nicht ganz so häufig und häuslich behaglich zusammengetroffen wie sonst; aber einerseits legten wir darauf keinen Werth, denn solche Pausen finden sich gelegentlich ja auch im allerintimsten Verkehr, und andererseits waren wir uns dennoch immer noch nahe genug geblieben, um irgend eine Veränderung oder gar Störung sogleich bemerken zu müssen. Ob auch die plötzliche Reise mit dem Uebrigen zusammenhing, wußten wir nicht. Sie

war allerdings schon beabsichtigt gewesen, aber wieder aufgegeben worden. Daß sie jetzt dennoch unternommen wurde, konnte nicht weiter auffallen. Es handelte sich um rein dienstliche Angelegenheiten. Der commandirende General zog, wie wir gehört hatten, Helder gern und öfters zu Rath, und es war schon von der Versetzung desselben nach M. die Rede gewesen, damit der alte Herr ihn stets bei der Hand habe.

„Hat Proon sich über den Zweck seines Besuches geäußert? Hast Du ihm etwas von Helder's Anwesenheit gesagt?" fragte ich endlich meine Frau, bevor ich mich in mein Zimmer und an meine Arbeit zurückbegab.

„Ja," versetzte sie, „der Oberstlieutenant fand es ja ganz natürlich, und es war auch der beste Abweisungsgrund. Er war mehr überrascht, als er's merken lassen wollte, und zerbiß sich, wie ich wohl sah, beinah' die Lippen, meinte dann jedoch, da stehe er natürlich zurück, werde sich aber zu einer andern Stunde die Ehre erbitten, denn er wolle Dich gern in einer ihm peinlichen Angelegenheit um Rath fragen. So könntest Du ja zu ihm kommen, sagte ich, aber das verbat er, seiner dienstlichen Geschäfte wegen."

„Soll mich wundern, wo's mit dem Rath

hinausläuft", meinte ich kopfschüttelnd. „Wenn's nur nicht auch zu dem Andern gehört!" —

Als ich später wieder in's Wohnzimmer und zu den Meinen zurückkehrte, fand ich Karl da, der bei solchen Ausflügen Juliens meistens der Schule und seiner Arbeiten wegen zurückbleiben mußte. Er hatte vorhin den Vater zum Bahnhof begleitet und war dann, weil er sich daheim zu einsam fühlte, zu uns herüber gekommen, wo er sich immer wohl aufgenommen wußte. Er brachte uns nun die Abschiedsgrüße des Vaters, der für seinen kurzen und raschen Aufbruch um Entschuldigung bitten ließ.

„Ja, ja," sagte ich, „dies ist Deinem Vater, glaub' ich, recht fatal gewesen. Er wäre gern zu Weihnachten bei Euch geblieben! Und was wird Deine Mutter sagen, wenn sie heimkommt und hiervon erfährt!"

Und des kleinen Burschen Augen hatten wieder einmal jenen halb finstern, halb trotzigen Blick von früher, und seine Stimme einen merkwürdig kalten Klang, als er entgegnete: „Oh, Mama macht sich nichts d'raus, sie zankt doch nur gleich wieder mit dem Papa. Und zu Weihnachten, hat der Papa gesagt," fügte er hinzu, indem er sich an meine Frau schmiegte, „sollen

wir ja bei Euch sein und wir freuen uns darauf. Für Mama ist das alles blos langweilig."

„Hörst Du dergleichen öfters?" fragte ich, als wir allein waren, meine Frau. „Ist er jemals unartig gegen die Mutter?"

„Nein, das nicht," entgegnete sie verstimmt, „allein er ist kalt und geht ihr aus dem Wege. Ich finde das traurig genug, aber wie könnt' es anders sein? Ich höre nie von ihr zu ihm ein freundlich Wort, sie zieht ihn niemals an sich, sondern drängt ihn stets eher von sich fort, und zeigt stets Gleichgiltigkeit oder Unzufriedenheit. Dergleichen wirkt dann natürlich zurück, und das Kind denkt — es ist mehr als traurig, sag' ich — von der Mutter nicht besser, als sie von ihm."

Drittes Kapitel.

Am folgenden Morgen, als ich nach der Kaffeestunde wie gewöhnlich noch für eine Weile bei meiner Frau sitzen blieb, unser Paul schon zur Schule gegangen war und die Kleinen bei uns im Zimmer umherspielten, öffnete sich die Thür, und Julie schlüpfte herein. Sie war, wie ich wußte, stets früh im Gange, aber daß sie zu dieser Stunde, wo an dem sehr dunklen Morgen noch die Lampe auf dem Tisch brannte, schon über die Straße zu uns kam, weissagte mir nichts Gutes.

„Ei wirklich — schon munter?" rief sie, den Shawl abwerfend, mit dem sie zum Schutz gegen das schmutzige Wetter den Kopf verhüllt hatte. „Ich fürchtete euch noch in den Betten zu finden, ihr Langschläfer?"

„Nun, nun," meinte ich lachend, „das Wunder ist bei Dir größer als bei uns. Als Karl um

zehn Uhr hinüberging, warst Du noch nicht zurück."

„Nein, wozu? An meine Ruhe denkt Niemand, und ich thu's auch nicht. Es war draußen charmant, man lebt einmal ordentlich wieder auf. Hier geht's anders zu und hab' ich für mich allein zu sorgen. Der eine läuft davon, die Anderen thun den Mund nicht auf." Sie zuckte die Achseln. „Das ist nicht anders, nur convenirt es nicht immer. Darf ich Dich vielleicht um eine Erklärung dieser seltsamen Reise ersuchen, Franz? Helder war ja bei Dir, hört' ich."

Ihre Gereiztheit war mir, wie gesagt, schon bei ihrem Eintritt klar gewesen und trat mit jedem Worte deutlicher hervor. Doch versuchte ich noch eine Beschwichtigung und sagte ruhig: „Ich weiß nicht, was Dich daran so verdrießt, Julie. Es war ja schon davon die Rede, und nun erhielt Dein Mann gestern die Ordre, daß er augenblicklich kommen soll. Du hattest Dich davon gemacht —" sie fuhr auf und warf meiner Frau und mir einen blitzenden Blick zu — „also konnte er nicht Abschied nehmen, wie fatal es ihm auch war. Grüße aber trug er mir auf, und Dein Karl —"

„Karl als Liebesbote?" sagte sie mit bitte-

rem, höhnischem Tone. „Da könnt' ich lange warten!"

Meine Frau stand auf und führte zu meiner Beruhigung die Kinder aus dem Zimmer, denn Verhandlungen, wie sie uns hier bevorzustehen schienen, eigneten sich allerdings am wenigsten für so junge Ohren. Und als die Thür in's Schloß gefallen war, sagte ich auch schon entschlossen: „Gib dies leere Gerede auf, Julie, und sprich offen heraus. Du bist gereizt, merk' ich, ohne daß ich freilich ahne —"

„Ja natürlich? Wo ahnte dies jemals einer von den Herren der Schöpfung einer armen Frau und noch oben darein der eigenen gegenüber!" brach sie hohnvoll lachend aus. „Das wäre wider die Natur, und wider die Natur wär's, wenn Unsereins an sich selbst denken und von sich selbst wissen wollte! Da zerrt man uns herum, daß uns Hören und Sehen vergeht — Helder versteht dergleichen ausgezeichnet, versichere ich Dich! — und wenn man dann in der Verzweiflung entflieht, um nur einmal wieder unter Menschen zu sein und eine ruhige Stunde zu finden, da ist der Lärm groß und man wird verklagt — oh leugne nicht, leugne nicht!" fuhr sie zur Antwort auf mein Kopfschütteln noch

heftiger fort. „Du sagtest, daß ich mich davon gemacht habe — ich verstehe das gut genug und weiß, was sich daran geschlossen hat. Und dann macht er sich davon und läßt mich im Stich — was geht's ihn an, wie ich mich durchschlage, und wenn ich mich — in seinem Sinn! — blamire, das ist ihm recht! Das bestätigt ja die schon zuvor erhobene Anklage! — Oh, ich kenne das! — Und da soll ich nicht gereizt sein — nein, die demüthige und gehorsame Dienerin, die im Staub liegende Sklavin, die sich voll Seligkeit opfern läßt! Oh!" Und ihre Gestalt bebte, und die Augen blitzten von zornigen Thränen.

Der Eindruck dieser heftigen Worte auf mich war trotz allem, was dawider zu sprechen schien, eher ein für Julie günstiger. Alles, was ich bisher an ihr beobachtet und über sie vernommen, hatte im Grunde wider sie gesprochen, allein, die Wahrheit zu sagen, doch niemals, ohne daß sich in mir zugleich etwas wie ein leiser Zweifel oder vielmehr wie die heimliche Frage geregt hatte: ja, wie ist denn dies aber gerade bei ihr möglich? Ich hatte sie vordem, wie man sich erinnert, auf das zärtlichste geliebt, ja nicht höher geschworen als bei ihr und mich niemals in einem solchen Glauben von ihr getäuscht ge-

funden. Nun, neuerdings, wo ich sie nach langer Trennung allerdings sehr verändert wiederfand, sollte es damit ganz anders stehen, ohne daß mir Jemand gesagt hätte, wodurch diese Veränderung veranlaßt worden und wie sie sich allmälig entwickelt hatte. Von dem äußeren Gang ihres Lebens wußte ich wenig, von dem innern nichts — sie selber redete darüber noch weniger als Andere! — und von Helder, der doch ein Hauptfactor in demselben war, und von der Ehe mit ihm war nur insofern die Rede, als man hier keinerlei Schuld an den vorgefallenen Störungen finden zu können behauptete.

Gerade hier aber widersetzte sich in mir, wie gesagt, jenes alte heimliche Zutrauen. Denn wie Julie auch gewesen und was aus ihr geworden sein mochte — eine Natur von jener Selbständigkeit, die auch im intimsten Verhältniß keinem fremden Einfluß unterliegt und sich ganz und gar aus sich selbst entwickelt, war sie keinesfalls, und ein nach allen Seiten hin genügendes und zugleich gerechtes Urtheil über sie war nur dann möglich, wenn man auch jene Einflüsse kannte und in Betracht zog. Und nun hörte ich sie sich zum ersten Male über den Gatten äußern und sah daraus, trotz ihrer Leidenschaftlichkeit

doch das Eine oder Andere hervordämmern, was dann am Ende doch auch wohl einmal nach ihm zu fragen erlaubte.

Dies war keineswegs, wie hier in der Darstellung, das Ergebniß einer langen Erwägung und Ueberlegung, sondern stand auf ihre heftigen Worte hin und trotz derselben schon vollständig fertig in mir, und als sie abbrach, versetzte ich auch ohne eine große Pause um vieles milder: „Was Dich so erregen und reizen kann, weiß ich, wie gesagt, nicht, Julie. In dem mir Bekannten finde ich keinen Grund dazu. Dein Mann war gestern Nachmittag bei mir, und wie ich nicht leugnen kann, gleichfalls in einer für ihn ungewöhnlichen Aufregung. Er redete von allen möglichen Scherereien, die ihn plagten, und verwünschte die Eile des Aufbruchs. Er sprach von Verwandtengeschichten, wie er sich ausdrückte, die Euch gestern Morgen verstimmt hätten, und bat mich, Dich vor extremen Entschlüssen zu warnen —“

„Ah bah — ah bah!“ sagte sie plötzlich, aus ihrem bisherigen finstern Schweigen heraus mit fast verächtlichem Achselzucken. „Aber fahre nur fort in Deiner Lobrede.“

„Ei, ich merke eben, daß Helder nicht Unrecht

haben möchte mit seiner Sorge!“ bemerkte ich scharf. „Was bezweckst Du bei mir eigentlich mit solchen Redensarten? — Also, ich bin fertig. Er empfahl uns Dich und die Kinder, weil er zum Fest nicht hier sein könnte, und schien diese Reise überhaupt schwer zu nehmen, wenn er vielleicht auch ganz gern überflüssigen Erörterungen aus dem Wege ging. Davon sagt' er, und darin stimme ich ihm bei, auch ohne Näheres zu wissen,“ schloß ich achselzuckend. „Denn daß dergleichen eine specielle Liebhaberei von Euch Frauen sind, weiß auch ich und habe gleichfalls einen heiligen Respect vor ihnen, ja könnte auch meinerseits um ihretwillen gelegentlich schon eine Reise riskiren. Also, wo ist nun der Grund zur Heftigkeit, Julie?“

„Ja freilich,“ erwiderte sie bitter lachend, „wo wäre da ein Grund, nicht seelenvergnügt zu sein und, wo es unbehaglich werden könnte, hübsch davon zu laufen? Das versteht Ihr Männer, und Du bist vom gleichen Teige, Herr Franz! So will ich denn nur fort,“ fügte sie hinzu und zog den Shawl wieder über den Kopf. „Ob ich ein braver Zögling sein und Deinem Schutze Ehre machen werde, wird sich zeigen. Ich habe aber sehr viel zu thun, daß man mir am Ende

nicht liebenswürdigerweise nachsagt, ich sei auch eine schlechte Mutter! — Grüß Deine Frau!"

„Julie —," sagte ich herzlich, aber sie war schon an der Thür und hinaus, ohne auf mich zu hören, und ich fand mich allein und ziemlich unzufrieden mit mir selbst. Denn was ich vorhin über den Eindruck sagte, den sie heut auf mich gemacht hatte, traf jetzt noch viel entschiedener zu. Daß ihr Unrecht geschehen sei, war augenscheinlich. Jedes Ding hat, um einen trivialen Satz dennoch von neuem auszusprechen, seine zwei Seiten und Helder war anscheinend vor dieser zweiten Seite davongelaufen und ich hatte sie gleichfalls nicht zur rechten Zeit sehen wollen. Wann kam dieselbe nun einmal wieder, oder war sie, wie das zuweilen wohl leider einmal passirt, auf immer vorüber? Meine Sorge um die alte Freundin wuchs, ohne daß ich recht wußte, weshalb, mehr und mehr.

Mittags, da ich aus dem Justizgebäude nach Hause zurückkehrte und am „Lamm" vorüberging, trat gerade ein Fremder auf die Thürstufen und wandte sich, stehen bleibend, um, den Schirm zusammenziehend und den angeflogenen Schnee vom Pelze schüttelnd. Dabei mochte

sein Blick auf mich fallen, denn er stutzte, blickte mich schärfer an und rief in zweifelndem Tone: „Meining?“ — Und fast zugleich sagte auch ich, ihn erkennend und mich ihm zuwendend: „Wie denn, Elden, Sie sind's? Hier, und mitten im Winter?“

Wir schüttelten uns die Hände und thaten dies noch herzlicher, als wir in den Hausflur zurückgetreten waren. „Von mir kann Sie dies nicht groß wundern, alter Freund,“ sprach er lebhaft, „Sie kennen mich ja wohl noch als richtigen Wandervogel, der nicht viel von einem heimatlichen Nest weiß. Aber mit Ihnen ist's anders. Wie in aller Welt finde ich Sie jetzt hier, in dem abgelegenen Ort? Oder haben Sie hier Geschäfte?“

„Ei, lieber Gott,“ antwortete ich munter, denn die Begegnung mit dem seit manchen Jahren nicht mehr gesehenen Bekannten freute mich, „ich bin hier seit einem halben Jahre angestellt.“ —

„Eine Prachtnachricht, alter Freund, ich möchte Ihnen um den Hals fallen!“ rief er fröhlich aus. „Wir sind auf dem Heimwege von Italien und kamen hier gestern Abend an, um ein paar Tage auszuruhen — meine Frau ist ein wenig marode! — und uns wegen eines Winteraufenthaltes zu

entschließen. Sie wissen ja, einen festen Platz gibt es für uns Vagabunden nicht! Und nun mache ich einen Geschäftsgang zum Bankier und sehe mir dabei Euer Nest an und zucke die Achseln einmal über das andere und überlege, ob wir nicht lieber heut Nachmittag schon weiter fahren. Und da kommen Sie, alter Schatz, und wohnen hier und werfen alle neuen Pläne über den Haufen! Denn natürlich bleiben wir jetzt hier! Kommen Sie — kommen Sie! Meine Frau wird eine mächtige Freude haben!"

Und das war alles ganz recht und richtig. Richard Elden war kein wirklicher Jugendfreund, da er um gute zehn Jahre älter als ich sein mochte, stammte aber aus dem gleichen Ort, war mit Juliens und meinen Eltern gut bekannt und heiratete endlich auch eine Freundin unserer älteren Schwestern.

Bald darauf zog er sich aus dem Droguen- und Farbwaarengeschäft, an dem er betheiligt war, zurück und lebte fortan als freier Mann seinen Liebhabereien und Neigungen — ein umgänglicher, heiterer Mensch, voll einer ganz achtungswerthen Theilnahme auch für höhere Interessen, sehr reich, mit einer liebenswürdigen Frau und ohne Kinder, dafür aber in desto lebhafterem

Verkehr mit der Welt — mit einem Wort, für einen Mann, oder vielmehr für ein Paar dieser Art in der denkbar glücklichsten Lage. Denn seine Frau hatte sich mit dem Leben etwa auf den gleichen Fuß gestellt, wie er. Bald nach seinem Austritt aus dem Geschäft gab er die alte Heimat auf und wählte einen andern Aufenthaltsort, denselben, wo auch ich damals meine Anstellung gefunden und eben geheiratet hatte. Dort lebten wir mit einander im angenehmsten Verkehr bis nach einigen Jahren von neuem die Wanderlust über das Paar kam und dasselbe weitertrieb. Zu Anfang hörten wir noch ein paar Mal von einander, kamen uns dann jedoch aus den Augen und hatten jetzt vielleicht seit acht oder neun Jahren nichts mehr über das Verbleiben des Andern erfahren.

Trotzdem hatten wir, wie sich bei unserer jetzigen Begegnung sogleich herausstellte, weder uns selbst, noch unsere alte Zuneigung vergessen. Frau Henriette, welche ich jetzt alsbald oben in ihrem Zimmer begrüßte, blieb hinter ihrem Gatten nicht zurück, und um uns Allen genug zu thun, wurde ausgemacht, daß wir den Abend in meinem Hause verbringen wollten, um rechte Muße zum Aussprechen zu haben. „Und zu überlegen, was

aus uns wird," fügte Elden händereibend hinzu. „Denn ehrlich gesagt, haben wir das Herumziehen Beide ein wenig satt und sehnen uns nach einem festen Platz bei guten Freunden. Und wenn wir damals auch bei Euch nicht aushielten, so blieben jene Jahre doch fast als unsere besten und vergnügtesten in meiner Erinnerung und wir möchten's schon noch einmal so gut haben. Man spürt allmälig doch, daß man in die Jahre kommt, alter Schatz!"

Meine Frau hatte, als sie von der Begegnung erfuhr, gleichfalls eine herzliche Freude, denn es waren, wie Elden sagte, wirklich vergnügte Jahre und die Freunde auch ihr lieb gewesen. Wir freuten uns auf den Abend, und weil Julie vordem mit den Beiden gleichfalls gut bekannt gewesen war, so hieß ich Sophie sie um so eher zu uns laden, als sie in ihrer Verstimmung wohl Zerstreuung und Aufheiterung brauchen konnte. „Lasse ihr nur von einem Besuch sagen, aber keinen Namen nennen," setzte ich hinzu, „daß die Ueberraschuug eine vollständige wird. Mit den Jahren hängen sicherlich keinerlei unangenehme Erinnerungen zusammen."

Sophie stimmte mir zu und ich ging an meine Arbeit, welche in diesen Tagen gerade drängender

als gewöhnlich war, so daß ich meine Frau erst wieder sah, als wir die Gäste schon demnächst erwarten durften. Julie hatte die Einladung angenommen und war nach der Aussage unseres Paul, der dieselbe überbrachte, sehr neugierig und sehr lustig gewesen. Sie hatte aber die Bedingung gemacht, daß sie gleichfalls einen Gast mitbringen dürfe, der Mittags hier eingetroffen sei. „Sage dem Vater nur, es sei auch ein alter Bekannter," hatte sie Paul lachend gesagt. „Den Namen erfahrt Ihr zur Strafe für Euer Heimlichthun nicht. Das wird ein rechter Abend der Ueberraschungen!"

Nun, dieser Abend kam und mit ihm erschienen, fast noch vor der festgesetzten Stunde Eldens. „Halten Sie uns diese Pünktlichkeit zu gute, kleine Frau!" sprach er jovial und drückte und schüttelte Sophiens Hand in der seinen und schaute ihr warm in die Augen. „Meining hat es heut Mittag wohl gemerkt, wie wir uns freuten, und wäre es blos darnach gegangen, so säßen wir schon seit einer Stunde hier! Kinder, es ist eine Freude, Euch zu sehen! Ihr habt Euch prächtig miteinander conservirt, man spürt nichts an Euch von den zehn Zwischenjahren und es kann wieder mit uns anfangen, wo es damals aufhörte."

„Ja, ja," bemerkte die Frau kopfschüttelnd, „wären wir nur zu guterletzt nicht so unangenehm aus dem Traum aufgeschreckt worden!" Und auf meinen verwunderten Blick fügte sie mit neuem Achselzucken hinzu: „Es war wohl nur eine Täuschung — als wir hier in's Haus traten, streifte Jemand an uns vorüber, der merkwürdigerweise Elden und mich zugleich an ein und denselben Menschen erinnerte — einen Herrn von Proon —"

„Wie?" rief ich, „Proon? Der wohnt hier wirklich im Parterre! Und den kennen Sie?"

„Wie Sie's heißen wollen," versetzte Elden mißmuthig. „Wir hatten den unangenehmen Burschen, als wir vor dem Kriege in D. lebten, leider nur allzuoft ertragen."

„Vor dem Kriege — in D.?" rief ich mit einem Blick auf meine gleichfalls überraschte aufschauende Frau. „Da haben Sie denn ja auch wohl mit —"

Die Thür ging auf und Julie trat herein, gefolgt von einem großen, blonden jungen Mann, der mir aber auf diesen ersten Blick hin völlig unbekannt war. Doch vermochte ich ihm freilich ebenso wenig, wie einer von den Anderen in diesem Augenblick eine wirkliche Beachtung zu gewähren, da einstweilen Julie selber und zu-

gleich auch Eldens meine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Denn Julie stand, wie sie mit dem ersten Schritt in's Zimmer getreten war, gleichsam eingewurzelt, so daß der ihr Folgende beinahe die Thür nicht schließen konnte, und ihr Auge traf Eldens mit einem Blick, der von der jähsten und zugleich fast ungläubigen Ueberraschung schon in der nächsten Secunde zu dem finstersten Zürnen hinüber sprang. Und nicht anders war es bei den Anderen — auch hier das jähe Aufzucken, das Anstarren, als erblickten sie etwas Unmögliches, und der Ausdruck der tiefsten Mißempfindung, welche jede, auch die leiseste mildere Regung ausschließt.

Doch war das alles hüben und drüben nur gewissermaßen wie das jähe Aufbrausen der ursprünglichen und ungebändigten Menschennatur, die sich aber schon im nächsten Augenblick der alten gesellschaftlichen Schulung entsinnt und sich derselben wohl oder übel unterwirft. Julie trat rasch vor und meinte, der Einen und dem Andern die Hand hinreichend, sogar mit einer gewissen Lebhaftigkeit: „Eldens, in der That, Franz, sie hätte ich hinter Deinen Gästen am allerwenigsten erwartet! Kommen Sie endlich einmal wieder in unser Sibirien zurück?" Und

Elden versetzte, freilich um vieles trockener und mit auffällig festem Blick, als wollte er nicht blos das Aeußere der Dame, sondern auch jede ihrer Bewegungen, jeden Blick ihres Auges und jeden Laut ihrer Stimme controliren: „Genau wie bei uns, Julie! Sie hätten wir hier auch nicht gesucht! Es scheint hier ja ein ganzes Nest von alten Bekannten zu sein!“

Frau Elden hielt noch die dargebotene Hand Juliens fest, ihr Auge ruhte auf ihr mit milderem Ausdruck und ihre Stimme klang gleichfalls wärmer, als sie fragte: „Wohnst Du denn jetzt hier, Julie? Wir haben schon seit langem kein Wort mehr von Euch gehört.“

„Ja, wir wohnen seit dem vorigen Winter hier, wo Helder das hiesige Bataillon erhielt,“ antwortete sie, indem sie jetzt erst ihre Hand zurückzog, beinahe in munterem Ton. „Und — wie mir dies für uns Alle leid thut! Helder ist nicht hier — er ist gestern mit seinem gewöhnlichen Eigensinn nach M. zum Commandeur gefahren, und kommt erst nach Weihnachten zurück. Oh dieser Eigensinn! Ich habe mir die Lippen müde geredet, um ihm zu beweisen, daß er jetzt nicht fort dürfe — es war förmlich, als wüßt' ich's, was uns bevorstand! Aber nein, er mußte

fort! Nun, wenn er von Euch erfährt, wird der Jammer freilich groß sein, aber ich gönne ihm's beinah' — es ist die gebührende Strafe! Ihr bleibt doch aber wohl länger hier?" Und plötzlich den Kopf herumwerfend zu ihrem Begleiter, der noch immer bei der Thüre stand, fuhr sie, zu mir gewendet, gleich lebhaft fort: „Aber ich bin ganz confus geworden! Ich vergesse Dich ganz, Cousin! — Komm her und gib Franz die Hand — Euch brauche ich ihn wohl nicht wieder bekannt zu machen, Henriette? — Aber Du, Franz — kennst Du ihn noch?"

Da ich den herantretenden Herrn jetzt näher und in vollem Lichte vor mir sah und obendrein Juliens Bezeichnung vernahm, glaubte ich ihn allmälig allerdings zu erkennen und fand meine Vermuthung alsbald von ihm bestätigt. Es war ein Verwandter von Juliens Familie, aber nicht aus unserer Vaterstadt, wenn er auch ein paar Mal dort zum Besuch gewesen. Ich hatte ihn kaum gekannt, denn er war bedeutend jünger als ich, ungefähr in Juliens Alter, und ich kam damals schon, wie früher gesagt, gleichfalls nur noch auf Besuch in die Heimat. Seitdem hatte ich kaum jemals wieder von ihm etwas erfahren, bis ich nun im Laufe der Unterhaltung vernahm,

daß er eine Zeit lang die juristische Carrière verfolgt und auch am Appellhofe zu D. gearbeitet habe, seitdem aber zur Diplomatie übergegangen und gegenwärtig der Gesandtschaft in Rom zugetheilt sei. Auf der Reise dahin kehrte er hier ein. „Und dabei," sagte Julie achselzuckend, gibt's eine neue Probe von Helder's Eigensinn! Natürlich hätte der arme Cousin bei uns wohnen müssen und natürlich muß er jetzt im Gasthof bleiben — oh über die Thorheit!"

Der Abend verging, ohne daß noch wieder etwas von den bedenklichen Zeichen und Tönen bemerkbar geworden wäre, welche uns zu Anfang betroffen gemacht hatten. Die Unterhaltung wurde eine ganz muntere, man erging sich in zahlreichen Erinnerungen. Eldens erzählten von ihren letztjährigen Fahrten; Moritz, wie ich den Vetter kurz nach seinem Vornamen heißen will, war im vergangenen Herbst daheim gewesen und hatte einen großen Theil der Verwandten und alten Bekannten wieder gesehen, mit denen auch wir Anderen vordem vertraut gewesen waren, und wußte nun allerhand mitzutheilen, und etwas konnten auch wir — „Seßhaften", sagte Elden — beitragen, so daß der Stoff, statt allmälig auszugehen, nur immer reichlicher herbeiströmte und die

Unterhaltung eine sehr lebhafte blieb. Man beredete ganz vergnüglich die neuen Begegnungen morgen und am folgenden Weihnachtsabend, wo man bei uns sein wollte, und brach endlich spät und in bester Laune zum gemeinsamen Heimwege auf.

Viertes Kapitel.

Man hätte fast glauben können, daß all' unsere bedenklichen gestrigen Wahrnehmungen nichts als Täuschungen, zum mindesten ohne irgend eine ernstere Bedeutung gewesen seien. Die gute Laune und die Unbefangenheit von gestern fanden sich heute an Eldens unverändert wieder, und als wir mit einander zu Mittag aßen, erging das Gespräch sich auch über Helder und Julie in völliger Freiheit. Mit dem „Vetter Moritz" — dem Herrn Legationssecretär — „allen Respect!" setzte Elden spottend hinzu — stand es einigermaßen anders, das heißt, nicht weniger offen, aber weniger freundlich. Er sei ein Mensch, wie die meisten Jüngeren, anspruchsvoll und mit großer Meinung von sich, eitel und unbedeutend. Helder habe ihn meistens ignorirt oder ihn ohne Umstände zurückgewiesen, während umgekehrt Julie sich ersichtlich für ihn interessirt und ihn, sei es

auch nur aus Widerspruch gegen den Gatten, überall hervorgezogen habe.

Auch Julie schien jene gestrige Erschütterung völlig überwunden zu haben. Meine Frau war am Morgen bei ihr gewesen, um noch dies und jenes für den Weihnachtsabend zu bereden und hatte sie freilich ein wenig erregt, ja fast übermüthig, aber doch in bester Laune gefunden und sich auch über Eldens völlig unbefangen und ganz munter äußern hören. Ein paar scharfe Bemerkungen des anwesenden „Vetters" hatte sie sogar lachend zurückgewiesen. Ueber diesen Vetter brachte Sophie allerdings ein äußerst ungünstiges Urtheil mit heim. Er habe sich eines Auftretens und eines Tones befleißigt, sagte sie, von denen sie nicht begreife, daß eine achtungswerthe Frau ihm dieselben nachzusehen vermöge; am fatalsten aber sei ihr seine Vertraulichkeit gegen Julie gewesen, welche sie als durchaus tactlos, ja geradezu ungezogen bezeichnen müsse und von der sie zuletzt in die Flucht gejagt worden sei. „Wie kann — wie darf Julie sich das gefallen lassen?" schloß sie zürnend. „Wie kann sie sich beklagen, wenn man sich allerhand unfreundliche Gedanken über sie macht?"

Ich schüttelte den Kopf, ohne mich jedoch weiter

zu äußern. Mir war schon gestern Abend das Auftauchen dieses Vetters im jetzigen Moment unbehaglich gewesen und die von Allen zur Schau getragene Unbefangenheit hatte mich nicht getäuscht. Ich stand auf der Wacht.

Nachmittags hatte ich noch auf der Kanzlei zu thun und als ich fertig war und nach Hause ging, war es schon völlig dunkel und die wehenden Gasflammen beleuchteten nur spärlich den schmutzigen Weg und die dicht verhüllten Passanten. So erkannte ich Proon, der an mir vorüberstrich, nicht und wurde nicht wenig überrascht, als ich ihn trotzdem plötzlich an meiner Seite sah und ihn sagen hörte: „Erlauben Sie mir, daß ich Sie ein paar Schritte begleite, Herr Rath.“ — Und auf mein höfliches: „Ganz zu Ihren Diensten, Herr Hauptmann!“ — fuhr er fort: „Daheim fürchtete ich Sie zu stören, denn wie ich gestern und heute gesehen zu haben glaube, haben Sie Besuch von Bekannten — Fabrikant Elden und Frau, denk' ich —?“

„Ganz recht,“ sagte ich einigermaßen erstaunt über diese Frage; „alte liebe Freunde, die uns gestern überraschten.“

„Ueberraschten?“ fragte er lebhaft dazwischen.

„Sie wußten nichts von der Ankunft der Herrschaften?“

„So wenig wie sie von meinem hiesigen Aufenthalt — wir trafen uns rein zufällig,“ sprach ich immer erstaunter. „Aber ich verstehe in der That nicht, Herr Hauptmann —“

„Ich habe die Herrschaften vordem zu D. hin und wieder gesehen,“ fiel er in gewissermaßen entschuldigendem Tone ein, „und es wäre mir von Interesse gewesen, zu erfahren, daß ihre Ankunft hier Ihnen oder dem Oberstlieutenant Helder schon vorher bekannt geworden sei.“

„Auch Helder nicht,“ erwiderte ich ziemlich kurz. „Sie erfuhren auch von seiner hiesigen Stellung erst durch seine Frau etwas.“

„Gottlob, wie ich's zu hoffen versuchte!“ murmelte er, und da ich überrascht stehen blieb, mit einem ernsten: „Wie beliebt, Herr Hauptmann?“ — fügte er sich besinnend und höflicher, als es sonst in seiner Art zu liegen pflegte, hinzu: „Bitte, Herr Rath, überhören Sie die überflüssige Bemerkung. Es handelt sich nicht darum. Ich wollte mir vorgestern Nachmittag einen Besuch bei Ihnen erlauben,“ fuhr er im Weitergehen fort „um Sie mit einer Frage zu behelligen, wie seltsam Ihnen dieselbe auch vielleicht erscheinen mochte.

Ich wollte Sie fragen, ob Helder Ihnen von einem Besuch gesagt habe — nicht von dem des Herrn Fabrikanten! — der ihm in diesen Tagen bevorstehen könnte, und den er etwa durch seine plötzliche Reise zu verhindern suchte?“

Ich blieb von neuem stehen, jetzt wirklich betroffen. „In der That, Herr Hauptmann,“ sagte ich nach einer Pause, „Sie sprechen in Räthseln —“

„Die ich Ihnen leider nicht einmal lösen kann, da sie mit einer alten unglücklichen Affaire zusammenhängen, über die ich kein Recht habe zu sprechen,“ unterbrach er mich hörbar gepreßt und fuhr ebenso fort: „Es handelt sich auch, wie ich schon sagte, nicht mehr darum. Helder ist fort und der — Besuch ist hier. Ich habe nur noch eine Bitte an Sie — oder vielmehr eine doppelte, denn an die erste schließt sich die zweite, daß Sie keinerlei Erklärung von mir beanspruchen, sondern die erste, wo Ihnen irgend möglich, einfach zu erfüllen suchen und dadurch schweres Unglück verhüten.“ Und ohne auf meine Unterbrechung zu hören, redete er immer in gleichem Tone weiter: „Es wäre möglich, daß Helder früher zurückkehrte, als er vorausgesehen hat, und wenn er den Besuch hier fände, einen Eclat herbeiführte.

Helder haßt, um es geradezu zu sagen, den Herrn Legationssecretär auf das tödtlichste und, wie ich hinzusetzen darf, mit allem Recht, denn er sieht in dem Herrn einen gewissenlosen Unheilstifter und würde, wie ich glaube, bei einem erneuten Versuch unversöhnlich sein. Sie, Herr Rath, stehen mit Helder und der gnädigen Frau auf freundschaftlichem Fuße und haben das volle Vertrauen Beider. Sie wissen, wie hartnäckig Frau Julie gelegentlich auf einer vorgefaßten Meinung besteht und wie heftig sie sich zuweilen entscheidet. Wirken Sie hier auf ein wenig Ueberlegung und Mäßigung — es wird, nach meiner Ueberzeugung, für Alle ein Glück sein. — Ich kann nichts weiter sagen — entschuldigen Sie mich!" Und er wandte sich, bevor ich ein Wort einzuwenden oder zu erwidern vermochte, rasch von mir und schritt den Weg zurück, den wir gekommen.

Ich ging wie betäubt und kaum eines rechten Gedankens mächtig, nach Hause und zog mich dort sogleich in mein Zimmer zurück. Aber die Einsamkeit besserte nichts, denn die Gedanken und Vorstellungen erfüllten mich nur um so drängender und finsterer, und daß gerade Proon und zwar in solcher Weise zu mir gesprochen hatte, verwirrte mich vollends und ließ mir alles in

um so unheimlicherem Lichte erscheinen. Ihm konnte ich am allerwenigsten etwas wie Selbstlosigkeit zutrauen, und wenn nicht diese, was veranlaßte ihn sonst zur Einmischung?

Es fehlte nicht an neuen Störungen und neuem Verdruß. Ich setzte mich an die Arbeit und gerieth sogleich in einen Fall der verwickeltsten und widerwärtigsten Art, den ich heut nicht zu bewältigen vermochte. Ich nahm etwas Anderes vor und hörte einen unbändigen Kinderlärm draußen auf dem Flur, den ich für meine Arbeitsstunden nicht dulden durfte. Ich schaute aus der Thür, um Ruhe zu gebieten, und sah meine Frau schon in der gleichen Absicht heraneilen.

„Julie hat schon vor Stunden ihre Kleinen zu uns herübergeschickt," sagte sie unmuthig, „daß sie mehr Zeit und Platz zu ihren Weihnachtszurüstungen habe. Und dennoch hat sie in dem großen Hause mehr Platz als wir, und Jedermann erkennt die Ausflucht. Es ist abscheulich, sie fordert das härteste Urtheil geradezu heraus. Und die Kleinen — von Karl will ich gar nicht reden — merken es auch schon. — Onkel Moritz könne den Lärm nicht vertragen, sagen sie. Aber was sagen wir?"

„Daß das Ding ein Ende nehmen muß —

ich werde mit ihr sprechen," erwiderte ich finster. „Die Kinder voll Argwohn gegen die Mutter — es ist abscheulich! Es ist, wie Du sagst — sie fordert das Urtheil absichtlich oder vollständig sinnlos heraus. Aber wie's dahin mit ihr kommen konnte — ich fasse es nicht!" Und um einen Anfang zu machen, redete ich Abends, wo man wieder bei uns zusammen sein wollte und Julie sich, natürlich in Begleitung des Vetters, erst ziemlich spät einfand, sarkastisch von dem gewaltigen Weihnachtseifer, der kaum noch im Hause Platz habe und den Kindern und uns Allen ja wohl eine fürstliche Bescheerung verheiße.

Sie wurde für einen Moment dunkelroth unter meinen Worten, die freilich für Alle vernehmbar und sicher auch verständlich genug waren, und murmelte etwas von den Kindern, die ihr nicht von der Seite wichen und ihr Zimmer zum Spielplatz erwählt hätten. „Sonst mag das gehen," setzte sie verdrießlich hinzu, „Unsereins ist an diese Unruhe gewöhnt, Andere aber, und gerade die werthen Herren, werden dabei nervös, was ich ihnen obendrein weniger verdenken kann, als manches Andere; dieser ewige Rumor ist unerträglich, man kommt zu keinem ruhigen Wort. Warum läßt Helder mich allein, statt mir, wie es sich schickt,

zu Hilfe zu kommen? Ich kann nicht für alles sorgen, und wenn er glaubt, daß ich mir seines Einfalles wegen jedes Vergnügen versagen sollte, so irrt er sich."

„Nun, nun, über den Einfall, wie Du sagst, wären wir im Klaren, dächte ich," lautete meine wiederum sarkastische Antwort, denn mich verdrossen nicht blos ihre Worte, sondern auch, und mehr noch die Blicke, welche dabei unaufhörlich zwischen ihr und dem überlegen lächelnden Moritz hin und her gingen. „Wenn's auf Helder ankäme, glaub' ich, wäre er hundertmal lieber bei uns als zu M. bei dem ungeduldigen alten General."

Und da warf sie den Kopf auf und rief mit scharfem Lachen: „Oh, freilich, freilich, und ich wette mit Dir, daß er sogar schon morgen Abend bei seinen Lieben allen ist! Es ist ein so wunderlicher Mann und macht seine thörichten Einfälle immer schnell wieder durch die klügsten gut — nur manchmal ein wenig zu spät!"

Von dem Verkehr zwischen der für mich allmälig immer räthselhafteren Frau und dem Vetter Moritz hatte mir Sophie schon am Morgen ihre Ansicht gesagt, aber was wir heut im Grunde ohne Aufhören und ohne irgend etwas wie einen

Rückhalt wahrzunehmen hatten, ging doch über alles Befürchten weit hinaus; Julie war ersichtlich in einer Weise überreizt, daß ihr alle Besonnenheit und jede Ueberlegung verloren ging. Es war für mich ein geradezu unheimlicher Zustand, denn ich sah so zu sagen plötzlich die Kehrseite einer liebenswürdigen und harmlosen Natur vor mir und sah mehr und mehr auch die letzte Kraft verloren gehen, sich wieder aufzuraffen und zu sich selbst zurückzufinden. Sie war voll Ausgelassenheit und lachender oder spottender Ueberlegenheit, aber es mischten sich hin und wieder, sicherlich ohne daß sie's selber wußte, einzelne Töne von einer, sage ich, träumerischen Weichheit hinein, welche, zum mindesten mich, stets von neuem überraschten und bewegten. Vetter Moritz freilich schien durch dies alles nicht groß berührt zu werden, sondern nahm das Eine wie das Andere mit voller Selbstzufriedenheit auf, ließ sich auslachen oder zurechtweisen und wieder durch die sanftesten, fast schüchternen Worte begütigen, als sei das alles durchaus selbstverständlich.

Der Eindruck dieses unheimlichen Spieles auf uns Uebrige verrieth sich nur allzu deutlich in der zunehmenden Einsilbigkeit Aller, so daß die Unter-

haltung zuletzt eigentlich nur noch von Julien und Moritz im Gange gehalten wurde. Trotzdem schienen gerade sie Beide nichts hiervon zu merken, oder hielten es nicht der Mühe für werth, davon Notiz zu nehmen. Erst als wir schon aufgestanden waren, um in's Nebenzimmer und zu Tisch zu gehen, sagte Julie wieder einmal in ihrer spöttischen Weise zu mir: „Nun, Meister Franz, in Weihnachtsstimmung seid Ihr heute nicht — das beschwöre ich! Was gibt's eigentlich, wenn man so frei sein darf zu fragen?"

„Wenn Du das noch nicht weißt, kann ich's Dir sagen, aber nicht heute und hier, sondern morgen früh," erwiderte ich so trocken wie ich's vermochte. „Ich werde zu Dir kommen."

„Morgen früh?" wiederholte sie anscheinend völlig sorglos, nur mit eigenthümlich unruhigem Blick. „Was das für ein Einfall ist! Du kannst Dir selber sagen, daß da für mich an keine Ruhe zu denken ist."

„Ei, nur nicht allzu bescheiden!" sagte ich nun gleichfalls spottend. „Dein Wille ist ja für Alle Gesetz, und was sich ihm widersetzt, schicken wir aus dem Wege. Also um zehn Uhr, Julie!"

Sie sah mich durchdringend an und ihre Lippen zuckten, als habe sie ein rasches und

scharfes Wort auf ihnen. Aber sie zog's — vor meinem festen Blick? — zurück und versetzte wieder anscheinend sorglos: „Nun, das wird sich finden! Jetzt aber," fügte sie leiser hinzu, „sei einmal ein bischen galant und plazire mich nicht wieder bei Elden — der Langweiler hat mich gestern Abend beinahe umgebracht!"

Indem machte Sophie, welche vorausgegangen war, um sich noch einmal in der Küche umzusehen, die angelehnte Thür auf und sagte, den Griff in der Hand haltend, mit ein wenig unsicherer Stimme: „Denkt Euch, es ist noch ein Gast gekommen!" Und mit diesen Worten trat seitwärts Helder zu ihr heran, überflog uns mit aufleuchtendem Blick, streckte uns die Hände entgegen und sprach bewegt: „Ja, ja, Kinder, in diesem Kreise durfte ich nicht fehlen! Grüß Euch Gott bei einander!"

Es war für uns Alle eine große Ueberraschung, denn wer hätte dies vermuthen können? Helder war, abgesehen von möglicherweise persönlichen Gründen, jedenfalls in Geschäften nach M. gegangen und wurde schwerlich schon am nächsten Tage vom General wieder losgelassen. Proon's Bemerkung über seine vielleicht beschleunigte Rückkehr konnte ich nicht auf heut oder morgen

beziehen, und Juliens Wort von vorhin war eben nur ein leerer Einfall. Da jetzt mein Blick auf sie fiel, stand sie wie erstarrt, aber ihre Farbe wechselte in einem Augenblicke von Leichenbläße bis zum flammendsten Roth.

Allein, wer achtete jetzt darauf! Helder war da und mir fiel trotz allem, was dem zu widersprechen schien, ein Stein vom Herzen. Eldens waren neben ihm und drückten und schüttelten seine Hände, und er hob eben Frau Henriettens Hand langsam und mit einem — ich kann nicht anders sagen — tief innigen Blick an die Lippen und sprach dabei bewegt: „Meine lieben — lieben Freunde, sind Sie wirklich wieder da? Als Frau Sophie mir vorhin Ihre Namen zuflüsterte, konnte ich's kaum glauben! Auf Sie war ich am allerwenigsten vorbereitet —"

„Hoho, vorbereitet — jetzt — drüben zu M., alter Schatz? Teufel, was für geheimnißvolle Verbindungen!" rief Elden launig aus, während sein Auge Julie und mich neugierig streifte.

Julie lachte scharf auf. „Ganz, wie der Herr Gemahl sie liebt, dächte ich! Was hab' ich Dir gesagt, Franz?"

„So? Hast Du etwas hiervon gewußt? Ich zweifle!" sagte Helder, sich plötzlich zu ihr herum-

wendend, mit finsterem, durchdringendem Blick — mir war's, als sei es der erste, den er ihr bisher überhaupt gegönnt! — „Was den Rath Wilhelmi veranlaßte zu seiner Warnung, weiß ich gleichfalls nicht, aber ich bin ihm dankbar. Er redete allgemein, aber ich bezog seine Warnung sogleich auf einen Andern, den ich" — und sein Auge durchmaß das Zimmer — „soeben auch gesehen zu haben meine —"

Unsere Blicke wandten sich alle zugleich und unwillkürlich dem seinen nach, denn es war richtig: Vetter Moritz mußte ja auch noch hier sein! Aber wir sahen uns vergebens um, er war verschwunden. Und als wir uns ebenso unwillkürlich zu Julien wandten, stand sie von neuem mit rasch wechselnder Farbe und sagte im nächsten Augenblicke, wieder mit jenem scharfen Auflachen und in fast herausforderndem Ton: „Gewiß! Moritz hat sich zurückgezogen! Er hat das Unglück, dem Herrn Gemahl zu mißfallen und wollte in einem so weihevollen Augenblick —"

„Wirklich?" wurde sie von dem Gatten in rauhem Tone unterbrochen und seine Augen trafen sie mit fast drohendem Blick. „Ich fürchte, den Freunden eine andere Erklärung geben zu müssen, und bitte sie vor allen Dingen um Ver-

zeihung für dies unerquickliche Intermezzo, das aber nicht durch mich veranlaßt worden ist! Ich habe Grund, den Herrn uns ferne zu halten und habe ihn auch vor meiner Abreise von neuem daran erinnert. Und wenn er trotzdem und obendrein in meiner Abwesenheit sich einstellt, so muß er seiner Gefahr stehen und das Weitere sich selber zuschreiben. — Noch einmal — Verzeihung!" schloß er, indem er sich über die tiefgefaltete Stirne strich. „Es ist besser, dergleichen mit einem Mal zu sagen! Und nun genug davon! Wir wollen heiter sein!"

„Ich muß gleichfalls um Verzeihung bitten," sagte Julie, welche bisher schweigend, aber mit finsterem Blick bald ihn, bald uns gemessen hatte, plötzlich bebend vor kaum noch gebändigter Heftigkeit. „Ich kann diese Erörterung noch nicht enden lassen, aber ich weise gleichfalls jede Verantwortung zurück. Laßt Ihr Euch Helder's Eigensucht und Tactlosigkeit gefallen — ich dulde sie für mich und die Meinen nicht. —"

„Julie!" rief ich, rief Sophie dazwischen.

„Nein — ich nicht!" fuhr es leidenschaftlich heraus. „Ich bin Gottlob keiner von seinen Rekruten! Ich habe meine Augen — ich habe mein Gefühl — ich habe mein Recht — ich lasse

mich nicht davon abkommandieren! — Ich bin kein Sklave — ich bin kein Knecht, der sich alles versagen, der sich in alles lautlos fügen soll, nur weil es dem Gebieter so gefällt, der seit Jahren jedes meiner heiligsten Rechte mit Füßen tritt, und" — es war etwas Knirschendes in ihrem Ton und ihr Auge traf mit haßerfülltem Blick auf Elden und seine Frau — „und mit Andern schwelgt, wo ich verhungern soll!"

Ich ergriff ihre Hand und zog sie fort. „Komm — Du bist von Sinnen!" sagte ich leise.

Aber sie riß sich los. „Ja, ich will fort, denn dies muß enden und wenns mein Tod ist! Ihr habt es jetzt gehört — er hat es so gewollt! — Gute Nacht — seid heiter, wie er es wünscht!" — Und sie eilte aus dem Zimmer.

„Barmherziger Gott — sie ist wahnsinnig geworden!" rief Sophie, während die Übrigen wie betäubt standen, und eilte ihr nach.

Allein, ich war gleichfalls schon auf dem Wege und wies sie hart zurück. „Das ist mein Amt!" rief ich und war aus der Thür, über den Korridor und in der kleinen Garderobe, deren Thür geöffnet stand. Und da war sie wirklich, auf einem Stuhl zusammengesunken, die Hände vors Gesicht gepreßt und den Körper von

einem dumpfen Schluchzen erschüttert, das sie fast zu ersticken schien.

Ich war schon neben ihr und zog ihr die Hände vom Gesicht und hielt sie fest in den meinen. „Julie, was ist's mit Dir?" fragte ich, ihr tief in die finster und trotzig mir begegnenden Augen blickend. „Bist Du, wie Sophie meinte, wirklich wahnsinnig geworden, daß Du Dich über alles Maß hinaus fortreißen lassen konntest?"

„Ich will allein bleiben!" versetzte sie ungestüm und rang ihre Hände frei und langte nach Mantel und Kapuze. „Ich will nichts mehr von Euch — auch von Dir nicht! Ihr habt es so gewollt, nun ist es da!" Und indem ihre Hände, welche die Kapuze um ihr Haupt zu schlingen suchten, plötzlich herunterfanken, fügte sie mit zitternder Stimme hinzu: „Wenn ich wahnsinnig werde — wenn ich mich vergangen habe — hättet Ihr's erlebt und erduldet, was mir beschieden wurde — ich habe ihn geliebt — ich habe ihn unmenschlich geliebt — mit jedem Schlag meines Herzens — und jeder Schlag traf nur auf Hohn — auf Mißachtung — auf Betrug —"

„Julie — liebe Julie — Du redest im Fieber!" bat ich, denn all' mein Zürnen und all' meine Strenge schmolzen bei diesen Tönen in Erbarmen

mit der Unglücklichen auf. „Helder, Dein Mann —“

Und mit einem Male war ihre Miene wieder finster und ihre Augen blickten voll düsterer Verachtung zu mir auf. „Ja, Helder, der große Ehrenmann — frage einmal ihn und die Heuchlerin, die charmante Henriette, und sieh zu, ob sie Dir frei in's Auge schauen können!“ — Sie warf die Kapuze über und schloß den Mantel. „Ich will fort.“

„Julie!“ bat ich voll tiefer Bestürzung, „Du redest im Fieber, sag' ich —“ Sie wandte sich ohne Antwort der Thüre zu.

Als ich in's Zimmer zu den Uebrigen zurückkehrte, fand ich sie in einer Schweigsamkeit, welche bisher gleichfalls kaum gestört worden zu sein schien. Helder stand auf und schaute mich düster forschend an. „Wie haben Sie Julie verlassen?“ fragte er. „Kommt sie zur Besinnung?“ Und indem er heftig den Kopf schüttelte, fügte er hinzu: „Wenn ich's nur begriffe, wie ein solcher Mensch auf eine sonst so klare und selbstbewußte Frau einen so geradezu verderblichen Einfluß zu gewinnen vermochte!“

Ich schüttelte gleichfalls den Kopf. „Ist's wirklich nur das?“ fragte ich ernst.

Er starrte mich düster fragend an, aber bevor

er noch etwas erwidern konnte, sagte Elden schon mit einem kurzen, fast hohnvollen Auflachen: „Nun ja doch, Schatz, Franz hat Recht — es ist freilich etwas Anderes, und Du bleibst ewig noch ein Kind, Helder! Angedeutet habe ich genug — der Teufel spreche dergleichen mit dürren Worten aus! — aber für Dich war es verloren! Deine liebe Julie ist eifersüchtig auf meine Frau hier — wüthend eifersüchtig, obgleich sie auch Dich eifersüchtig zu machen liebt — toller Kopf! — Siehe dazu, Helder, daß dieser Unsinn ein Ende nimmt und das Ding in Ordnung kommt. Ich dächte es wäre hohe Zeit!"

Fünftes Kapitel.

War es überhaupt noch Zeit?

Wie man von dem Oberstlieutenant und seiner Frau in der Stadt dachte, hab' ich schon gesagt: man mochte nichts von ihnen wissen, gleichviel, ob das Mißtrauen und die Mißachtung sich nur von ihrem früheren Wohnort hieher herüber gepflanzt, oder auch hier wirklich noch neue Nahrung erhalten hatten. Nur das Eine war sicher genug, daß man nämlich auch über Helder um vieles weniger günstig zu urtheilen begonnen hatte, weil man eben seine Theilnahmslosigkeit oder vielmehr Gleichgiltigkeit nicht zu billigen vermochte, in der er seiner Frau gegenüber verharrte. Und wie die Ansichten über das Paar und seine Verhältnisse im Einzelnen auch auseinander gehen mochten, darin, konnte man sich bei einiger Aufmerksamkeit leicht überzeugen, trafen Alle zusammen, daß diese Verhältnisse nichts weniger als ge-

fund, vielmehr so unheimlich wie irgend denkbar waren und über lang oder kurz unvermeidlich zu einer Katastrophe der schlimmsten Art führen zu müssen schienen. Sophie und ich hatten es, trotz aller herzlichen Theilnahme für die Freunde und trotz aller gelegentlichen Beschwichtigung, dennoch gleichfalls kaum anders empfunden, und gerade die letzten Tage hatten von Stunde zu Stunde unsere Besorgnisse immer ernster gerechtfertigt. Jetzt war denn auch die gefürchtete Katastrophe wirklich bereits eingetreten und schien jedes Gedankens an einen Aufschub, geschweige denn an eine noch mögliche Wiederherstellung des Friedens zu spotten. Und dennoch hatte sich zugleich ein Anderes vor uns aufgethan, das anscheinend bisher nur Elden geahnt, aber viel zu gering angeschlagen hatte, während dadurch in Wirklichkeit dennoch alles ein völlig verändertes Aussehen erhielt. Wir entdeckten plötzlich, daß wir hier nicht über eine Schuldige zu urtheilen, sondern nur eine Versinkende womöglich noch zu retten hatten, und vor allem nach der fremden Schuld fragen mußten, welche, ob auch vielleicht unwissentlich, zu so traurigen Folgen geführt hatte. Einen wirklichen Vorwurf erhoben Sophie und ich gegen Helder nicht — alles, was wir von ihm und

Eldens wußten, widersprach einem solchen auf das entschiedenste. Allein von der Schuld vermochten wir ihn so gut wie jene nicht freizusprechen, daß sie in echt menschlicher Sorglosigkeit oder Gleichgiltigkeit es niemals ernstlich versucht haben mochten, auch der Natur und den eigensten Interessen der armen Frau gerecht zu werden. Wir sind von Hause aus Alle Egoisten und wissen im Grunde fast immer nur von uns selbst. Allein die Unwissentlichkeit einer Sünde erleichtert dieselbe, für Andere so gut wie für uns selbst, weder in ihrem Effect, noch in ihren Folgen.

Ich ging schon in aller Frühe zu den Freunden hinüber und trat, nachdem ich bei Helder vergeblich angeklopft hatte, bei Julien ein. Sie war ersichtlich auch jetzt noch in großer Aufregung, als sei sie durch irgend etwas erst eben von neuem gereizt oder erschüttert worden, wie es ja denn auch nirgends an Veranlassung dazu fehlte, nahm mich trotzdem aber willig an, faßte sich und sagte: „Sei willkommen, Franz, denn ob ich auch wenig Ruhe habe, begreife ich doch, daß ich mit Dir reden muß und dies nicht aufschieben darf. Du bist der einzige Mensch, zu dem ich noch mein ganzes altes Vertrauen habe, und an dessen Theilnahme und Billigkeit, an dessen guten Willen ich

zu glauben vermag. Und ebenso sollte es Dir mit mir gehen, denn ich blieb gegen Dich stets die Gleiche, die ich war, die Du geliebt hast und mit der Du es gut meintest."

„Das ist alles ganz recht, Julie," versetzte ich ergriffen. „Es mag wohl sein. Allein wie Dir und mir dadurch geholfen werden kann, nachdem Du einmal entschieden hast —"

„Oh, glaube das nicht!" unterbrach sie mich finster. „Hättest Du gehört, was ich heut Nacht von Helder hörte, und dabei zugleich durchdacht und durchempfunden, was mich erfüllte, Du redetest nicht von „entscheiden"! Ich bin nicht so stark, wie Ihr denkt. Das treibt immer in mir auf und ab, das Alte und das Neue, das glauben und das nicht glauben —"

„So sagst Du und glaubst es auch vielleicht," fiel ich ihr in's Wort, „allein die Wirklichkeit widerlegt Dich. Ich habe heute Nacht mit Elden lange gesprochen, und alles, was er mir sagte, bürgt mir, abgesehen von meinem sonstigen Urtheil über ihn und seine Frau, doch eigentlich überall für seine Klarheit und Ehrlichkeit. Und wir können zu keinem andern Resultat kommen, als daß Du nicht nur krank gewesen, sondern — es ist darin für mich wenigstens etwas wie ein Trost

— auch heute noch krank bist. Nur so verstehe ich, wie Du Dich in solcher Weise und mit solcher Entschlossenheit zu entscheiden vermochtest — denn das thatest Du, gleichviel, ob, wie ich sagte, vielleicht auch nicht in Deinen Gedanken, aber durch die That!"

Sie lächelte voll Bitterkeit und entgegnete: „Ja freilich, freilich — die Sehenden seid Ihr und ich bin die Blinde, oder — immerhin — auch die Kranke! Nehmt Euch in Acht, Ihr klugen Leute, daß auch Euch die Wirklichkeit nicht Lügen strafe! Hättest Du's erlebt, wie ich, damals, als meine Hedwig geboren war und ich mich so furchtbar elend fühlte! Ich schmachtete nach Güte und Liebe, in der ich mich ausruhen und erholen könnte, ich hatte volles Vertrauen zu ihm und wußte nur in ihm meinen Trost, meine Ruhe und Stärke. Aber das war alles umsonst. Es traf mich kein Blick, es streckte sich mir keine Hand entgegen. Sie wußten nur von einander und sahen nichts als einander. Sieh und fühle mir das einmal nach und schilt mich, daß ich verzweifelnd in der Welt zu suchen begann, was mir daheim versagt wurde —"

„Und das ist Dein Ruhm?" fragte ich dazwischen. „Lasse mich lieber an Deine Krankheit

glauben, welche Dir den Weg zu seinem Herzen verbarg!“

„Meinst Du?“ fragte sie voll Härte. „Den Vorwurf gebe ich — und ich glaube, mit größerem Recht — ihm zurück. Hätte er nur einen Blick für mich gehabt, er hätte mich unverändert als die Seine erkannt! Hätte er mir nur einmal die Arme entgegengebreitet, ich hätte an seinem Herzen gelegen! — Ich weiß nicht, was mich so an ihn gefesselt hat, aber daß ich es war, habe ich damals gespürt, als er mich erbarmungslos von sich trieb und hernach, da ich beinahe jauchzend vor Glück wieder zu ihm eilte und fortan bei ihm zu bleiben vermochte, trotz seiner Kälte und Härte, seiner Lieblosigkeit. Ich hing einmal an ihm und ich wiederhol's, es hätte ihm nur ein freundlich Wort gekostet und alles konnte noch wieder gut werden. Aber es sollte nicht so sein!“ — Und erst nach einer Pause redete sie weiter: „Als mein Cousin sich jetzt bei mir anmeldete, weil er so gut wie ich selbst glaubte, daß inzwischen die alte Thorheit überwunden und vergessen sei, und wieder Frieden machen wollte, hat Helder ihm auf das verletzendste geantwortet und —“ ihre Brauen rückten noch düsterer zusammen — „ihn gerade dadurch hergezogen, weil

er, wie er sagt, mir unter solchen Umständen nützen zu können hoffte. Ich nahm ihn ungerne auf und bat ihn, wieder zu gehen. Dann aber," schloß sie, „sah ich bei Dir diese Menschen wieder und merkte, daß das alte nichtswürdige Spiel von neuem beginnen sollte. Da mußte er bleiben, denn ich brauchte wohl Schutz und Hilfe —"

„Schutz und Hilfe, von dem?" fragte ich verächtlich. „Nun, nun, Julie, daß er Dich ruinirt und zuletzt klüglich sich aus dem Staube macht —"

Sie warf den Kopf auf. „Verschone mich mit Moralpredigten, sie sind nichts für mich! Ich bin kein Kind mehr und finde mich am besten selber zurecht!" sagte sie hart und fügte, sich ungestüm abwendend, im frostigen Tone hinzu: „Aber laß uns enden, Franz, dies Gerede führt zu nichts, und es gibt für mich noch viel zu thun —"

„Das merk' ich!" fiel ich mit überwallender Erbitterung ein und wies auf die Thür des Nebenzimmers, welche nur angelehnt war. Vorhin, als ich eingetreten, war mir's gewesen, als habe sich etwa im gleichen Augenblick Jemand hierher schleunig entfernt — ich sagte schon von Juliens Aufregung! — Auch seitdem meinte ich ein paarmal dort etwas wie ein leichtes Geräusch

zu vernehmen, und jetzt wiederholte sich dies noch lauter und der Thürgriff bewegte sich. „Was genirt Ihr Euch? Ich mache bereitwillig Platz!“ Die Röthe schlug heiß über ihr ganzes Gesicht, aber trotzdem versetzte sie womöglich noch härter und schroffer als bisher: „Ich halte ihn nicht — im Gegentheil! Sag' Du's ihm, wenn Du magst —“

Indem wurde die Thür nach dem Flur zu aufgerissen und Karl stürzte in das Gemach, mit glühenden Wangen und funkelndem Auge! „Mama,“ schrie er wie außer sich und seine Blicke flogen durch den Raum hin und her. „Ist denn der Vetter wieder hier?“

„Bursche, was unterstehst Du Dich? Hinaus!“ brauste ich auf. Aber das funkelnde Auge begegnete mir fast drohend, und noch grimmiger rief er: „Ich leid's nicht, Onkel Franz, ich leid's nicht! Sie lachen in der Küche über die Mama und daß sie den Vetter versteckt, und der Papa weiß es nur nicht — ich leid's nicht!“ brach er leidenschaftlich aus und seine Augen blitzten von zornigen Thränen. „Ich — ich — ich — schlage ihn todt!“ Und indem sein Blick auf die angelehnte Thür fiel, stieß er einen Schrei der Wuth aus und stürzte in das Gemach hinein.

Eine Thür wurde dort zugeschlagen und wieder aufgerissen. Vom Flur draußen schallten fliehende Tritte herein und stürmten die Treppe hinab. Dann war alles still.

Ich stand wie gelähmt und starrte dem rasenden Knaben nach, ich horchte auf die Thüren, die Schritte und ich starrte auf Julie — sie war auf einen Stuhl gesunken und hatte ihr Gesicht in die beiden Hände gepreßt.

„Und dahin mußte es kommen — vor Deinem eigenen Kinde!“ sagte ich und fühlte, wie mir die Augen feucht wurden. Denn was ich eben hier erlebt hatte, erschien mir als das Schrecklichste und Traurigste von allem, was mir jemals begegnet war.

Sie bebte wie in einem Fieberschauer und hinter den Händen hervor rang sich der halberstickte Laut eines dumpfen Schluchzens. Aber gleich darauf sanken die Hände langsam herab und indem in das gleichsam entgeisterte Gesicht wie mit einem Schlage die ganze alte Düsterheit und Härte zurückkehrte, erhob sie sich und sprach in heiserem Tone: „Du siehst, Franz — ich muß fort! — Geh! — Geh!“

„Kind — Kind!“ stieß ich hervor und griff nach ihrer Hand, denn ihr Anblick, ihre Stimme,

ihre Worte erschreckten mich bis in's Herz. Aber indem ging die Thür von neuem auf und ließ den „Burschen" des Oberstlieutenant herein, einen schmucken Menschen, welcher sich voll Gewandtheit in die ihm hier angezogene Livree und in seine Rolle als richtiger Diener zu finden verstand, nur daß er, wie ich seither schon öfters bemerkt hatte, mit der Uniform auch einigermaßen die soldatische Bescheidenheit abgelegt zu haben und sich statt ihrer in gewissen Dienermanieren zu gefallen schien. So traf denn sein Auge auch jetzt, bei seinem Eintritt mit einem so unverschämten, zugleich spürenden und pfiffigen Blick auf seine Gebieterin, auf mich und auf die auch jetzt noch angelehnte Seitenthür, daß mir das Blut in den Kopf schoß und ich barsch herausfuhr: „Nun, Bursch', was gibt's? Was wollen Sie hier?"

Er zuckte oder knickte vielmehr bestürzt zusammen und stotterte: „Der Herr Hauptmann läßt die gnädige Frau bitten hinüber zu kommen — er dürfe nicht fort. Der Herr Oberstlieutenant sind krank geworden —"

„Genug, wir kommen!" unterbrach ich ihn, mühsam meinen jähen Schreck verbergend, indem ich auf die Thür wies. Und als er rasch hinaus-

wich, wandte ich mich zu Julien, welche noch so starr und finster stand, wie zuvor, und sagte drängend: „Was zögerst Du? Komm, Proon ruft Dich nicht um nichts! Ich fürchte das Schlimmste!“

Sie fuhr auf und schaute mich mit einem Ausdruck des jähen Entsetzens an, wie ich ihn kaum jemals in dem Gesicht eines Menschen hervorbrechen sah. Und ohne ein Wort zu erwidern, stürzte sie an mir vorüber, aus der Thür und über den Flur, zu Helder's Zimmer hinüber, daß ich ihr kaum zu folgen vermochte.

Als wir drüben ins Gemach eilten, kam der Hauptmann, der allein zugegen war, von der entgegengesetzten, verschlossenen Thür der Schlafstube her auf uns mit leisem Schritt zu und ohne auf Juliens halbersticktes: „Proon, was ist's?“ Acht zu geben, faßte er meine Hand und sagte gedämpft: „Sie, Herr Rath? Gottlob! Wir brauchen Freunde bei uns!“

„Proon, was ist's? Ist er todt?“ wiederholte sie verzweiflungsvoll und strebte vorwärts der Thür zu. Aber er vertrat ihr den Weg und sprach von neuem gedämpft: „Fassen Sie sich, meine gnädige Frau! Es ist traurig genug, was geschehen, ob ich auch das Schlimmste verhütet

zu haben glaube. Als ich hier vor kurzem in's Zimmer trat und Helder nicht fand, trieb es mich in die Schlafstube, und gerade in dem Augenblick erhob er den Revolver an die Stirn. Ich konnte die Hand fortreißen, allein der Schuß war schon da, ob er ihm Gottlob auch nur den Kopf noch zu streifen vermochte."

Von dem Augenblick an, wo er sie am Weitergehen verhindert und seine Mittheilung in so rauher, von ihm für mich völlig unerwarteter Offenheit gemacht hatte, schien ihre Fassung wieder zurückgekehrt zu sein. Sie hörte auf ihn mit finsterem Blick und starrer, unbewegter Miene. Da er eine Pause machte, wandte sie sich kurz ab und schritt der Thür zu, und als er von neuem eine Bewegung machte, sie zurückzuhalten, warf sie den Kopf auf und sagte ungeduldig: „Bitte, Herr von Proon, ich will aber hinein!"

„Aber meine gnädige Frau," versetzte er voll sichtbarer Verlegenheit, „der Arzt war leider noch nicht da und Sie würden, fürcht' ich, einen allzu schmerzlichen Anblick haben. Sie finden ihn auch nicht allein," fügte er mit kälterem Ausdruck hinzu. „Herr Elden kam ein paar Augenblicke nach mir und ich konnte ihn nicht verhindern —"

„Was geht das alles mich an?" unterbrach

sie ihn starr und hart. „Ich will hinein!“ Und sie schritt an dem jetzt Zurückweichenden vorüber und verschwand in dem Gemach.

„Gott gebe, daß diese entschlossene Theilnahme von Dauer und ein gutes Zeichen ist!“ sagte Proon, der ihr mit gefalteter Stirne nachschaute, und schüttelte, als sei er von Juliens Weise überrascht, leise den Kopf. „Der bösen Zeichen hätten wir genug!“ Und sich zu mir wendend, fuhr er fort: „Ihre Gegenwart ist mir ein rechter Trost, Herr Rath — man muß handeln und ich kann die Verantwortung nicht auf mich allein nehmen. Mit dem aber —“ und er wies gegen die Thür und sein Blick verfinsterte sich — „habe ich nichts zu thun. Der Herr und ich haben niemals Geschmack an einander gefunden und ich habe seinen Einfluß auf Helders von jeher nur als einen durchaus verderblichen befunden.“

„Das ist ein hartes Urtheil,“ bemerkte ich, eigentlich nicht überrascht oder verletzt, denn ich hatte dergleichen im Grund schon erwartet: Klar erschien mir Elden's Stellung zu den Freunden seit dem gestrigen Abend gleichfalls nicht mehr.

„Das ich aber trotzdem nicht zurücknehmen kann,“ sprach er in gleichem Ton. „Allein, es

handelt sich jetzt, denke ich, nicht darum, sondern ob wir diesen unglücklichen Vorfall noch verheimlichen können — würde dies publik, so sehe ich für Helder keine Existenz mehr. Aber ich dächte, es sollte mit Ihrer Hilfe gelingen. Bisher erfuhr, glaube ich, Niemand davon als wir. Der Knall war schwach und wurde schwerlich draußen vernommen — sie hatten dort auf Anderes zu horchen! — Die Wunde ist, soviel ich davon verstehe, nicht von Bedeutung. Des Arztes können wir sicher sein, und somit wäre in einigen Tagen alles vielleicht wieder hergestellt —" und da er mich den Kopf schütteln sah, fügte er wärmer als bisher hinzu: „Wirklich, Herr Rath, ich glaube so! Ich kenne Helder und ahne seine Motive bei dieser trübseligen That, und wenn ich mich nicht irre, so könnte gerade hiernach eine Wendung zum Besseren eintreten — Sie werden mir vielleicht zustimmen, denn es liegt dort auf dem Schreibtisch auch ein Brief für Sie! Wenn ich nur," schloß er nach kurzem Innehalten, mit nachdenklichem Blick und in einem gewissermaßen zögerndem Ton, „ebenso sicher wäre über die — plötzliche Entschlossenheit der gnädigen Frau und wüßte, ob jener Herr Vetter vielleicht an die Abreise —"

„Ueber den können wir, glaube ich, ruhig sein," sagte ich voll Genugthuung, denn alles was ich von Proon sah und vernahm, machte auf mich den besten Eindruck. „Frau Julie scheint begriffen zu haben —"

Aus seinem finstern Auge brach ein helles Leuchten. „Dann ist alles recht," sprach er mit bewegter Stimme, „und ich bürge fast für ein gutes Ende! — Ich fühle für unsere Freunde treuer und ehrlicher, als Mancher und vielleicht Sie selber mir zutrauen," setzte er leicht den Kopf schüttelnd hinzu und bot mir plötzlich die Hand. „Haben Sie Vertrauen zu mir, Herr Rath —"

Ich hielt die Hand fest. Der Mann, der mir bisher nur abstoßend erschienen war, machte heut von Wort zu Wort einen besseren Eindruck auf mich und erweckte in mir etwas wie eine warme Theilnahme. Jene Selbstlosigkeit, welche ich neulich gerade bei ihm am wenigsten suchen zu dürfen glaubte, schien mir heute wiederum mit jedem Wort immer klarer und wohlthuender hervorzutreten. Ich faßte die Hand mit warmem Druck: „Ich danke Ihnen für die Freunde und auch für mich," sagte ich. „Lassen Sie uns zusammenhalten — die Freunde müssen gerettet werden!"

Er schaute mir offen und mit einem Ausdruck von Herzlichkeit in's Aug'. „Haben Sie Vertrauen zu mir, Herr Rath," erwiderte er. „Es ist nicht Jedermann gegeben, sich immer offen hingeben zu können, wie man es möchte. — Ich werde Sie für eine Weile verlassen müssen," schloß er, nach seiner Mütze langend. „Allein da Sie hier sind, wird dies nichts zu sagen haben: In einer Stunde stehe ich wieder zu Ihrer Disposition. Der Doctor muß jeden Augenblick kommen — Sie können sich unbedingt auf ihn verlassen — er weiß leider nur allzu gut Bescheid. Und im Uebrigen, Herr Rath — seien Sie ein wenig vorsichtig gegen den Herrn Fabrikanten da!"

Sechstes Kapitel.

„Ich fühle mich verpflichtet, Franz," schrieb Helder in seinem für mich bestimmten Briefe, „gerade Ihnen wenigstens eine Art von Erklärung über den Schritt zu geben, den ich zu thun entschlossen bin. Sie sind hier unser ältester Freund. Meine Frau hat, wenn zu irgend Jemand, volles Vertrauen zu Ihnen, und Sie werden am besten für sie sorgen und, wenn es dazu kommen sollte, sie vor dem äußersten Unglück bewahren können. — Ich habe Julie auf das innigste geliebt und ihr dies nach Kräften zu beweisen gesucht, wenn auch meine Natur eine verschlossenere ist als die ihre, und ich niemals viel Worte über meine Gefühle zu machen verstand.

„Wir haben stets auf das innigste und glücklichste mit einander gelebt, bis sie vor fünf Jahren

in Folge eines Wochenbettes sehr leidend wurde — leidender vielleicht, als der Arzt und wir, die wir um sie waren, erkannt zu haben scheinen. Wir sahen nur das Aeußere, eine Leidenschaftlichkeit und Launen, die uns bestürzten und unsere Geduld allerdings zuweilen auf harte Proben setzten, weil wir sie, wie gesagt, nicht richtig beurtheilten. Eldens besonders, gegen welche sie sich freilich nicht selten auf das allerempfindlichste wendeten, ließen sich dadurch mehr und mehr gegen sie einnehmen und erklärten diesen Zustand allmälig für unerträglich und meiner nicht würdig. Ich brauche Ihnen nicht erst zu sagen, daß dies keinen andern Eindruck auf mich machte, als mich gelegentlich vielleicht mehr als billig zu verstimmen und mich in meiner Ungeduld Juliens wirklichen Zustand immer weniger erkennen zu lassen. Als Elden damals ein paar Mal in seiner augenblicklichen Entrüstung über das, was Julie uns und besonders ihm und seiner trefflichen Frau zu tragen gab, auf eine Trennung und eine anderweitige Verbindung für mich hindeutete, habe ich dies stets bestimmt von mir gewiesen. Trotzdem schien, wie ich fürchtete, Julien hiervon dennoch etwas zu Ohren gekommen zu sein und ihren Argwohn erregt zu haben. Denn nur so

vermochte ich mir ihr immer auffälligeres und rücksichtsloseres Auftreten und Treiben zu erklären. Was ich dagegen mit Strenge oder Güte versuchte, blieb umsonst. Sie hörte nicht auf mich, noch gab sie etwas auf mich.

„Es waren traurige, kaum noch ertragbare Zustände. Ich brauche in meinem Hause Ruhe und Frieden und eine gewisse Sicherheit des Weiterlebens. Das Gegentheil bringt mich zur Verzweiflung, und ich danke noch heute Gott, daß ich damals Eldens nahe hatte und an ihnen einen Anhalt fand. Mit ihrem Fortzuge verlor ich indessen auch diesen, und wie ich die folgende Zeit überstanden habe, weiß ich nicht mehr zu sagen. Ich schritt endlich zu einer Trennung und sah Julie nach meiner Verwundung dennoch mit Freude und Dankbarkeit wieder an meiner Seite. Es war mir, als gehörten wir nun doch einmal untrennbar zusammen und ich konnte damals wirklich wieder auf freundlichere Zeiten hoffen. Dahin aber, scheint es, sollte es nicht mehr kommen.

„Ich habe gestern Abend erfahren, was Julie beleidigt und von mir getrennt hat. Ich habe Henriette von jeher auf das höchste geschätzt und auf das wärmste verehrt; ich bewahre ihr die tiefste Dankbarkeit, denn ich fand sie zu jeder

Stunde voll der reinsten Güte und schulde ihr alles, was ich an Beschwichtigung, Trost und Stärkung gefunden und erhalten habe. Wäre Julie nicht einmal so hart gegen sie eingenommen gewesen, so müßte auch sie es erkannt und empfunden haben, wie tief betrübt die vortreffliche Frau über das war, was uns trennte, und wie redlich, wie unausgesetzt sie sich um eine Wiederausgleichung bemühte. Von Elden kann ich das, obgleich ich damals anders urtheilte, heut nicht mehr sagen: es erscheint mir, wo ich zurückdenke und mir alles klar mache, manches in einem um vieles andern Licht. Ich will ihn deswegen nicht anklagen — er hat es sicherlich, wenigstens mit mir, gut gemeint, allein ich kann es nicht ableugnen, daß er auf Juliens und meine Stellung zu einander eher ungünstig, als günstig gewirkt hat. Seine Frau aber muß ich, wie ich stets von neuem wiederhole, gegen einen solchen Vorwurf auf das entschiedenste in Schutz nehmen. Er trifft sie ebenso wenig, wie der traurige Verdacht, der sich an ihren und meinen Verkehr gehängt hat. Ich glaube mich frei zu wissen von jenen Gefühlen, welche Julie in mir argwöhnt, und ich habe Henriette in keinem Augenblick der Reinheit

und Würde ermangeln sehen, welche ihre höchste Zierde ist.

„Aber dies alles ist jetzt umsonst. Dieser traurige Verdacht hat Julie mir entfremdet und sie, ihrer Behauptung nach, allein zu einem Leben vermocht, welches ihrer und meiner Ehre auf das entschiedenste — wenigstens zu widersprechen schien. Sie ist ebenso durch den Schein auch über mich getäuscht worden, wie ich über sie und macht mir den Vorwurf, daß ich mich niemals voll Vertrauen an sie selbst gewendet und Verständigung gesucht habe. Das trifft gewissermaßen zu und ich fühle mich schuldig, ob ich ihr meinerseits auch hier wieder genau das Gleiche vorwerfen zu müssen glaubte. Ueber die größere oder geringere Schuld streiten zu wollen, wäre in meinem Sinn so armselig, wie nutzlos. Ich fühle meine Schuld auf das tiefste. Ich war gesund und sie war leidend. An mir wäre es gewesen, Vertrauen zu haben und Schonung zu üben.

„Mit dem Vorwurf weiterzuleben, die Frau, welche ich und die mich auf das herzlichste liebte, durch meine Blindheit und Schonungslosigkeit von mir und in's Verderben getrieben zu haben — das vermag ich nicht, ebenso wenig, wie mich fortan von ihr getrennt und außer Stand zu

wissen, da zu ersetzen und wieder gut zu machen, wo ich so schwer gefehlt habe. Seht hierin immerhin ein krankhaftes, ein falsches Ehrgefühl — es wird dadurch nichts geändert. Nehmen Sie sich Juliens an, Franz. Bewahren Sie sie, wenn es noch möglich ist, vor jenem gewissenlosesten und nichtswürdigsten aller Menschen, in dessen Gewalt sie verfallen zu wollen scheint. Bewahren Sie sie vor Verzweiflung und erhalten Sie meinen armen Kindern eine Mutter, welche sie noch lieben dürfen.

„Leben Sie wohl, lieber Franz!“ — —

Als ich zu Ende gelesen hatte und tief ergriffen das Blatt zusammenlegte, trat der Arzt herein. Er hatte unterwegs den Hauptmann getroffen und alles von ihm erfahren. Er ging nun, nach flüchtigem Gruß gegen mich, in das Schlafzimmer, kehrte aber schon nach wenigen Minuten zurück.

„Proon hat mir von Ihrer Absicht gesagt, den ganzen Vorfall womöglich zu verheimlichen,“ sagte er gedämpft, „und ich stimme Ihnen, nach dem Befunde der Verletzung, durchaus zu. Er ist noch nicht klar bei Bewußtsein und sehr schwach — er mag eine tüchtige Portion Blut verloren haben. Trotzdem habe ich keinerlei Sorge und

wenn er nur erst verbunden ist — wo nur der verwünschte Bursche mit dem warmen Wasser bleibt? — Es wird sich die Sache schon machen und sich leicht ein Vorwand finden, der ihn für die Meisten auf ein paar Tage unsichtbar macht. — Mein lieber Herr Rath," redete er nach einer kurzen Pause noch leiser, aber mit gefalteter Stirne weiter, „Ihnen darf ich's schon sagen, daß mir dieser Fall im Grunde kaum unerwartet kommt und, wie Proon nun Gottlob einmal eingreifen konnte, gewissermaßen willkommen ist. Der arme Teufel war während der letzten Wochen schon in einer für mich bedenklichen geistigen Verfassung, welche zu irgend einer Explosion führen zu müssen drohte. Und da dieselbe in solcher Weise stattgefunden hat, so hoffe ich auf verhältnißmäßig günstige Folgen — vorausgesetzt, daß man ihn in Frieden und sich erholen läßt. Proon deutete auf die Möglichkeit wenigstens des guten Willens hin. Nur —" und abbrechend, fragte er: „wie ist's? Haben Sie seither drinnen reden hören? Nicht? Nun Gottlob! — Da kommt der Faulpelz mit dem Wasser!"

Er nahm dem Burschen die Schale ab und schickte ihn wieder hinaus mit dem Auftrag, für Stille im Hause zu sorgen und jeden Besuch ab-

Bayerische Staatsbibliothek München

zuweisen. Sein Herr sei krank, müsse zur Ader lassen und nachher schlafen. „So," sagte er dann, als der Mensch fort war, „das wäre eingeleitet. — Wollen Sie mit hinein kommen — ich habe nichts dawider. Die Dame mag auch da bleiben — zur heilsamen Ernüchterung! Den Monsieur Elden aber muß ich mir verbitten!"

Wieder diese entschiedene Abneigung gegen Elden, von dem ich bisher nur Gutes geglaubt und gewußt hatte und gegen den ich seit seiner gestrigen Aeußerung über Julie gegen Helder und unserem späten Gespräch gleichfalls mißtrauisch geworden war. Ich hatte ihn bei diesem letzteren auf einer mir auffälligen und unverständlichen Vorsicht ertappt, die mir je länger, desto unbehaglicher wurde, und was ich heute Morgen von Julien, von Proon, dem Arzt und auch aus Helder's Brief erfahren hatte, verstärkte nur mein Mißtrauen immer von neuem.

Indem ging die Thür des Schlafzimmers auf und Elden kam herein, hastig nnd wie man leicht sah, in gereiztester Stimmung. „An die Luft gesetzt," rief er mit herbem Lachen. „Der Doctor hat den Teufel im Leibe und zeigt einem die Zähne, wie der bissigste Kettenhund — man glaubt sie gleich in den Waden zu haben! Ganz

D. scheint zu Euch herübergewandert zu sein und schlängelt sich aus jedem Winkel hervor! Der ehrenfeste Herr Wilhelmi, der Kettenhund Doctor, Herr von Toggenburg-Proon, der Legationssecretär — ein Vetter; Helder — das ewige Kind; Frau Julia, der Tugendspiegel ohne Folie — eine sehenswerthe Truppe, alter Schatz —"

„Sie vergessen sich in dem Register selber," fiel ich gereizt ein, „einen Hauptacteur, dächt' ich!"

Er stutzte sichtbar, denn von mir mochte er eine solche Unterbrechung am wenigsten erwartet haben, faßte sich aber sogleich und erwiderte hohnvoll lachend: „O, nicht doch, Schatz! — Ich bin auch dabei! — als ehrlicher und vernünftiger Mensch, der sich aber, um bei der allgemeinen Tollheit nicht gleichfalls toll zu werden, am Ende wohl am besten davon macht."

„Wenn ich's nur begriffe, Elden," sagte ich kopfschüttelnd, „was Sie in solcher Weise gegen die arme Frau —"

„Arme Frau? Da haben wir's!" lachte er von neuem. „Das führte uns ein bischen zu weit! Nehmen Sie einmal an, daß ich sie schon als Mädchen anders beurtheilte als Ihr, mich durch ihre Grimmassen nicht täuschen ließ und Helder ihr niemals gönnte — diese Verbindung heiße ich nun

einmal eine Sünde gegen ihn! — Da haben Sie das Ganze! — Und da ich trotzdem Euch Alle für sie schwärmen sehe und Helder sich für sie todt schießt, um hinterdrein mit seinen Augen für sie wie ein Bräutigam zu himmeln — da, sage ich, mache ich mich davon, Schatz, denn ich will den Teufel und mich von neuem langweilen oder ärgern, wie ich's vordem eine Weile lang gethan habe! Adieu, Schatz — gute Verrichtung und viel Vergnügen!" Und an der Thüre sich nochmals umwendend, fügte er hämisch hinzu: „Nehmt Euch nur in Acht, daß die Oeffentlichkeit Euch keinen Strich durch die Rechnung macht!" — Er eilte aus dem Zimmer.

„Lassen Sie ihn laufen und sein Heil versuchen," meinte der Doctor, als er, nach einiger Zeit zurückkehrend, von mir Elden's letzte Aeußerung vernahm, und zuckte kalt lächelnd die Achseln. „Seine Oeffentlichkeit soll sich lieber selber in Acht nehmen, daß Helder sie nicht Lügen straft! Denn ich kann Ihnen sagen, mein lieber Herr Rath, daß das Ganze ein reiner Quark und mit einem Streifen Pflaster abgethan ist. Wenn ihm nicht Ruhe Noth thäte, könnte er heute Abend in Gottesnamen mit den Seinen Weihnachten feiern. Und die Ruhe glaube ich," fügte er schmunzelnd hin-

zu, „wird sich schon finden — die Beiden dort sind auf dem besten Wege dazu. Gehen Sie lieber für's erste noch nicht hinein, Herr Rath."

Dazu hatte ich selber aber auch nicht die geringste Lust und so ging ich, nachdem ich den Diener ernstlich zur Achtsamkeit ermahnt und mich nach den Kindern umgesehen hatte, welche ich, bis auf den noch immer finster dreinschauenden Karl, in großem Jammer über die Krankheit des Vaters und die Unsichtbarkeit der Eltern fand, mit ihnen zu den Meinen hinüber. Nach einer Stunde aber machte ich mich wieder auf den Weg zur Commandantur und traf unten im Hause mit dem eben heimkehrenden Proon zusammen. Er war inzwischen gleichfalls durch den Arzt völlig beruhigt worden und konnte mir jetzt, die mich trotz allem überraschende Mittheilung machen, daß „Vetter Moritz" bereits abgereist sei.

„Ich habe ihn von jeher für einen nicht bloß gewissenlosen, sondern auch ziemlich armseligen Burschen gehalten," fügte der Hauptmann finster hinzu, „allein was ich heute von ihm zu sehen und zu hören bekam, thut mir eigentlich für Frau Julie leid. Eine grausamere Enttäuschung und Beschämung läßt sich nicht denken, als sie ihr hier geworden sein muß!"

In der Commandantur war alles still. Niemand war dagewesen, da aber der Bursche mir sagte, daß Julie vor einiger Zeit mit Papieren in ihr Zimmer hinüber gegangen sei und der Oberst-lieutenant bei seinem, des Burschen, Eintritt am Schreibtisch gesessen habe, so trat ich dennoch bei ihm ein. Ich fand ihn indessen nicht mehr auf dem angegebenen Platze und auch nicht im Zimmer. Und da ich unruhig wurde und ihn wenigstens zu sehen verlangte, so ging ich leise auf die Schlafstubenthür zu, welche ich nur angelehnt sah. Da öffnete ich vorsichtig und wich erschrocken zurück. Denn er lag auf dem Sopha und vor ihm kniete Julie, seine Hände haltend und den Kopf auf seine Brust gelegt.

Aber er hatte mich trotz meines raschen Zurückweichens dennoch schon gesehen. „Kommen Sie herein, Franz," sagte er mit bewegter Stimme und streckte mir die Hand entgegen. „Machen Sie wirklichen Frieden zwischen uns, daß wir's noch einmal und mit mehr Glück als bisher mit dem Leben probiren. Sie wissen, ich vermochte es nicht mit der Schuld gegen sie oder überhaupt auch nur ohne sie weiter zu leben. Nun will sie nichts von dieser meiner Schuld wissen, sondern nur von ihrer eigenen wider mich und sieht diese

zwischen uns. Reden Sie mit ihr, Franz, Ihre treue Stimme hat sie ja heute schon einmal zur Besinnung gebracht!“

Sie hatte sich, als er mich nannte, erhoben und mir gleich ihm die Hand entgegengereicht. Ihre Augen sahen verweint aus, blickten mich aber freundlich an und zeigten jetzt, auf seine Worte hin, sogar etwas wie ein leises Lächeln. „Nun, ich glaube, Franz, darüber urtheilen wir anders!“ sprach sie kopfschüttelnd. „So sensibel bin ich leider nicht, sondern muß härter angefaßt werden — Du weißt wohl: von wilden Knaben und grausamen Männern!“ Ihre Augen, die sich wieder ihm zuwandten, füllten sich auf's neue mit Thränen und sie neigte sich, seine Stirn mit ihren Lippen zu streifen. „Es war eine harte Cur, aber nothwendig. Denn erst Karl's Raserei war's, welche mich den Abgrund vor mir wirklich erkennen ließ.“

Wir haben nicht viel mehr über das Geschehene geredet, sondern schoben alles, wie auf Uebereinkunft, entschlossen von uns zurück, daß nicht eine Erinnerung mehr in das neue Leben herüberreiche und dem, freilich nur durch eigene Schuld, hartgeprüften Paare den Weiterweg erschwere. Nur den Gedanken an Elden und die

durch keine Zeit und Entfernung zu besiegende, vor nichts zurückschreckende Feindseligkeit des Mannes, den ich überall anderwärts nur als billig und behaglich kennen gelernt hatte — den wurde ich nicht los. Um so weniger, als ich jetzt auf das Paar, das während seiner kurzen Anwesenheit hier von niemand sonst bemerkt worden zu sein schien, dennoch von mehr als einer Seite hingewiesen wurde. Der Eine oder Andere, der sie etwa auf einer Reise kennen gelernt, fragte nach ihnen, und so günstig auch im Allgemeinen das Urtheil war, fand sich doch immer ein gewisses Aber dabei — eine Art von Mißtrauen, ob der empfangene Eindruck auch wirklich der richtige sei und von Bestand bleiben werde.

Wilhelmi, der sie vordem gleichfalls zu D. kennen gelernt und eine Weile lang ziemlich viel mit ihnen verkehrt hatte, war gleich dem Hauptmann und dem Arzt, auf das entschiedenste gegen sie eingenommen und hatte in jenem warnenden Briefe an den Oberstlieutenant doch auch sie in's Auge gefaßt. „Sie wissen," sagte er zu mir, „ich liebe diese Helders nicht und habe schon in D. den Umgang mit ihnen abbrechen müssen — meine Gründe sind Ihnen bekannt; sie paßten und passen nicht in unsere Kreise. Trotzdem

weiß ich sie zu entschuldigen, wo sie durch fremde Einflüsse weiter getrieben worden sind, als sie von selbst jemals gegangen wären, und den Oberstlieutenant kann ich sogar, obgleich er ein schwacher Mann ist und — ich denke, seiner Kinder wegen — mehr als billig ertragen hat, redlich bedauern. Denn er ist trotz alledem ein Mann von Ehre, dem in Behauptung derselben, wo es Noth thut, Andere zu Hilfe kommen müssen. Darum schrieb ich an ihn, als ich hier plötzlich diesen schlechten Menschen, den sogenannten Vetter wieder in Thätigkeit und zugleich auch das' Elden'sche Paar auftauchen sah — was für die thörichte oder sagen Sie: unglückliche Frau daraus entstehen mußte, verkannte ich keinen Augenblick und ebenso wenig die Folgen für ihn. Er sollte wenigstens nicht blind in den Abgrund stürzen. Wenn nun alles anders und besser gekommen zu sein scheint, als ich fürchtete, der Mann voll Entschiedenheit durchgriff und die Frau sich — freilich erst im letzten Augenblick — besann; nun, Sie trauen mir wohl zu, Meining, daß ich sehr zufrieden darüber bin. Wenn es den beiden Menschen hier in der Stadt auch sonst nur zu Gute kommt!"

Trotzdem fragte ich, als wir einmal so recht

still mit Julien zusammensaßen, welche außer mit uns, fast jeden Umgang abgebrochen hatte und nur für die Ihren lebte, sie ohne weitere Umschweife geradezu nach dem Grunde von Elden's Feindschaft. Und da erwiderte sie, bis in die Stirn erröthend und mit finsterem Blick: „Das stammt von damals her, als der Herr, vor seiner Verbindung mit Henrietten um mich anhielt, und von mir, dem blutjungen Dinge, einen Korb erhielt — ich konnte ihn schon damals nicht leiden. Und es stammt von einer andern Gelegenheit her, wo er sich mir — in einer Weise offenbarte, welche ich nur mit der tiefsten Verachtung erwidern konnte. Hätte ich damals zu Helder gesprochen," fügte sie ebenso finster hinzu, „es wären ihm vielleicht die Augen aufgegangen, und alles wäre gut geworden. Aber ich konnte nicht zu ihm hiervon sprechen und kann es auch zu Euch nicht. Laßt ihn für uns begraben und vergessen sein."

Es bergen sich hinter dem stillen und friedlichen Tagesleben mehr und bösere Geheimnisse, als wir mit unserer Klugheit für möglich halten wollen.

Der Oberstlieutenant hat nach einiger Zeit seinen Abschied genommen, da seine Gesundheit

durch die vorausgegangenen Jahre dennoch mehr erschüttert worden war, als wir bis dahin geglaubt hatten. Doch hat die günstige Wendung, welche seit jenem Weihnachtsmorgen sein Leben und vor allem seine Ehe genommen, unverkennbar einen heilenden Einfluß auf ihn geübt. Er ist noch immer ein stattlicher und auch heiterer Mann, der kein anderes Glück weiß und will, als im Leben mit der Gattin und seinen fröhlich heranwachsenden Kindern. Und das Gleiche darf ich von Julien sagen. Da das alte Mißtrauen und die alte Qual von ihr gewichen sind, und sie des Gatten und ihrer selbst sich sicher weiß, ist ihr auch die Anmuth, die Frische und Liebenswürdigkeit ihrer Jugendzeit in wunderbarer Weise wieder gekommen, und die wenig umgängliche Gesellschaft unserer Stadt zeigt sich geneigt, über der neuen Julie die frühere zu vergessen und es zu bedauern, daß die noch immer schöne Frau so zurückgezogen lebt. Man mißdeutet ihr sogar nicht mehr den Verkehr mit Herrn von Proon, der ein täglicher Gast in ihrem Hause und von allen Seiten wohl aufgenommen ist. Der arme „Ritter Toggenburg", wie Elden ihn damals spottend vor mir bezeichnete, ist, seitdem der in

seinen Gefühlen unaufhörlich hin- und hergeworfene und in ihnen ebenso unaufhörlich verletzte Mann, zur Klarheit und Ruhe gelangt zum wackeren, treuen Freunde geworden.

Mitten in den Bergen.

Erstes Kapitel.

Reisebegegnisse.

„Hollah, Wandersmann, wo hinaus schon so früh?“ rief den jungen Mann, welcher die Steige herabkam, gleich hinter den letzten Häusern der kleinen Vorstadt eine muntere Stimme an.

Der Wanderer hatte beim Herankommen Niemand bemerkt und schaute sich befremdet um. Von der Stadt auf der Höhe führte die Straße rasch abwärts und war links, um die nöthige Breite zu erhalten, zum Theil aus dem Fels herausgesprengt. Da hoben sich die Wände empor bis zum Wald auf der Höhe und zeigten sich rauh und zerklüftet. Und hinter einer gewaltigen, weit vorspringenden Masse saß, wie in einer natürlichen Nische und vor den Gehenden und Kommenden fast verborgen, der Rufer. Mancher mochte dort vorübergehen, ohne ihn überhaupt zu bemerken; denn wer schaute auf die wilde

Felswand, wenn von droben die alte hochgethürmte Stadt herabwinkte, oder wenn sich abwärts das weite, reichbebaute Thal öffnete, mit dem schönen Fluß im Grunde und den blauen Höhen, welche es weit drüben begrenzten!

Es war ein hochbejahrter Mann mit runzelvollem Gesicht und eingefallenem Munde, während jedoch das kurzgeschnittene Haar noch fast ganz schwarz war und die gleichfalls dunklen Augen so hell und frisch dareinblickten, als schauten sie noch in ein langes, lustiges Leben hinaus. Auf der linken Brustseite des schlichten grauen Rocks zeigte sich eine ganze Reihe von farbigen Bändchen und Broncemedaillen, und daß man einen Invaliden vor sich habe, verrieth auch seine übrige Erscheinung. Denn wie man trotz der verhüllenden Decke wahrnahm, hatte der arme Teufel nur seine halben Beine und saß hülflos auf einem kleinen hölzernen Wagen. Ein begonnenes Flechtwerk auf seinem Schooß und ein Vorrath zubereiteter Schienen neben ihm auf dem Boden zeugte von der Art seiner Beschäftigung.

Der Wanderer blieb stehen und stützte sich leicht auf den Reisestock. Der alte Mann in seiner Hilflosigkeit und Einsamkeit, mit dem Ausdruck der Heiterkeit und Freundlichkeit in den zer-

rissenen Zügen, bewegt ihn. „Da habt Ihr Euch eine kuriose Werkstatt ausgesucht, alter Kamerad!“ sprach er herzlich.

„Ei,“ versetzte der Alte munter, „ich habe sie mir freilich extra ausgesucht. Seht nur, da sitz' ich so sicher und vergnüglich, wie Gott in Frankreich, den Himmel über und das Thal unter mir und die Berge dort hinten recht mir vor den Augen! Die Kleinen — nun sind's schon Urenkel, Herr! — schieben mich alle Morgen her, und Abends mag ich kaum heim. Ich find' es nirgends schöner.“

„Ja — schön ist es!“ sagte der junge Mann, als er sich eine Weile schweigend und voll Bewunderung umgesehen hatte. „Das ganze Herz geht Einem auf vor all' der Pracht und die Berge drüben grüßen und winken zu uns herüber voll Zauber. Darum will ich denn auch zu ihnen und so recht in ihre stillsten Tiefen.“

„Dahin?“ Die Lippen murmelten das Wort nur, durch das alte Gesicht flog etwas wie ein Schatten, und das Auge wandte sich dem fernen Ziele mit seltsam tiefem, dunklem Blicke zu. Und erst nach einer nicht kurzen Pause sprach er gedämpft: „Nun, Herr, da thut, wenn Ihr drüben

seid, für mich einen herzhaften Jauchzer und grüßt sie schön von mir. — Behüt' Euch Gott."

Der Fremdling säumte noch, denn alles, was er sah und hörte, fesselte ihn. „So seid Ihr da drüben wohl recht bekannt gewesen?" fragte er.

„Ich?" wiederholte der alte Mann gleichsam verwundert und wandte das Auge jetzt dem Andern wieder zu. „Ich bin da geboren und groß geworden, aber seit sie mich anno Zwölf abholten, mit keinem Schritt mehr hingekommen. Zuerst litt's der Dienst nicht, und hernach hatten die Schritte überhaupt ein Ende. So mußt' es schon beim Anschauen bleiben."

„Aber so nahe, und voll solcher Liebe für die Heimat, alter Großvater," meinte der Wanderer kopfschüttelnd; „was ließet Ihr Euch nicht vollends hinführen?"

Da kam der muntere Blick und ein fast schalkhaftes Lächeln in das alte Gesicht zurück und er entgegnete launig: „Je nun, Herr, da war hier Eine im Ort, die wollte mich nicht fortlassen, und daß ich keine Beine hatte, war ihr gerade recht, so mußt' ich schon hübsch bei ihr bleiben. Und so that ich und gucke seitdem hinüber. Und wenn es nicht unbescheiden ist zu fragen," brach er

ab, „wohin geht's heut mit der Reise? Ich kenne noch jeden Schritt und Tritt."

„Der Ort heißt Wildbach," gab der Fremdling zur Antwort, „und beim Müller und Holzhändler Gottlieb Laubler werd' ich mein Quartier finden."

Des Alten Auge leuchtete hell auf. „Du mein Gott und Herr rief er, „da hab' ich's mit Euch ja ganz extra getroffen! Das ist mein eigenes altes Nest, in der Mühle bin ich geboren und der Gottlieb ist meines Bruders Franz Sohn. Nun, Herr," fügte er hinzu, „ da müßt Ihr schon noch ein paar weitere Grüße bestellen. Es sind brave Leut' und wissen von mir, und ich bin ihnen nicht zu klein, wenn ich auch keine Beine mehr hab' und selbst die Kinder mir schon über den Kopf sehen. Und da wollt Ihr hausen? Ich weiß, der Gottlieb hat schon vor Jahr und Tag einmal einen Herrn bei sich gehabt, der da ein halb Dutzend Wochen oder mehr studirte — dazu ist's freilich still genug, und die Gedanken bleiben hübsch bei einander —"

„So Einer war's, der mich mit dem Meister bekannt machte," unterbrach ihn der junge Mann, denn der Alte schien redselig werden zu wollen, und die Reise war noch weit. „Aber jetzt Gott

befohlen, guter Freund, und Eure Grüße werd' ich nicht vergessen."

„Ja, ja," meinte der Invalide, „Ihr habt Recht, Euch weiter zu machen, es ist ein tüchtiger Marsch und vor dem Abendläuten werdet Ihr schwerlich drüben sein. Nehmt es mir altem Kerl nicht übel, daß ich in's Schwatzen gekommen bin. Euer gutes Gesicht that es mir an, und daß ich einen solchen Herrn so früh und so leichtfüßig aus der Stadt kommen sah, das machte mich neugierig. Man sieht's nicht mehr oft so, vordem war's anders. Und nun gar meine Leut' da drüben — sie liegen mir einmal am Herzen, Herr! Aber genug und Gott behüt' Euch."

Der Andere schüttelte ihm die Hand und zog fürder in's Thal hinab und in demselben entlang und neue Höhen hinauf, rüstig dem fernen Ziele entgegen.

Auf die Frage des Lesers nach dem jungen Mann und dem Zweck seiner jetzigen Reise, wissen wir kaum etwas Besonderes mitzutheilen. Albert Röslin war eines von jenen Menschenkindern, welche Glück und Geschick in gleicher Weise begünstigen. Durch seine angenehme Erscheinung bestach er Jedermann und verband sich alle Welt durch Munterkeit und Gutherzigkeit, und so ge-

schah es leicht, daß man ihn von Jugend auf höher schätzte und ihn auch sich selber höher zu schätzen lehrte, als er es durch wirkliche Begabung und wirkliche Vorzüge zu verdienen schien. Denn zur inneren Erstarkung und zur Gewinnung eines Charakters war ihm kaum jemals Gelegenheit geboten worden: er hatte niemals zu kämpfen gehabt und von einem Mißlingen wußte er nichts. Daß es einem solchen Menschenkinde nicht an einem gewissen dichterischen Talent fehlte, braucht nicht erst versichert zu werden, und ebenso wenig bedarf jener romantische Zug einer Erklärung, der ihn neuerdings erfaßt hatte und ihn von der Stille und Abgeschlossenheit einer schönen Natur und dem Aufenthalt unter „schlichten, unverbildeten Menschen", Gott weiß was für Reize und Vortheile erwarten ließ. Geht es uns doch Allen einmal so.

„Dazu kann Rath werden," sagte ein Freund, der von diesen Wünschen erfuhr. „Hab' ich Dir nicht einmal von Wildbach erzählt, wo ich nach dem Tode meiner Eltern beim alten Pfarrer, einem Verwandten, erzogen worden bin? Das wäre just der Ort, wie Du ihn Dir wünschest. Freilich ist der Alte nun auch schon längst todt, aber der Müller, Gottlieb Laubler, hat mich vor

zwei Jahren bei sich aufgenommen, als ich mich zum Examen vorbereitete und Heimweh nach dem stillen Ort und den wackeren Menschen hatte; und er wird auch Dich wohl nehmen, zumal wenn ich für Dich gut sage. Denn man ist dort im Grunde ein wenig fremdenscheu. Laubler wird in den nächsten Tagen, wie alljährlich, der Holzgeschäfte halber herüberkommen, da kannst Du ihn kennen lernen und alles mit ihm abmachen."

So war es auch gekommen. Die beiden Männer trafen zusammen, gefielen einander und der Vorschlag des Einen wurde vom Andern ohne erhebliche Einwendungen angenommen. Jetzt, zu Anfang des Juli, war Albert auf dem Wege zum stillen Waldthal, und da jener Freund ihm die landschaftlichen Reize gerühmt hatte, von denen aber der Postwagen-Reisende wenig bemerke, so entschloß er sich kurz, schickte sein Gepäck voraus, nahm Ranzen und Stock und marschirte von der alten Bergstadt aus lustig in's Land hinein. Diese Reiseart schien ihm eine gute Einleitung zu der Idylle zu sein, welche er sich ausgemalt hatte.

Und die Gegend wurde schöner, die Scenerie reicher, wechselvoller und großartiger von Schritt zu Schritt. Allein auf den frischen Morgen folgte

ein heißer Tag und der Weg war lang und hart, so daß der heitere Wandersmann allmälig immer müder und stiller wurde und ganz des ihm aufgetragenen Jauchzers vergaß, als er endlich zwischen die Berge gelangte. Ja, er war seelenfroh, als er auf einem ihm begegnenden Gefährt einen Platz fand und eine hübsche Strecke Wegs in größerer Bequemlichkeit zurücklegen konnte. Da er in einem tiefgelegenen Dorfe abstieg und im Wirthshaus nach dem weiteren Wege fragte, wies man ihn ziemlich unfreundlich auf die berganführende, fast schattenlose Straße. Hier unten, durch die Wälder, sei der Weg nach Wildbach freilich näher, aber für ihn kaum zu finden, und einen Führer könne man ihm nicht schaffen.

Da zog er denn wieder hin, höher und höher, immer an den Bergen entlang, wo aufwärts und abwärts der Wald sich ausbreitete, so daß von keiner Aussicht mehr die Rede war und die eingeschlossene Straße von sengender Sonnenglut erfüllt wurde. Und sie schien kein Ende nehmen zu wollen, die Sonne sank immer tiefer gegen Westen und es fand sich nicht eine Menschenseele, die der Müde hätte um neue Auskunft angehen können.

Endlich aber begegnete ihm dennoch ein Mann

in jägerischer Tracht, ein Forstwart etwa oder dergleichen. Er musterte den Wanderer freilich mit einem gewissen argwöhnischen Blick und hatte nur kurze Worte. Als er jedoch vom Reiseziel des jungen Mannes erfuhr, wurde er freundlicher, meinte, das sei nun allerdings ein kurioser Einfall, hier oben zu schwitzen, während der Weg drunten durch's Thal so bequem und schattig sei, wie es müde Beine nur wünschen könnten. Jetzt sei indessen die Hauptstrapaze überwunden. Wildbach liege ganz nahe, gleich hinter der nächsten Ecke werde der Herr es drunten im Thale sehen, und zehn Minuten weiter führe bei einem Bildstocke ein Weg in den Wald und hinunter. „Das ist freilich noch ein tüchtig Stück Arbeit für Ihre Beine, mein Herr," fügte er achselzuckend hinzu. „Denn es ist nichtswürdig steil. Aber einen andern Weg gibt's in der Nähe nicht." Er grüßte, pfiff seinem Hunde und ging weiter.

Und es kam, wie er's verheißen. Als unser Freund den nächsten Bergvorsprung umschritten hatte, fand er sich richtig über Wildbach und vor einem Landschaftsbilde, so eigenthümlich und großartig, wie er's im Leben noch nicht gesehen zu haben meinte. Der Wald, der bisher jede Aussicht versperrt hatte, nahm hier oben ein Ende.

Er bedeckte zwar auch den ganzen Abhang, der in überraschender Schroffheit von der Straße hinunter reichte, allein er war noch jung und seine Wipfel erlaubten, bis auf den Grund eines Thals zu sehen, das eigentlich gar kein Thal mehr war, sondern nur eine Schlucht, gerissen in altersgrauer Zeit durch den Bach, welcher sich drunten entlang schlängelte. Ihm folgten die Häuser in langer Reihe, und wo eines aus dieser wich, war es an die Bergwand geklebt, welche sich drüben ebenso schroff, ebenso dicht bewaldet erhob. Die Kirche lag über dem ganzen Ort, auf einer Art von natürlicher Terrasse, welche aus dem Walde hervortrat. Und was die Eigenartigkeit des ganzen Bildes noch erhöhte, war, daß die schon tiefstehende Sonne nicht mehr auf den Grund gelangte, sondern nur noch einzelne höhere Dächer, die Kirche und den dunklen Wald drüben erleuchtete. Abgeschlossener und stiller ließ sich kaum ein Ort denken, er ruhte wie im Schooß des Gebirges.

Nach etwa zehn Minuten gelangte der Wanderer wirklich zu einem Marienbilde, das an die Felswand gelehnt war. Gegenüber führte ein Fußsteig in den Wald. Als Albert noch einmal hinabschaute, erkannte er drunten, am Ende des

Ortes und ziemlich entfernt von den letzten Häusern, die Mühlengebäude. Dahin führte der Pfad also hinab, und er spürte bald, daß der Forstmann von seiner Mühsamkeit nicht zuviel gesagt hatte.

Als er drunten wieder in's Freie trat, fing es in dieser Tiefe und Enge bereits an zu dämmern, und das Abendläuten sandte richtig schon seine Klänge über das Thal. Ein Fußweg führte gegen den Bach und ein leicht gebauter Steg hinüber. Fünfzig Schritte weiter brachten ihn auf den mit einer Mauer umfriedigten Hof der Besitzung.

Ein Hund schlug gewaltig an und zerrte ungestüm an der Kette, so daß der Wanderer selbst trotz derselben nur mit einer Art von Scheu vorüberging. Der Platz zum Ausweichen war eng genug, es war alles nahe bei einander, und beim Hause zeigte sich keine Menschenseele, um dem Thiere zu wehren oder den Gast zu empfangen. Aus der Thüre des Mühlengebäudes, das getrennt vom Hause, links noch näher am aufsteigenden Berge lag, kam jetzt freilich ein Mann hervor, in welchem der Ankömmling sogleich den Müller selber erkannte. Allein obgleich auch dieser den Andern nothwendig bemerken und erkennen mußte, machte er gleichfalls noch

keine Bewegung des Entgegenkommens. Denn es ist etwas Eigenes um diese Menschen. Sie sind in Wirklichkeit sicher nicht unfreundlicher und mißtrauischer gegen Fremde, als ihresgleichen es allerwärts zu sein pflegen, allein der Schein spricht auf das allerentschiedenste gegen sie. Zugeknöpft bis an den Hals, lassen sie Menschen und Dinge kaltblütig an sich herankommen und dispensiren sich von allen eigenen Schritten, bis es dem Fremdling allmälig gelingt, bei günstiger Gelegenheit den einen oder andern Knopf zu lösen und das richtige Menschenkind aus seinem Verstecke hervorzulocken.

Erst als Albert schon ganz nahe war und ihm sein „Grüß' Euch Gott, Meister! Da bin ich endlich!" entgegenrief, kam der Müller im bequemsten Schritt heran. „So seid Ihr's also doch," sagte er und bot dem Fremdling mit einer fast steifen Bewegung die Hand entgegen. „Ich sah Eure Gestalt drüben aus dem Walde kommen und meinte Euch auch zu erkennen. Aber wie in aller Welt sollt' ich Euch da von der heißen Straße her und über den kniebrechenden Absteig erwarten, wenn sich's doch hier drunten im Thale commode genug und im Kühlen marschiren läßt? Wer Euch da hinaufgewiesen hat —"

„Ei nun, in Wildberg meinten sie, hier unten fänd' ich mich ohne Führer nicht zurecht, und einen solchen könnten sie mir nicht schaffen; so wiesen sie mich auf die Bergstraße," schob der Gast erklärend ein.

Die dunklen, ein wenig finsteren Augen des Müllers trafen Albert mit einer Art von Erstaunen. „Ja, zum Henker, wie seid Ihr denn nach Wildberg gekommen?" rief er aus. „Ihr hättet schon bei Wardingen in's Thal steigen müssen — das konnte Euch der Herr Boland sagen. Also in Wildberg — es war wohl im ‚Ochsen' — gelt?"

„So hieß das Wirthshaus, mein' ich," versetzte der Gast ein wenig kurz. Der Empfang fing an, ihn zu befremden.

Der Müller mochte das merken. Sein Blick wurde freundlicher und er sprach auch mit wärmerem Ton: „Kommt nur zuerst in's Haus, Herr, Ihr müßt müde sein. Es ist alles parat, Euer Koffer ist schon gestern gekommen." Und indem sie zum Hause schritten, redete er weiter: „Nehmt es nicht für ungut, daß ich Euch da examinire, wie ein Zollschreiber. 's ist curios, kann ich sagen. War's ein Dicker, der Euch auf die Straße wies?"

Der Gast lächelte. „Dick war er freilich. Aber der Hauptsprecher war ein junger, langer Gesell, blond und —“

„Kann's mir schon denken,“ unterbrach ihn der Müller trocken, trat in's Haus und führte den Gast ohne ein weiteres Wort über den Flur und gegen die Rückseite. Da öffnete er eine Thür, und Albert stand in einem nicht großen, aber ihn augenblicklich anheimelnden Gemach. Das Fenster war geöffnet, aus dem anstoßenden Gärtchen zog der Duft der Sommerblumen herein, und gleich dahinter stieg der dicht bewaldete Berg dunkel und schweigend empor, so daß man sich schon aus dem Fenster beugen mußte, um bis zu seiner Höhe hinauf zu schauen.

„Da wird es mir wohl werden!“ sprach der Gast freudig.

„Soll mich freuen,“ versetzte der Müller ruhig. „Wir geben, wie wir's haben, und von Herzen. Und meiner Alten und mir seid Ihr recht, Herr; weiter geht's Niemand was an.“ Er wandte sich und trat zur Thür zurück. „Macht's Euch commode, ich warte draußen auf Euch. Die Abendsuppe kommt gleich auf den Tisch,“ sagte er noch und schloß die Thür.

Der junge Mann stand betroffen. Was war

dies alles — der fast unfreundlich zu heißende Empfang des doch Erwarteten; die vielen Fragen; das ganze Wesen des Mannes, der vor einigen Monaten in der Stadt so ungewöhnlich offen und umgänglich dem ihm damals noch völlig Fremden begegnet war; diese letzte, zum mindesten befremdende, unverständliche Bemerkung endlich? — Was war und was bedeutete dies alles? fragte Albert noch einmal, ohne eine Antwort finden zu können.

Da er nach einer Weile hinausging, fand er den Müller vor dem Hause und seine Frau bei ihm, eine rüstige Vierzigerin, deren noch immer hübsche Züge von Gutmüthigkeit und Freundlichkeit zeugten. So empfing sie denn auch den Gast und bot ihm die harte Hand in viel herzlicherer Weise, als vorhin ihr Gatte, ja mit einer Art von Zutraulichkeit und Offenheit, wie sie an Leuten dieses Schlages und dieser Gegenden nur selten sich zu offenbaren pflegt. Sie hatte ein Bedauern für den langen heißen Marsch, sie schalt auf die Wildberger, die freilich gar keine rechten Christen seien; sie hieß den Gast sich es in der Mühle wohl sein lassen und sich mit allen Wünschen nur dreist an sie wenden. „Wir wollen schon mit einander auskommen," sagte sie

zum Schluß in einer gewissen launigen Weise. „An das grobe Volk hier bei uns müßt Ihr Euch nicht kehren.“

Der Müller hörte das alles schweigsam und mit kalter Miene an. Erst als Albert von seiner Begegnung mit dem Korbflechter erzählte und dessen Gruß bestellte, wachte er, wie man es fast heißen konnte, wieder auf. „Also den habt Ihr getroffen?“ fragte er lebhaft. „Das ist ein wunderlicher Christ, der Onkel Fabian, aber die beste alte Seele auf der Welt. Wir hätten ihn, mein Vater seliger und ich, schon immer gern hier gehabt, mit Sack und Pack. Aber er will ja nicht, obgleich er's, seit sein Weib todt, nicht zum besten hat. Er kann nicht von den Kindern fort, sagt er; nur wenn's bei den Laublern einmal Leib und Leben gilt, dann will auch er bei uns sein. Nun, des Menschen Wille ist sein Himmelreich.“

Zum Nachtessen versammelten sich drunten in der großen Stube alle Hausgenossen, ein ältlicher Mühlknappe, ein paar rüstige Knechte und derbe, aber schmucke Dirnen. Von den Kindern des Hauses, deren schon mehrere verheiratet waren, saß nur die jüngste Tochter am Tisch, ein schlankes und fast zart gebautes Mädchen mit feinem, ja

schönem Gesicht, nur daß der Ausdruck desselben ein auffällig ernster, wo nicht beinahe herber und strenger war. Ihre Augen, dunkel wie die ihrer beiden Eltern, streiften ein paar Mal scheu zu dem Gast hinüber und über ihn hin. Aber wenn er zu ihr hinschaute, blieben die Lider gesenkt, und ihre Stimme wurde kaum einmal laut. Es war freilich überhaupt still am Tisch. Und als das schlichte Mahl zu Ende, ging alles bald auseinander, und auch der Gast suchte, schwer ermüdet, sein Zimmer auf.

Zweites Kapitel.

Wunderliche Offenbarungen.

Die Tage vergingen, einer nach dem andern, in ungestörter Ruhe und Stille, ja in einer für den Städter überraschenden, wo nicht fast drückenden Einförmigkeit. Es störte den Gast nichts, es zerstreute ihn nichts, und nichts hielt ihn ab, sich, wie er es ja gewollt hatte, mit Haus und Hof, mit Land und Leuten, mit seiner ganzen Umgebung, mit dem gesammten Leben und Treiben in diesem Erdwinkel bekannt zu machen. Des Neuen gab es nicht wenig, ja es war für Albert in Wirklichkeit alles so gut wie völlig neu und es gab unausgesetzt zu beobachten und zu lernen.

Da war schon, was ihn zunächst umgab, völlig geeignet, auch einen Laien, wie ihn, mit dem regsten Interesse und mit wirklichem Respect zu erfüllen. Die Besitzung des Müllers war die

schönste und reichste im Ort, aber man fand auch vermuthlich im ganzen Lande nicht viele, die ihr gleich kamen. Das Haus und das eigentliche Mühlengebäude, die Ställe und was sich sonst noch daran schloß, alles war nicht neu, aber im besten Stande. Die Wasserkraft war eine ausgezeichnete, die Kundschaft, wie man jeden Tag merken konnte, eine große und sichere. Der Viehstand zeigte sich ausgesucht, die Matten und Wiesen und die Aecker, welche thalabwärts lagen, bildeten schon allein einen respectablen Besitz, und die prachtvollen Waldschläge, die sich den Berg hinauf erstreckten, steigerten seine Bedeutung und seinen Werth noch um vieles. Wo der eigentliche Mühlbach und das durch den Ort strömende Gewässer sich vereinten, war der Stapelplatz für den Holzhandel, und man erstaunte über die Menge der Vorräthe und die rastlose Geschäftigkeit, die hier tagein, tagaus herrschte.

So nahmen der Müller und die Seinen schon durch solchen Reichthum in dem, übrigens keineswegs armen Ort, bei weitem die erste Stelle ein. Aber es war damit nicht genug. Kam es, weil sie durch den Holzhandel in nähere oder häufigere Verbindung mit der Außenwelt gebracht wurden, oder waren sie von Hause aus begabter, oder war

endlich in der Mühle schon seit längerer Zeit mehr auf die Erziehung und Bildung der Heranwachsenden gewandt worden, — es ließ sich aus allem und jedem und bald genug erkennen, daß sie, um es kurz so zu heißen, auch geistig ihren Nachbarn überlegen waren. Ja, dies zeigte sich selbst darin, daß trotzdem nichts von Selbstüberhebung und Prahlerei an ihnen, Alt und Jung, zu bemerken war. Sie lebten schlecht und recht, wie alle Uebrigen, neben ihnen und mit ihnen, wie sie ja auch durch und durch zu ihnen gehörten, und zwar in strengerem Sinne als man es von Nachbarn zu verstehen und gelten zu lassen pflegt.

Die Bevölkerung des Landes ist, abgesehen von kleineren Unterschieden, aus zwei einander anscheinend völlig fremden Stämmen zusammengesetzt. Der eine ist brünett, mittelgroß, schlank oder vielmehr hager, aber nervig und muskulös; der andere blond, größer, breiter und plumper, und wo nicht weichlicher, doch phlegmatischer. Der erstere herrscht in den gebirgigen Gegenden vor, der andere in der Ebene, und wenn allmälig auch Zeit und Verhältnisse beide einander vielfach genähert und vermischt haben, so gibt es doch, zumal in den Berg- und Waldgegenden

noch immer Plätze genug, wo sich die Braunen in verhältnißmäßig großer Reinheit erhalten haben. Wenn man einmal auf ein solches — sagen wir — Nest stößt, so findet man sich wie in der Fremde, und obendrein wie in einer völlig andern Zeit. Denn die Wandlungen derselben haben hier überhaupt nur wenig Eingang gefunden, und wenn Einem so ein echter Wäldler, zumal ein schon älterer, in den Weg tritt, mit seiner hagern, aber festen Gestalt, mit dem Ausdruck der Sorge, aber auch mit Entschlossenheit oder gar finsterem Trotz in den scharf geschnittenen, wie erstarrten Zügen, so ist's beinah', als sähe man einen von jenen düsteren und drohenden Männern vor sich, welche zur Zeit der Bauernkriege gerade aus diesen Thälern in wilden Haufen hervorbrachen.

So fand Albert es im Ort und in der Familie Laubler. Nur der Pfarrer und hier oder dort ein einzelner Knecht gehörten dem blonden Stamme an. Alle Uebrigen zählten zu den Braunen und schienen sich in dieser Eigenart erhalten zu wollen.

Das und ähnliches trat dem Fremdling allerdings offen genug entgegen und gewährte ihm Unterhaltung und Anregung im Ueberfluß; allein

was ihn sonst umgab, war dafür nicht selten desto unklarer und gab ihm ein unbehagliches Räthsel nach dem andern auf. Es war, um es kurz so zu bezeichnen, im Hause nicht wie es sein sollte und konnte; es wehte etwas wie Mißmuth durch dasselbe und man konnte es obendrein leicht merken, daß es vordem oder bisher anders gewesen sei. Der Müller blieb ungefähr, wie er am ersten Abend erschienen war, von der Zufriedenheit und Behaglichkeit, welche Albert an ihm, wie gesagt, in der Stadt kennen gelernt hatte, stellte sich auch in den nächsten Tagen nichts wieder ein: der Mann war verdrießlich oder hatte Sorgen, wenn er dies auch den Gast nicht empfinden ließ, vielmehr sich demselben gegenüber entschieden zusammennahm. Und wohin man auch blickte, nirgends ließ sich eine Ursache für diese Stimmung entdecken, denn alles war im höchsten Flor, und man hätte denken sollen, der Mann müsse sich wohler fühlen als je.

Noch schärfer trat dieser Druck oder diese Spannung an den Uebrigen hervor, und an Niemand zeigte es sich auffälliger, als an Veronika, dem jungen Mädchen. Aus dem Wege, wie man das zu heißen pflegt, gingen Albert Alle oder bewahrten zum mindesten die sprödeste Zurückhal-

tung. In Ansehung Veronika's aber stand es noch bei weitem schlimmer. Sie ließ sich den Gast ihres Elternhauses gar nicht nahe kommen; sie hatte kein Wort für ihn und keinen Blick, und daß sich in ihrem Wesen und in ihrer Weise kein Trotz ausprägte, sondern nur Scheu und eine entschiedene Abneigung gegen jeden, auch noch so oberflächlichen Verkehr, das machte die Sache um nichts besser.

Dem jungen Manne wurde diese von allen Seiten ihm begegnende Zurückweisung, durch welche er sich inmitten des lebhaften Hauses gewissermaßen isolirt, ja wie auf einer einsamen Insel im Meere fand, peinlicher von Tag zu Tag, und zumal was er von Veronika erfuhr, erregte ihm eine steigende Mißempfindung, ja es schmerzte ihn beinah', ohne daß er sich über den Grund dieses Gefühles hätte klar werden können. Und dennoch war derselbe gar nicht zweifelhaft. Er war von Hause aus ein heiterer Mensch, der niemals einsam zwischen seiner Umgebung gestanden, und er hatte, wo und wie er auch lebte, noch immer auf entgegenkommendes Wohlwollen rechnen dürfen. Und nun, mit einem Male, sah er sich vor dem geraden Gegentheil, und zwar dort, wo er — wiederum fast zum ersten Mal in seinem Leben!

— einen wirklich tiefen Eindruck empfangen hatte und sich in Wahrheit angezogen fühlte. Denn so erging es ihm, schier von der ersten Stunde an, mit Veronika, trotz aller Zurückhaltung und Scheu, oder vielleicht gerade wegen derselben.

Eine Woche lang ertrug er dies alles, wie schwer es ihm auch fiel, mit mehr Geduld, als er bisher zu zeigen gepflegt. Dann aber meinte er, so gehe es nicht länger fort, und als er eines Abends von einem weiten, einsamen Spaziergange zurückkehrte und seine Wirthin vor der Hausthüre stehen sah, nahm er die Gelegenheit wahr und fing an, ihr, wenn auch in scherzendem Tone, vor allem zu sagen, was ihm — so hieß er es — das Herz bedrückte.

Als Frau Monica, die ihm die gleich am ersten Abend bewiesene Freundlichkeit unvermindert erhalten hatte, jetzt vernahm, was ihr Mann in der Ankunftsstunde von des Gastes Willkommensein geäußert hatte, rückten ihre Brauen zusammen und ihre Schultern verzogen sich ungeduldig. Das sei die baare Thorheit, meinte sie. Der Mann habe oder mache sich allerhand Verdruß, wo es gar nicht nöthig sei. Darin habe er aber Recht, daß der Gast nicht danach zu fragen brauche. Der Veronika, dem Kindskopf, werde

sie diesen aber einmal ordentlich zurecht setzen. Denn sie verdiene dies.

„Das ist denn alles recht und gut," sagte er, fast belustigt durch ihren ehrlichen Eifer; „allein, was man eigentlich hier bei Euch wider mich hat, das sagt Ihr mir nicht. Und das ist doch die Hauptsache!"

Er sah's an dem flüchtigen Erröthen in ihrem noch glatten und hübschen Gesicht, daß seine Worte sie verlegen machten. Aber ihre Augen hatten doch für ihn einen beinah' schalkhaften Blick, als sie entgegnete: „Du lieber Gott, Herr Albert, unsere Leute hier sind eben dumm, — sie kommen nicht hinaus, und Niemand und nichts kommt von draußen herein, als was zu ihnen gehört. Und wenn da nun mit einem Male so ein junger feiner Herr kommt, den Keiner kennt und von dem Keiner recht weiß, was er will, da meinen die Dummköpfe, das müsse noch seinen besondern Haken haben, und wenn gar ein junges Ding, so wie die Veronika, im Hause ist —"

„Da glaubt man, er sei am Ende gar ein Kinderfresser?" fiel Albert lachend ein, — er vermochte bei dieser seltsamen Entdeckung nicht ernst zu bleiben.

Sie lachte gleichfalls, wenn auch ein wenig grämlich. „Ja, beinah',“ sagte sie, „und es ist der helle Unsinn. Uns müßt Ihr aber auch so was nicht zutrauen. Der Herr Boland hat für Euch gutgesagt, dem Mann habt Ihr auch gleich gefallen, und als ich Euch gesehen, wußt' ich gleichfalls schon Bescheid, gerade so wie der alte Vetter Fabian, dessen Gruß Ihr uns brachtet. Und jetzt weiß ich's noch besser, nicht blos, weil ich Euch nun schon die ganze Woche lang sah und es wohl merkte, daß Ihr ein braver Herr seid, sondern auch —“ Und nach einem kurzen Stocken fuhr sie, von neuem roth werdend und mit einem neuen muntern Blicke fort: „Ich will's nur ehrlich sagen, daß ich vorhin nach Euren Sachen gesehen habe, ob Ihr mir auch was in die Wäsche zu geben habt. Solche Herren denken daran nicht viel, und ein rechter Windbeutel weiß überhaupt nichts davon. Aber wie ich's in Eurer Commode fand, das macht Einem Freude: alles in Ordnung, alles sauber, die richtige Hauswäsche. Da fehlt kein Knopf und kein Bändel, und die Stopfstellen —“

Der junge Mann lachte hell auf. „Die sind eine rechte Schande — gelt, Frau Monica?“

„Was Schande!“ rief sie unwillig. „Con-

trair, juſt eine Ehre iſt's! Da ſieht man, was eine rechte Frau und gute Wirthin iſt, die wirft ein Stück um ſo eines kleinen Schadens willen nicht gleich weg, ſondern weiß zu helfen. Ich meine, die Frau Mutter wird's geweſen ſein. Und das muß eine brave Frau ſein, und die kann auch nur einen braven Sohn haben."

Er ſchüttelte herzlich die ihm dargebotene Hand. Aber was ihn bisher zu lachen gemacht hatte, trat jetzt raſch vor dem Ernſt zurück, der ihn aus allem Vernommenen anſprach. Daß ein Fremdling, wie er, in einem ſo abgelegenen und abgeſchloſſenen Erdwinkel und gerade von Leuten dieſes Schlages mit Zurückhaltung, ja mit Mißtrauen aufgenommen werden möge, das fing er, nachdem er bis jetzt kaum jemals darüber nachgedacht hatte, nun ſchon an für ſehr begreiflich und natürlich zu halten, und zwar für um ſo natürlicher, je weniger dieſe Menſchen den Zweck des Fremden bei dieſem Aufenthalt verſtehen und würdigen konnten — war dieſer Zweck doch für Albert ſelber, wie wir wiſſen, ein ziemlich phantaſtiſcher und unklarer. Und nicht minder leuchtete es ihm ein, daß es wohl Augen geben möchte, die auf ihn, den Fremdling, noch mit beſonderer Aufmerkſamkeit und noch weniger freundlich

blicken könnten, und daß endlich ein Mädchen, das von allem Diesen erfuhr, dadurch zweifellos in die schiefste Stellung gedrängt würde. Aber für ihn selber wurde durch diese Einsicht nichts gebessert. Auch seine eigene Stellung erschien ihm nicht nur schief, sondern auch kaum noch haltbar. Und im Widerstreit von aufsteigendem Mißmuth und angeborener Gutmüthigkeit sagte er endlich: „Aber es ist wirklich arg, Frau Monica, wenn man da mit einem Male für einen Don Juan und wer weiß was noch sonst, taxirt und belauert und zurückgestoßen wird und doch so unschuldig ist —“

„Laßt es gut sein, Herr,“ unterbrach sie ihn mit einer Art von freimüthiger Herzlichkeit. „Es ist für Euch arg — ja, aber es soll schon besser werden. Und rechnet's den Menschen nicht so hoch an. Ganz Unrecht haben sie nicht. Es war vor ein paar Jahren beim Förster auf dem Seelhof ein Herr — man hieß ihn, glaub' ich, Praktikant — der nichts als Thorheiten und Schlechtigkeiten im Kopf hatte und leider Gottes, weil das Mädchen, dem er nachging, dumm war, viel Trübsal und Unehre über ein ehrbares Haus brachte. Es ist endlich zwischen ihm und einem Burschen schier zu Mord und Todtschlag gekommen,

er hat seine Strafe gekriegt und ist davon, aber das Elend ist damit nicht von den Leuten fortgenommen. So etwas vergißt man bei uns nicht, Herr, und als man von Eurem Kommen hörte, war gleich die Rede davon. Ein rechter Katholischer seid Ihr auch nicht, das ist Diesem und Dem auch nicht nach Gusto — Mancher mag nun einmal noch immer nichts von den Luther'schen. Und endlich — sie brach ab und fuhr erst nach einer Pause, die Brauen zusammenziehend, fort: „Nun, erfahren werdet Ihr schon davon, und so darf ich wohl darüber reden, es geht in einem hin. Es ist da Einer dem Mädchen nachgegangen. Uns ist er nicht recht gewesen — davon ist nichts weiter zu sagen — und das Kind wollte auch nichts von ihm: er ist ein ungeschlachter Mensch und brutal, auch kein rechter Einheimischer. Der ist schier toll geworden, da er von Eurem Kommen erfahren hat. Er ist dem Mädchen nachgeschlichen, bis er's allein traf; da hat er dem armen Dinge, der Kukuk weiß, was alles vorgeredet, gelästert, gelogen, gedroht, der Veronika und auch Euch. Und wenn ihm das bei ihr auch nichts geholfen hat — contrair! — so hat es sie doch erschrecken lassen und ihr den Kindskopf ganz dumm ge-

macht. Sie ist ja noch ein halbes Kind, Herr. Als mein Mann das erfuhr," redete sie weiter, während Albert schweigend zuhörte, „nahm er sich den Gesellen vor und hat ihm seine deutsche Herzensmeinung gesagt und ihm die Thür zugeschlossen. Damit sind wir Alle zufrieden, denn, wie ich sagte, wir wollen nichts von ihm. Das Gelauf' mußte ein End' nehmen. Das Kind kam gar nicht mehr aus der Angst. Wo ein Anderer ein Aug' auf sie hatte, hat es gleich Händel mit dem Bastian gegeben — er ist brutal, sag' ich! — und Ihr mögt Euch immer vor ihm in Acht nehmen —"

„Nun, nun, Frau Monica," fiel der junge Mann achselzuckend ein, „was das angeht, habt keine Sorge. Einer, der sich seiner Thaten im voraus berühmt, ist nicht gefährlich, und ein Kind bin ich gerade auch nicht. Ich möchte ihn im Gegentheil gerne einmal kennen lernen —"

„Ihr kennt ihn ja schon," sagte sie lebhaft. „Er und der wüste Alte wiesen Euch zum Schabernack —"

In diesem Augenblick kam Veronika, die Sichel in der Hand und eine schwere Graslast auf dem Kopfe, um die Stallecke herum und trat in's Hofthor — eine beinahe prächtige Erscheinung, alles so schlank und so fest, voll Stolz

und zugleich voll natürlicher Anmuth. Wie warm der Abend auch noch war, und wie schwer die Last sein mochte, sie schien davon kaum etwas zu empfinden. Das leichte Roth der Wange war nur um eine Nuance dunkler geworden, und nichts verrieth etwas wie eine Erhitzung und Anstrengung. Ihre Augen streiften zu ihrer Mutter und dem Gast kaum mit einem einzigen Blick herüber. Dann senkten sich die Lider, und sie schritt ohne Gruß weiter, der Thüre des Stalles zu.

„Das paßt sich prächtig," sagte Albert munter. „Da kann ich es noch einmal selber mit dem Kinde probiren und ein Wort für mich einlegen!" Und damit war er, an der Hütte des noch immer mißtrauischen Hundes vorüber, schon über den Hof und neben dem Mädchen, legte die Hand an die Last und sprach: „Komm, Kind, und lasse mich Dir abhelfen."

Durch ihre jäh sich erhebenden Augen zuckte es wie ein wirklicher Schrecken. Allein Widerstand leistete sie nicht, sondern erhob auch die andere Hand, seinem Verlangen zu Hilfe zu kommen. Und als die wirklich gewaltige Masse zu den Füßen der Beiden lag, da streckte er ihr die Hand hin und redete: „Nun schlage auch ein-

mal ein, wie es Freunde thun — die sind wir doch fortan? Nun kann ich Dir ja auch den Gruß vom alten Fabian —"

Die kleine zuckende Hand legte sich plötzlich fester in die seine und durch das bräunliche Gesicht flog ein Zug des Erstaunens. „Kennt Ihr den Fabian, Herr, den alten Vetter in der Stadt?" fragte sie. Es war schier das erste laute und freie Wort, das er von ihr vernahm.

„Den Fabian — ja, und er hat mich gleich für ein ehrlich Menschenkind gehalten; er hat mir auch den Gruß an Dich gegeben, aber Du liefst ja stets davon. Das muß nun anders werden," fügte er hinzu und schaute heiter in die immer noch ein wenig scheuen Augen. „Denk' einmal nach, was würden die zu Hause für einen Lärm machen, wenn sie hörten, daß Ihr hier mich für einen Spitzbuben oder dergleichen taxirt — die Mutter, die Schwester, die Basen oder gar die Braut —"

Veronika schaute überrascht auf, und die Mutter, welche herangetreten war, meinte schalkhaft: „Ei, ei, Herr Albert, kommt man so dahinter? Das ist ja ganz was Neues!"

Da er bei dem Wort abgebrochen hatte, war er roth geworden. Nun lachte er aber und sagte:

„Da hab' ich was Schönes angerichtet, und um Gotteswillen verrathet mich nicht. Denn die Mutter will's und die Basen wollen's auch, ja sie heißen uns schon so. Aber wir beiden Hauptpersonen haben gar keine Lust, sondern lachen nur dazu, und — es wird auch im Leben nichts daraus."

Es war, wie wir sagten, schon gegen Abend, und alles, was er um sich sah, erinnerte den jungen Mann an den ersten Blick, welchen er am Ankunftsabend von der hohen Straße in's Thal hinunter gewonnen hatte. Denn wie ihn auch die beiden Menschen neben ihm und das Gespräch mit ihnen interessirte, sein Auge behielt dennoch einen Blick für die Umgebung übrig und ließ sich nicht ganz entgehen, was in derselben gerade zu dieser Stunde vorging.

Das Thal zog sich, wie wir wissen, gegen Westen, und die Sonne konnte ihre Strahlen länger hineinschicken, als es die Tiefe des Grundes und die angrenzenden mächtigen Höhen zu erlauben schienen. Nun war es von wunderbarem Effect und ganz einzigem Reiz, wenn zuerst die einzelnen Partien der äußeren Thalwand anfingen in einen lichten, aber sich rasch vertiefenden Schatten zu treten. Alsbald glitt derselbe von dem wald-überrauschten Hange auf den Thalboden hinab

und über diesen hin, nun schlüpfte er über den Bach und war schon zwischen den Häusern des Ortes und kroch leise gegen die Mühlengebäude heran, stieg an ihnen hinauf, zuerst die unteren Fenster einhüllend und dann die oberen, darauf über die Dächer sich erhebend und nun endlich, wie mit einem plötzlichen, lustigen Satz über den kleinen Garten zum Berg hinüberfahrend. Da gab es wieder frische Arbeit und statt des bequemen Herabsteigens ein neues, mühsameres Hinaufklettern. Denn der Berg stieg jäh empor, und die alten Tannen, welche sich Stamm an Stamm erhoben, hatten die Sonnenstrahlen eingefangen und ließen sie nur widerwillig los, die langen Zweige und die schlanken Wipfel reckten sich alle ihnen nach und griffen immer von neuem nach ihnen mit einer ihrer Spitzen. Aber es half ihnen nicht. Der Schatten drängte rastlos nach, er kletterte an den Stämmen hinauf und drang in das dichteste Zweiggewirre, er stieg bequem und behaglich, schier wie ein lebendig Geschöpf, von Ast zu Ast bis zum Wipfel und sprang zum nächsten hinüber und zum folgenden. Endlich fiel nur noch ein letzter Sonnenstrahl über die höchste Kuppe hin und leuchtete gar übermüthig. Aber der Schatten kam schon und schreckte ihn davon,

daß er sich schleunig in die blaue Höhe und zu den kleinen Wolken flüchten mußte. Und da war's denn aus, der Schatten hatt' es gewonnen, und das Abendläuten rief der Sonne ein schwermüthig Valet nach.

Habt ihr das wohl einmal so recht beobachtet, mit sehendem Aug' und wachem Herzen? Ist es nicht, als sei das Hinschwinden der Zeit aus der Vorstellung in die Wirklichkeit übertragen und werde für die Sinne des Menschen erfaßbar? —

Die Glockenklänge zogen über die Drei auf dem Mühlenhofe dahin, die Hände der Frauen falteten, ihre Lippen bewegten sich. Die Stille umher hatte anscheinend nicht zugenommen, und dennoch rauschten die Wasser des Mühlbaches lauter, und alles umher wußte, daß es Abend geworden. Die Gänse kamen vom Anger heim und die Enten vom Bach, die Hühner fingen an sich ihrem Stalle zu nähern, und wo ein Vogel vorüberstrich, verrieth es die Richtung und Schnelligkeit seines Fluges, daß er zum Nest wollte oder vielleicht auch nur bergaufwärts, wo es noch um vieles heller war als hier unten.

Von einer wirklichen Dämmerung war indessen auch hier im Grunde noch keine Rede, da ja am Himmel droben das vollste, goldigste Tageslicht

ausgebreitet war und sein Widerschein die Schatten des Thales hinreichend durchdrang, um von einem Rande bis zum andern alles in größter Deutlichkeit erscheinen zu lassen. Ja, es war, als sei die Luft durchsichtiger geworden, seit die Sonnenglut in ihr nicht mehr flimmerte, noch die Augen eines Hinausschauenden blendete. Es gab überdies auf dem Thalboden, wie wir schon erfuhren, keine nennenswerthe Entfernung, und hier, vor der Mühle, zeigte das Terrain sich auch so offen, daß alles, was sich auf dieser Strecke irgend befand, völlig sichtbar war, und wo sich überhaupt einmal etwas regte, dasselbe augenblicklich wahrgenommen werden mußte.

So war es denn auch ganz natürlich, daß Albert's Augen, welche, wie wir sagten, während des Abendläutens hinausblickten und dem Wechsel der Beleuchtung folgten, alsogleich die Gestalt eines Mannes bemerkten, der jenseits des Baches am Bretterfteg stand und allem Anschein nach voll Aufmerksamkeit zur Mühle und der kleinen Menschengruppe herüberfah. Er hatte sich hinter den äußersten Pfahl des Geländers gedrängt, als ob er sich durch denselben decken wollte. Das gelang ihm natürlich nicht, denn obgleich er sich gebückt hatte, ragte seine Gestalt doch überall hinter dem

armseligen Stück Holz hervor, und selbst die Augen des Städters faßten die Erscheinung so vollständig auf, daß sie den Fremden sogar zu erkennen glaubten.

„Seht, Frau Monica," sagte der junge Mann, als die Frauen wieder aufschauten, „das muß der Bursche sein, der mir im ‚Ochsen' zu Wildberg neulich den falschen Weg angegeben hat."

Ihr Blick flog scharf hinüber, die Brauen rückten zusammen, der friedliche und freundliche Ausdruck wich aus ihren Zügen. „Ja, freilich," entgegnete sie, „das ist der Schleicher und Spion, der Bastian, Herr Albert!" Und sich jäh gegen die Tochter wendend, fügte sie barsch hinzu: „Ist er Dir doch wieder nachgelaufen?"

Veronika hatte sich zum Grasbündel niedergebückt. Als sie sich bei der Frage aufrichtete, war sie sehr roth, allein ihre Augen schauten die Mutter treuherzig an, und ebenso klang auch ihre Stimme, da sie einfach antwortete: „Ich sah ihn nicht, Mutter."

„Wollt' es ihm auch gerathen haben!" sprach die Frau grollend und setzte nach einem neuen finstern Ausblick hinzu: „Na, er hat sich salvirt. Kann, wie es scheint, das Aug' eines ehrlichen Menschen nicht mehr ertragen, der Spion! Aber

warte, wir wollen es Dir anstreichen! — Kommt herein, Herr Albert."

Die Gestalt war wirklich in dem Moment, als auch Albert seine Augen auf das Mädchen gerichtet hatte, von ihrem Platze verschwunden. Links gegen den Ort zu hoben sich die Bachufer und mochten schon Versteckplätze darbieten. Veronika ging mit Futter in den Stall, wo die Kühe bereits ungeduldig nach ihrer säumigen Pflegerin zu rufen begannen, deren Stimme sie doch vernommen hatten. Frau Monica schritt schweigend dem Hause zu und der Gast folgte ihr, gleichfalls ohne ein Wort. Denn er merkt' es wohl, daß sie nicht reden mochte.

Drittes Kapitel.

Drohende Zeichen.

Als das Nachteſſen vorüber war, forderte Laubler den Gaſt auf, mit ihm noch auf eine Stunde in's Wirthshaus zu kommen.

„Das Geſchäft geht ſtreng," ſagte er, und wie er ſich jetzt gab, wie er blickte und redete, erinnerte Albert zum erſten Mal wieder an den behaglichen und umgänglichen Mann, den er damals im Frühling kennen gelernt hatte; „man ſieht ſich mit den Nachbarn nicht viel, und doch iſt die Zeit danach, daß man zuſammenhalten und Einer des Andern ſicher ſein ſoll, im Denken, wie im Handeln. Und auch für Euch iſt es gut, Herr," fügte er hinzu, „daß Ihr da nicht immer allein hockt oder mutterſeelenallein herumſtreift. So ein Mann von der Feder, wie Ihr, der ſoll immer wiſſen, wie's in der Welt ausſieht, und was im Lande und draußen gerade zu bereden

ist. Er kann sein Wort dazu geben und darf nicht dahinten bleiben. Der Herr Boland dazumal ließ sich aus der Stadt seine Zeitung nachschicken und wußte immer Bescheid. Ihr aber —“

„Ich — ja ich mag freilich von all’ dem dummen Zeuge draußen nichts hören und danke meinem Gott, daß meine Ohren einmal Zeit haben, sich auszuruhen,“ fiel Albert scherzend ein. „In Manchem klingt’s auch im Innern laut und leise von allerhand Stimmen und Reden, und auf die muß er auch einmal horchen.“

Der Müller schaute ihn nachdenklich an. „Das mag wohl sein,“ sagte er, „der Mensch ist sich auch selber ’was schuldig. Aber, nichts für ungut, Herr Albert, Ihr seid nicht allein in der Welt, sondern für Alle, und müßt auch an die denken, und nicht zuletzt. Und seht,“ fuhr er in zutraulichem Tone fort, „es ist auch sonst gut, daß Ihr einmal zu den Anderen kommt und Euch Ihnen zeigt. Sie sehen Euch da seit acht Tagen und hören und wissen nichts von Euch, nichts Arges freilich, aber auch nichts Gutes. Und Ihr wißt wohl als Studirter, da ist der Mensch denn so geartet, daß er anfängt zu grü-

beln und zu speculiren und leichter auf böse als auf gute Gedanken über einen Andern kommt."

„Ihr seid argwöhnische Leute," meinte der junge Mann kopfschüttelnd.

„Mag sein, Herr, könnt es uns aber kaum verdenken," versetzte der Müller trocken. „Was von draußen zu uns kommt, ist selten 'was Rares, und was wir draußen finden, meistens auch nicht. Wir haben hier eben noch die alte Art und sehen nicht, warum sie die schlechtere sein und wir sie aufgeben sollten. Von mir will ich nicht reden. Ich komme von wegen meines Geschäfts mehr hinaus und lerne mehr Menschen kennen, und da merkt man denn schon, daß es allerwärts ebenso ist, wie bei uns: es gibt Rechte und Unrechte, und der Ersteren Gottlob immer noch mehr als der Anderen. Aber diese sind's, die sich hervordrängen und Lärm von sich machen. Und so, wenn Einer nur einmal hinaus horcht, sieht und hört er auch zuerst nur sie. — Meine Frau hat mir von Eurem Gespräch mit einander gesagt, was Ihr mit dem Kinde geredet habt, und von dem Bastian," sprach er weiter. „Das ist mir gar recht gewesen, denn natürlich mußtet Ihr doch endlich erfahren, wie es steht, und könnt nun ein wenig auf der Hut sein. Denn das

thut Euch schon noth, der Bastian hat keine Manier und ist ein meisterloser Gesell. Wo er seinen Kopf aufgesetzt hat, ist kein Auskommen mit ihm. Und hier ist er nun obendrein fuchswild, von wegen, daß wir ihm den Handel mit dem Kinde ein für allemal aufgesagt haben."

„Was habt Ihr denn aber mit ihm gehabt, daß es gerade jetzt dahin kommen mußte?"

Der Müller antwortete nicht sogleich, und es war auf der Straße, wo sie hinschritten, allzu dunkel, als daß der Begleiter den Ausdruck seines Gesichts hätte erkennen können. Endlich sagte er mit jener schon öfters bemerkten Trockenheit: „Darüber ließe sich allerhand reden, Herr, aber ich wüßte nicht, was und wem es nützen sollte. Mit Euch hat es nur insoweit zu thun, als mir der Gesell durch seine Tollheit über Euer Herkommen endlich Gelegenheit gab, den Handel mit ihm ein für allemal in Ordnung und zu Ende zu bringen. Meine Frau wird's Euch gesagt haben, daß wir nichts von ihm wollten und unsere Kleine auch nichts mit ihm im Sinne hatte. Das ist das Ganze, und nun noch einmal: geht ihm, wo Ihr könnt, aus dem Wege wie ein vernünftiger Mann einem bissigen Hunde." —

Dies Gespräch machte auf den Gast einen

um so tieferen Eindruck, als die Erfahrungen der vergangenen Tage und zumal der letzten Stunden demselben gewissermaßen schon vorgearbeitet hatten. Einblicke, wie er sie gewonnen, und Entdeckungen, wie er sie gemacht hatte, mußten für einen Menschen, wie Albert, nothwendig mit allerhand, ziemlich empfindlichen Enttäuschungen verbunden sein. Seine Natur, ob auch vielleicht reifer und tiefer angelegt, hatte sich bisher doch kaum über einen gewissen Dilettantismus zu erheben vermocht und ermangelte jener Klarheit und Sicherheit, welche, einer wahrhaft künstlerischen eingeboren, diese in ihren Trieben, Bestrebungen und Zielen nur selten vom rechten Pfade abirren und selbst unter den schwierigsten und fremdesten Verhältnissen meistens das Richtige treffen, zum Verständniß durchdringen läßt.

An solchem Erfolge fehlte bei Albert viel. Was ihn in diese Stille und zu diesen Menschen getrieben, war, wie wir schon andeuteten, viel eher ein phantastischer und romantischer Einfall, als das tiefe Bedürfniß, sich in sich selbst zu versenken, und das damit verbundene Verlangen, zu schauen und zu erkennen, aufzunehmen und zu lernen. Etwas wirklich Unbekanntes zu finden, hatte er im Grunde gar nicht erwartet, — die

Natur war ihm seiner Einbildung nach, ja längst durch flüchtige Blicke und noch flüchtigere Beobachtungen vertraut und verständlich geworden. Und ob ihm auch eigenartige Menschen und Zustände allerhand Stoff zu interessanten Wahrnehmungen bieten mochten, setzte er doch auch hier mit der gleichen Einbildung voraus, daß er vermöge seiner Begabung und Bildung weit über ihnen stehen und nichts zu thun haben würde, als das allenfalls hervortretende Eigenartige behaglich zu registriren und rubriciren.

Nun war das alles ganz anders gekommen und eine Enttäuschung folgte, wie gesagt, der andern. Jetzt, wo er wirklich inmitten der Natur lebte und sich stets von neuem und überall auf sie hingewiesen fand, merkte er es nur allzudeutlich, daß noch niemals einer seiner Blicke mehr als die Außenseite gestreift hatte und das Innere noch völlig unverstanden, sich fremd und spröde ihm fern hielt. Nicht minder fremd, wo nicht räthselhaft, erschienen die Verhältnisse und Zustände, und was endlich die Menschen anging, so hatte er gerade ihnen gegenüber die allerdemüthigendsten Erfahrungen zu machen. Denn er bemerkte, wie eben an dem Müller, hinter der ruhigen, nüchternen und kühlen Außenseite plötz-

lich Tiefen, die selbst für viel erfahrenere Augen noch überraschend sein mußten, und auch von solchen nur schwer zu ergründen sein mochten. So fand er sich überall zurückgedrängt und von seiner eingebildeten Höhe hinabgeschoben; neue Eindrücke strömten von allen Seiten auf ihn ein und brachten ihn, der sie spielend zu beherrschen gewähnt, stets von neuem zur demüthigen Erkenntniß seiner Unklarheit und Unsicherheit. Und wo sich in ihm noch immer ein Rest der alten Einbildung und Selbstgefälligkeit verheimlicht hatte, da wurde nun auch dieser an's Licht gezogen und erschüttert: die Gedanken, denen sein Begleiter eben Worte geliehen hatte, zeugten von einer Klarheit und Selbstständigkeit, von einer Kraft des Denkens, die gerade weil sie nicht gar zu häufig in menschlichen Köpfen zu entdecken sind, dem zufälligen Entdecker nur um so ernster imponiren.

Es zeugte für Albert's im Grunde tüchtige und gesunde Natur, daß solche Enttäuschungen und Demüthigungen ihn nicht abschreckten, sondern ihn zur Erkenntniß seiner Schwächen und Mängel brachten und den ernstlichen Willen in ihm wachriefen, ihrer Herr und seiner Aufgabe als Mensch und Künstler gerecht zu werden.

Diese neuen Empfindungen kamen schon heute Abend dem jungen Manne und dem Eindruck zu gut, welchen er auf den kleinen Kreis der sogenannten Herrenstube des ‚Löwen‘ machte. Er fand sich bescheidener und vorsichtiger und fühlte sich empfänglicher, als es ohne die erhaltene — wir dürfen schon Lection sagen, der Fall gewesen sein dürfte. Es war unter den wenigen Anwesenden nicht Einer, der nicht die vollste Aufmerksamkeit beanspruchen zu können schien. Da war der schon bejahrte Pfarrer selber auf dem alten Lehnstuhl am oberen Tischende, ein Mann von jener freundlichen, ja liebenswürdigen Humanität, von der Lebensklugheit und dem sicheren Tact, welche besonders die älteren katholischen Geistlichen auf das vortheilhafteste auszuzeichnen pflegten und den Umgang mit ihnen zu einem so genußreichen machten. Es saß jener Forstwart neben ihm, den Albert neulich droben auf der sonnigen Bergstraße kennen gelernt hatte; von tüchtigen Kenntnissen und schon reichen Erfahrungen, gab er sich höflich und freundlich und ließ neben manchem wohlbegründeten Urtheil auch mehr als einen launigen Einfall laut werden, der das Lachen der Anderen hervorrief. Die Uebrigen waren, wie Albert's Wirth, Dorfbe-

wohner, schlichte und doch, wie er bald merken konnte, kluge Leute, welche ihren Platz neben den „Herren" wohl zu behaupten wußten und ihren Theil zur Unterhaltung beizutragen verstanden.

Die Aufnahme, welche der Fremdling zumal bei diesen Letzteren fand, zeugte weniger von Neugierde, als von etwas wie einem wirklichen Mißtrauen, welches sozusagen jene Blicke bestätigte und zugleich erklärte, die ihm, wie bemerkt, bei einem gelegentlichen Gange durch den Ort gefolgt waren. Hier machte sich jedoch der freundlichere Eindruck seines vorsichtigeren und zugleich offenen Auftretens allmälig am deutlichsten geltend. Die alten Gesellen fingen an nach und nach aufzuthauen und es öffnete sich hier und da einer von jenen, ihr Inneres schützenden Knöpfen. Der Pfarer, der sich anfangs trotz aller äußern Höflichkeit, augenscheinlich beobachtend verhalten, zeigte sich immer befriedigter, und der Forstwart begann gleichfalls aus der anfänglichen Zurückhaltung hervorzutreten und kam dem Fremdling munter zu Hilfe, die erste Befangenheit zu überwinden und frisch und heiter den rechten Ton zu finden.

Die Unterhaltung war, um den Ausdruck

zu wählen, im allgemeinen zwar eine locale, allein es wurden dazwischen dennoch Bemerkungen genug laut, welche von weit über das enge Thal hinausreichenden Interessen und zugleich von dem klaren Blick zeugten, mit dem man auf die Zustände und Ereignisse in der eigenen Heimat und in der weiten Welt schaute. Daß man den Hauptstoff indessen bei sich daheim und in nächster Nähe fand, hatte noch seine besondere Veranlassung. Denn Albert erfuhr, daß schon seit Jahr und Tag in der Umgegend und zumal in den großen Staatsforsten die kühnsten oder vielmehr frechsten Wildfrevel vorgekommen waren, ohne daß man bisher im Stande gewesen wäre, den oder die Thäter auf frischer That zu ertappen oder auch nur eine sichere Spur zu entdecken. Und dazu waren nun, seit dem Frühling, noch einige Einbrüche gekommen, welche hie und da die friedlichen und sorglosen, seit Menschengedenken von solchem Verbrechen nichts wissenden Bewohner erschreckt und schwer geschädigt hatten. Zu Thätlichkeiten wider die Personen schien es nur durch reinen Zufall noch nicht gekommen zu sein, da mit ganz außerordentlicher Kühnheit und Ortskenntniß der Zweck erreicht worden war, ohne daß eine Begegnung mit den Insassen der

ausgeraubten Wohnungen stattgefunden hätte. Bisher hatten die Einbrecher sich stets abgelegene Häuser und einsame Höfe ausgesucht, aber Brand- und Drohbriefe waren ein paar Mal auch mitten in den Ortschaften gefunden worden. Von irgend einer wirklichen und verheißungsvollen Spur war auch hier keine Rede, ja es regte sich selbst in dem argwöhnischen und feinspürigen Volk kein noch so leiser Verdacht. Man wehrte sich, trotz der hie und da sich verrathenden Ortskenntniß, wider einen solchen, der sich gegen einen Einheimischen erhoben hätte; man kannte oder ahnte auch nur so entartete Naturen in der Umgegend nirgends. Man dachte eher an das rohe Gesindel, das der Eisenbahnbau in's Land und auch in benachbarte Striche gezogen hatte, oder an die wilden und meisterlosen Burschen, welche nach dem letzten Kriege und erst seit kurzem entlassen, sich noch nicht wieder in den Frieden und geordnete Zustände hineinzufinden, an ehrliche Arbeit und redlichen Erwerb zu gewöhnen vermochten. Daß es dergleichen gab, wußte man gut genug, und wenn sie im eigenen Lande seltener waren, so konnten sie leicht von jenseits der Grenze den reichsten Zuzug erhalten.

Während der letzten Wochen hatte eine Pause

die erschreckten Bewohner dieser Thäler aufathmen lassen, gleichviel ob dieselbe durch die Thätigkeit der Landpolizei oder durch andere zufällige Umstände hervorgerufen worden war: man begann zu hoffen, daß die Bande — denn an eine solche glaubte man! — sich in andere Gegenden gezogen habe. Allein grade in der letzten Nacht war auf dem Rüdenhofe, der einsam am Eingange eines benachbarten Thales lag, von neuem eingebrochen und bös gehaust worden. Hier war denn auch zum ersten Mal eine Begegnung mit den Bewohnern erfolgt, und wenn auch kein Mord vorgefallen war, so hatten doch schwere Mißhandlungen stattgefunden. Der Bauer und seine Frau waren gebunden und geknebelt worden, die noch kleinen Kinder und die Mägde wurden in ihre Kammern gesperrt; der ältere Knecht war bis zur stundenlangen Bewußtlosigkeit zerschlagen, einen jüngeren fand man im Stall wieder durch Stricke und Knebel wehrlos und lautlos gemacht. Das alles war erst nach der Mittagsstunde und nur, weil dem vorbeipassirenden Landjäger die ungewöhnliche Stille im Hause und auf dem Hofe aufgefallen, fast zufällig entdeckt worden und die Kunde vor wenig Stunden nach Wildbach gelangt. Ja, der Müller, der den ganzen Tag

beim Einbinden eines Flosses beschäftigt gewesen, erfuhr, ebenso wie sein Gast, erst jetzt davon.

Wie ernst dies alles indessen auch erscheinen mochte und obschon es das Hauptthema der Unterhaltung während des ganzen Abends bildete, die Männer blieben trotzdem in einer, Albert überraschenden, ruhigen und kühlen Haltung, und selbst im anstoßenden allgemeinen Wirthszimmer wurden die Debatten bei weitem nicht so lebhaft geführt, wie es anderwärts, zum Beispiel in der Residenz, nach einem solchen Ereigniß in öffentlichen Localen der Fall gewesen sein dürfte. Der Fall, wie schwer er für den Betreffenden gewesen sein möge, müsse dennoch allen Uebrigen fast wie ein glücklicher erscheinen, meinte selbst der Pfarrer, da die Behörde jetzt schon aufwachen und Ernst machen werde.

„Es ist richtig, daß es gar nicht so weit hätte kommen dürfen," fügte er schmunzelnd hinzu, indem er sein Glas leerte und sich gemächlich erhob. „Aber was hilft das Reden und Raisonniren? Menschen sind die Herren an den grünen Tischen zuletzt auch nur und müssen von Zeit zu Zeit ihre Ruh' haben und ihren rechtschaffenen Schlaf thun — so wie wir jetzo. Gute

Nacht, Kinder, und Gott behüte Euch und uns Alle.“

Die Uebrigen brachen, bis auf den Forstwart, der über Nacht im ‚Löwen‘ bleiben und erst am nächsten Morgen durch die Reviere nach Hause zurückkehren wollte, gleichfalls alsbald auf; und da das Wirthshaus mehr gegen das obere Ende des Ortes zu lag, blieben es nur Wenige, die sich dem Müller und seinem Gaste anschlossen. Auch sie traten aber schon nach kurzer Zeit in die dunkeln Wohnungen, und zuletzt war es nur noch Einer, der mit ihnen Schritt hielt.

Es war der jetzige Schultheiß des Ortes, ein Mann, der schon am Abendtisch die Aufmerksamkeit Albert's durch seine eigenartige Erscheinung erregt hatte. Das war vom Kopf bis zu den Füßen jener Schlag, dessen wir oben erwähnten: eine Gestalt, bejahrt, aber noch ungebeugt, fest, aber fast fleischlos; ein Gesicht voll scharfer und zugleich harter Züge, die Stirn voll sorgenschwerer Furchen und die Augen voll Finsterkeit. Die am Tische geführte Unterhaltung hatte ihn zum aufmerksamsten Zuhörer gehabt, betheiligt aber hatte er sich an ihr kaum hin und wieder einmal mit einem einzelnen Wort. Auch während des jetzigen Heimganges hatte er nicht geredet;

nun jedoch blieb er vor dem letzten Hause, dessen Thür eben von einer ältlichen Frau geöffnet wurde, stehen, stützte sich auf den langen Stock und sagte mit einer Stimme, die dem kalten und herben Ausdruck seines Gesichtes völlig entsprach: „Na, Gottlieb, wie steht's denn mit Deinem Georg? Kommt er bald, oder bleibt er noch draußen? Die Reise, mein' ich, könnte schon zu Ende sein."

Es war zu dunkel, um die Mienen zu erkennen. Allein die Bewegung des Müllers, mit der er sich gegen den Fragenden wendete, sah Albert gut genug und ebenso erhorchte er auch in der Stimme eine fast zornige Ungeduld, als Laubler antwortete: „Da fragst Du mich mehr als ich weiß, Oswald. Briefe schreibt der nicht. Aber wie kommst Du auf ihn? Gibt's 'was?"

„Daß ich nicht wüßte," sprach der Andere kalt. „Es ist nur, weil mich heute Morgen in der Stadt der Waldenhofer nach ihm fragte, da er ihn kürzlich zu Bernardingen im ‚Lamm' beim Zechen mit Anderen gesehen zu haben meinte. Mir war's auch neu, da ich ihn hier noch nicht gesehen."

Es verging eine bemerkbare Zeit, bis Laubler in einem gewissen grollenden Tone sagte: „Es ist Unsinn. Was wird er in Bernardingen stecken?"

Und er hob den Fuß. „Gute Nacht, Alter. Kommt, Herr Albert.“

„Nur Geduld,“ redete der Andere, aber immer im gleichen kalten Tone. „Noch Eins. An Deiner Stelle schafft' ich mir noch einen zweiten, scharfen Hund an, den sie hier herum noch nicht kennen, und zwar bald, Gottlieb.“

Der Müller stand von neuem. „Was ist das nun wieder?“

„Hm, die Mühle liegt verflucht einsam, und wenn einmal was passirte — wer würd' es hören? Nicht einmal wir, hier im nächsten Hause.“

„Unsinn! Die Mühle ist kein Rüdenhof, sondern gut gesichert und an Kräften fehlt es auch nicht bei uns. Das müßte weit kommen, wenn es an uns ginge! Oder hast Du 'was gemerkt?“

„Wie Du's nimmst,“ sagte der Schultheiß kalt wie bisher. „Es kamen heute, just beim Abendläuten, Zwei die Straße herab, sah der Eine schäbiger aus als der Andere. Weiter drunten standen sie und sahen gegen die Mühle. Dann gingen sie über den Steg. An die denk' ich, weiß nicht warum.“

„Das sind Gespenster, Oswald! Solch' Volk

läuft immer einmal hier herum. Das ist nichts," versetzte der Müller ruhig.

Indem kam die Frau von der Staffel vor der Thüre herab und trat zu ihnen. „Ich höre, wo= von Ihr redet," sprach sie gedämpft, „und Du solltest es nicht zu leicht nehmen, Gottlieb. Ich habe auch der Monica vorhin schon davon ge= sagt, als ich ihr das vom Rüdenhof erzählte. Sieh, ob's Euch gilt oder wem, das weiß ich nicht, aber richtig ist es nicht mit den Beiden. Sie sind freilich über den Steg weiter, aber sie müssen auch zurückgekommen sein. Denn als ich vor einer Stunde mit der Katharina im Garten stand, sahen wir Zwei aus dem Steig und in den Wald springen. Ob sie uns gesehen haben, weiß ich nicht. Ich sah aber gleich nach Fenstern und Thüren."

„Das thun wir jeden Abend und wollen's heute extra thun," sagte der Müller; seine Stimme klang sehr ruhig. „Also schönen Dank und gute Nacht. Oder habt Ihr noch 'was?" Und da vom Ehepaare nur ein „gute Nacht" zur Antwort klang, wandte er sich und schritt mit seinem Gaste rasch weiter. Denn es war spät geworden. Aus dem Orte klang Lachen, Rufen und Singen herüber

und verrieth, daß auch die jüngeren Gäste schon den ‚Löwen' verließen.

In der Mühle fanden sie noch alles wach und in Bewegung. Die Nachricht von dem auf dem Rüdenhofe Geschehenen hatten sie, wie wir hörten, erst spät von der Nachbarin erhalten, und der alte Mahlknecht, der ganz vor kurzem aus dem Orte zurückgekehrt war, hatte mehr als eine böse Einzelheit zufügen können, so daß Alle noch sorgenvoller wurden und sehnsüchtig auf die Heimkehr des Hausherrn warteten. Frau Monica hatte inzwischen alles gethan, was in ihren Kräften stand, um Haus und Hof zu sichern. Sie berichtete jetzt davon und fügte hinzu, daß sie auch die Tochter umquartirt habe. Der Blick, der dabei den Gatten traf, war ein inhaltsvoller.

Aber der Müller verstand ihn nicht oder wollte ihn nur für den Augenblick, in Gegenwart der Uebrigen, nicht beachten. Es fiel Albert jetzt, beim Licht der Lampe überhaupt auf, wie sorgenvoll der Ausdruck in dem Gesichte seines Wirthes war und wie still der Mann sich hielt. Er hatte, seit er in's Haus getreten war, nur das Allernothwendigste geredet und kaum Antworten auf die Fragen der Seinen gehabt. „Laßt es jetzt genug sein," sagte er endlich, „was geschehen ist,

läßt sich nicht ändern, und was kommen will, müssen wir erwarten. Kommt zu Bett. Gute Ruh', Herr Albert. Laßt Euch all' die dummen Geschichten nichts anfechten. Es hat nichts zu sagen."

Zur Ruhe gelangte unser junger Freund nun freilich für's erste noch nicht, da ihm allzuviel durch den Kopf und, wie wir es wohl heißen dürfen, auch durch das Herz ging, als daß er hätte schon an's Schlafen denken mögen. Was er heute in drängender Folge vernommen, erfahren und erlebt hatte, an den Anderen und noch mehr an sich selbst, das war alles so neu, so besonders und auch so ernst, das es von ihm voraussichtlich noch lange nicht zu überwinden sein mochte. Und nun gesellten sich dazu noch diese letzten Mittheilungen über Vorgänge, über Schrecken, wie er sie bisher nur aus, obendarein meistens dürftigen oder oberflächlichen Zeitungsnotizen kennen gelernt hatte und sie jetzt in allernächster Nähe drohen sah. Albert war, wie wir wissen, nichts weniger als ein ängstlicher, sich mit Sorgen und trüben Vorstellungen plagender Mensch. Aber er hatte sich bisher niemals in irgend einer wirklichen, ernsten Gefahr befunden und noch nie Gelegenheit gehabt, seinen Muth

oder seine Kraft im persönlichen Streit mit dem Muth und der Kraft eines Angreifers zu messen. Und so sah er jetzt, trotz aller Sorglosigkeit, dennoch nach dem Gitter vor seinem Fenster, das, zum Oeffnen und Schließen eingerichtet, in den früheren Nächten stets geöffnet geblieben war. Er fand es indessen heute bereits geschlossen und gut befestigt.

Er schaute noch eine Weile zwischen den Stäben hinaus über den kleinen Garten hin, von wo der Duft der unsichtbaren Blumen zu ihm heraufzog, und zum Wald hinüber, der sich schwarz, gleich einer festen Masse, regungslos erhob. Die Nacht war ungewöhnlich warm, dunkel und still, denn der Mond war noch nicht hinter den Bergen hervorgekommen, und die Sterne leuchteten gleichsam schläfrig. Vom Dorfe herüber klang noch, durch die Entfernung gedämpft, ein Lied herumziehender Bursche; aus dem Walde schallte ein paar Mal der Schrei einer jagenden Eule; am Mühlenwehr rauschte das Wasser. Auf dem Hofe und im Hause regte sich schon längst nichts mehr.

Er schloß das Fenster und suchte aus dem Koffer den Revolver hervor, den er in der

Stadt zufällig hineingelegt hatte. Er lud ihn und legte ihn auf das Nachttischchen, dann suchte auch er das Lager auf. Allein der Schlaf wollte sich noch immer nicht einstellen, sei's weil die Gedanken nicht zur Ruhe kamen, sei's weil den Müden der grelle Schein des Wetterleuchtens oder ferner Blitze mehr als einmal wieder aufschreckte. Er stand noch einmal auf, öffnete das Fenster, schaute und lauschte hinaus. Aber der Himmel über dem Thal war völlig klar, und vom Donner ließ sich nichts vernehmen. Dagegen drang aus der Tiefe des Bergwaldes gerade vor ihm plötzlich der gedämpfte Hall eines Flintenschusses herab, und als er betroffen auflauschte, wiederholte sich derselbe nach einer kurzen Weile noch zweimal rasch hinter einander. Waren das etwa die Wilddiebe, von denen Abends gleichfalls die Rede gewesen?

Er lauschte und spähte noch eine gute Viertelstunde und länger in das Dunkel hinaus, aber alles blieb still und nichts Auffälliges ließ sich bemerken. Das Gewitter, wenn es überhaupt ein solches gewesen war, mußte weiter gezogen sein: das Leuchten kehrte immer seltener und

matter wieder. Dafür kam eben der Mond rechts über die niedrigeren Höhen hervor. Da suchte Albert von neuem das Lager auf, und nun fand sich auch der Schlaf.

Viertes Kapitel.

Es hat eingeschlagen.

Als er mit dem Gefühl erwachte, daß er völlig ausgeschlafen habe, im letzten Augenblick aber dennoch durch irgend etwas Ungewöhnliches gestört und erweckt sein müsse, zeigte sich am Fenster nur der erste graue Schimmer der frühsten Dämmerung, und im Hause und seiner Umgebung regte sich noch nicht das leiseste Leben. In der nächsten Minute schon wurde jedoch ein leichtes, scharrendes Geräusch vernehmbar, und wieder eine Secunde später erschien vor dem Fenstergitter ein dunkler, herabgleitender Gegenstand, — ein paar menschliche Beine, denen alsogleich der, freilich nur in seinen Umrissen erkennbare Körper und endlich auch ein Kopf folgte. Darauf gab es einen dumpfen Hall — der Mensch war augenscheinlich vollends auf den nicht ganz nahen Boden hinabgesprungen.

Im gleichen Augenblick war Albert, den Revolver ergreifend, aber auch schon am Fenster, riß es auf und rief ein drohendes: „Halt! Steh', Schuft, oder ich schieß'!“ über den Garten hin. Die Gestalt eines Mannes schwang sich eben über den Zaun, welcher den Garten vom Walde trennte und verschwand im Schatten der rauschenden Büsche. Bei der geringen Entfernung und der wiederhergestellten tiefen Stille, vernahm der junge Mann deutlich ein dumpfes zorniges Grollen von Seiten des verborgenen Flüchtlings und zugleich wurde jener unheimliche Ton laut, den das Ohr, welches ihn auch nur einmal unter ähnlichen Umständen erhorcht, nie wieder vergißt, noch verwechselt — das scharfe Einschnappen des gespannten Hahns an einem Gewehrschloß. Albert sprang rasch seitwärts allein es erfolgte kein Schuß. Dafür erhob jetzt der Hund auf dem Hofe sein wüthendes Gebell, von dem Burschen klang es noch einmal wie ein unterdrückter wilder Fluch herüber; dann rauschte es von neuem in den Büschen und das harte Knacken eines dürren Zweiges verrieth, daß ein eilender, nicht allzu vorsichtiger Schritt sich schleunig zur weiteren Flucht wandte.

Das alles war einander so außerordentlich rasch gefolgt, daß, seit Albert zuerst den Körper

am Fenster erscheinen gesehen, kaum viel mehr als eine oder zwei Minuten verflossen sein konnten. Jetzt, als der Gast auch das Gitter aufwarf, um desto freier in die graue Frühe hinauslauschen zu können, zeigte sich links an der Ecke des Hauses schon des alten Mühlknappen Gestalt, und durch das Klirren der Eisenstäbe aufmerksam gemacht, rief er gedämpft herüber: „Seid Ihr es, junger Herr? Was in des Kukuks Namen ist denn los?“

„Kommt heran, Gregor,“ entgegnete der junge Mann ebenso leise. „Es sind Ohren im Busch, die auf uns horchen möchten. Ich bin den Augenblick bei Euch!“ Und damit wandte er sich in's Zimmer, fuhr rasch in die nöthigsten Kleider und sprang, an's Fenster zurückeilend, ohne weiteres zu dem näher gekommenen Knechte hinab.

„Ohren im Busch, sagt Ihr?“ fragte der Alte, der gleichfalls kaum bekleidet war, mit hörbarem Mißtrauen. „Habt Ihr wirklich 'was gespürt und hat der Hund nicht um nichts gebellt?“

„Da ist Einer hinauf gewesen,“ sagte Albert, indem er sich gegen das Haus wandte und zu einem Fenster über dem seinen emporblickte. „Ich sah ihn leider nur herabkommen und, als ich ihn

anrief, über den Zaun in den Wald springen. Eine Flinte hat er bei sich gehabt — ich hörte deutlich das Knacken des Hahns. Dann aber schien er sich fort zu machen. — Ist's nicht seltsam, Gregor, daß der Hund nicht früher bellte?" fügte er kopfschüttelnd hinzu; „und daß er gerade hier hinauf wollte, wo er keine Passage finden konnte? Ich seh' es erst jetzt — es ist ja rein unmöglich!" Es lag wirklich da droben auf eisernen Trägern ein breites sogenanntes Stockbrett mit Blumenscherben besetzt, so daß ein Kletterer nicht an's Fenster selbst gelangen konnte.

Der Blick des Knechtes hatte sich gleichfalls zu der angegebenen Stelle erhoben und haftete dort; und hatte das Auge sich bereits an das schwache Licht gewöhnt, oder war es in der kurzen Frist dennoch wirklich schon etwas heller geworden, Albert meinte zu bemerken, daß sich in den rauhen Zügen da vor ihm der Ausdruck eines düsteren Erstaunens ausprägte. „Richtig," sagte er dann abgebrochen und fast, als habe er bei jedem einzelnen Wort nachzudenken. „Dahinauf — ja. Und das ist freilich curios. Das Kind haust allerdings erst seit gestern Abend da. Bis dahin —"

„Das Kind?“ wiederholte Albert überrascht. „Die Veronika?“

„Freilich, wer denn sonst? Wußtet Ihr's nicht? Die Frau redete doch gestern Abend davon. Und er wußt' es auch nicht. Und der Hund schlug nicht an —“

„Gregor, wär's möglich, daß dieser Mensch, dieser Bastian, wie Ihr ihn heißt — er schlich ja da gestern Abend herum!“ sagte Albert lebhaft.

Der Knecht schaute ihn nachdenklich an. „Der Bastian?“ wiederholte er dann. „Das glaub' ich nicht. Er müßte von Gott dem Hern völlig verlassen sein, wollt' er sich heranwagen, wo wir schon aufwachen. Und wenn auch, um die Kleine kam er nicht, das ist sicher. Er konnt' es nicht wissen, daß sie da. Aber sei's, wie es sei,“ fügte er hinzu, „redet Ihr nicht davon, Herr, thut es mir zu Gefallen. Die Frau würde sich ärgern und das Kind sich ängstigen. Der Meister freilich muß es wissen; aber dem will ich es schon selber sagen, wenn die Beiden fort sind.“

„Fort? Was heißt denn das wieder?“ fragte der junge Mann von neuem überrascht. „Davon hört' ich noch kein Wort!“

„Ei nun, Herr, es ist heute Maria Magda-

lena, da gehen sie zu der Kapelle droben im Walde hinauf, wo die Mutter der Frau ihrem Bruder seliger und sich selber eine Seelenmesse gestiftet hat. Und da will ich Euch 'was sagen, Herr," fuhr er fort, und sein Auge traf ernst auf den jungen Mann, „Ihr könnt dabei ein gutes Werk thun. Sonst sind sie meistens allein gegangen, wenn auch der Weg weit ist und tief durch den Wald führt — was konnt' ihnen passiren? Man kennt die von der Wildbacher Mühle. Nun aber ist es anders. Ich hab' es gestern nicht sagen, mögen, was ich im Ort gehört: sie sagen es streife auch bei uns schlechtes Volk herum, Zigeuner und was weiß ich. Da geht Ihr denn einmal mit und gebt Acht auf sie. Ihr lauft ja doch gern in den Wald, hab' ich wohl gemerkt. Heut könnt Ihr ihn kennen lernen."

„Gern, Gregor. Aber werden sie mich auch mitnehmen wollen?" fragte Albert lächelnd.

„Was sollten sie dagegen haben? Ihr seid ja ein guter Mensch, scheint's," versetzte der Alte. „Sagt es nur dreist heraus. Gleich nach dem Frühstück geht es fort. So denkt daran, und daß es ein gutes Werk ist, wie ihr Luther'schen es auch wohl brauchen könnt. So, nun will ich

Euch wieder in's Fenster helfen und in die Mahlstube gehn. Sie werden jetzt gleich wach werden und sollen von unserem Diskurs nichts wissen."

Nach allem, was er seit gestern erlebt hatte, und bei der Wandlung, welche sich in und mit ihm zu vollziehen begann, konnte ihm, selbst was er eben vernommen, nicht mehr gleichgiltig erscheinen. Der alte trockene Gesell war in der verflossenen Woche an dem Gaste vorübergegangen, als ob derselbe gar nicht vorhanden sei, und hatte kaum so viel Wörter für ihn gehabt, wie Tage vergingen. Nun war auch er mit einem Male da, offen, vertraulich, fast redselig. War das, wie beim Müller am Abend vorher, der wie wir sahen, gleichfalls plötzlich freundlicher geworden, etwa eine Folge der von Frau Monica bewunderten „Stopfstellen", oder des erst jetzt recht gewürdigten Grußes vom alten Fabian, oder der Erwähnung einer „Braut", welche bei diesen Menschen allerdings am besten für die Solidität des Gastes bürgen mochte?

Albert wurde bei diesem Gedanken von neuem roth, wie er es vor den Frauen geworden. Ja der Einfall erschien ihm selber jetzt fast noch unverzeihlicher, als im ersten Moment. Wie es in Wirklichkeit stand, hatte er ehrlich ausgesprochen:

der Wunsch der Einen und die Neckerei der Anderen hatte das Paar selbst bisher sehr ruhig gelassen, und wenn er jetzt, aus der Ferne, wo alle Flitter und Täuschungen der Gegenwart verschwanden und sein Auge klar in die Wirklichkeit zu schauen begann, zurück- und hinüberdachte, so fand er weder in sich, noch in der Freundin — denn das blieb sie! — ein Gefühl, das sie zuletzt dennoch hätte vereinigen können.

Die stille graue Dämmerung wurde draußen lichter und lichter, und die Schatten fingen leise an, durchsichtiger zu werden. Im Gärtchen wurden die Blumen, deren Dasein bisher fast nur durch den über das Ganze gebreiteten, leichten Duft verrathen worden, jetzt sichtbar und gewannen, gleich dem Wald da drüben, einen Anhauch ihrer wirklichen Farbe. Am Himmel waren die letzten Sterne ausgelöscht, ein helles Blau begann sich auszubreiten, und droben am Berge spielte um die höchsten Tannenwipfel schon etwas wie das erste Tageslicht. Von den Vögeln, welche in diesen Revieren überall noch in großer Zahl hausten, hatte schon mancher nach und nach sein erstes, noch fast schlaftrunkenes, kurzes Zwitschern und Rufen laut werden lassen; und nun, gerade als das erste Wölkchen hoch oben

am östlichen Himmel plötzlich rosig angehaucht erschien, hatte auch die Schwarzamsel sich drinnen im Walde auf den höchsten Zweig des höchsten Wipfels geschwungen und ihr helles Flöten klang als erster froher Morgengruß in den noch immer schweigend tiefen Thalgrund.

Aber der fröhliche Ruf wurde allerwärts vernommen. Von allen Seiten her, aus der Höhe und aus der Tiefe, aus der Ferne und Nähe, von allen Wipfeln und allen Zweigen klang es plötzlich zwitschernd und schnarrend, pfeifend und rufend, hie und da schossen die lustigen Gesellen auch schon einzeln oder in größerer Zahl herbei oder vorüber. Jetzt fingen auch die Räder der Mühle an, rauschend durch's Wasser zu drehen, im Hause begann es sich allmälig zu regen, und droben blitzte der erste goldige Sonnenstrahl hin und huschte rührig von einem Wipfel zum andern und sagte ihnen fröhlich guten Morgen. Der Tag war wieder da.

Der Morgen war wundervoll schön, voll einziger Heiterkeit und belebender Frische, wie unser Freund es noch niemals erschaut und empfunden zu haben meinte. Und wie ihm, schien es auch den Hausgenossen zu gehen, mit denen er nun alsbald zusammentraf; da gab es keine ernste

Miene und keinen trüben Blick, die Gedanken und Sorgen, die Schreckgestalten des vergangenen Abends waren alle verschwunden, und hätte auch der alte Knecht ihn nicht gewarnt, er wäre schon von selber über das nächtliche Ereigniß still geblieben. Denn es würde ihm schier wie eine Sünde erschienen sein, die zufriedenen und frohen Menschen von neuem zu erschrecken. Es war ihm, als werde er erst heute zwischen ihnen wahrhaft heimisch; die Augen, selbst Veronika's blickten ihn hell und freundlich an, die Stimmen klangen ihm frei entgegen, und der fremden Befangenheit war die munterste Vertraulichkeit gefolgt. Ein wunderbares Behagen, ein tief inneres Frohsein erfüllte ihn, alles erschien ihm bekannt, alles vertraut — es war, als fange ein ganz neues Leben an.

Die Frauen fingen an, sich zu ihrem Gange zu rüsten. Veronika trug ein paar Kränze herbei, die sie am Abend für den kleinen Altar der einsamen Kapelle gewunden hatte, die Mutter hatte schon den großen Strohhut aufgesetzt, den die Wanderung durch den sicherlich nur allzubald heißen Morgen und die steile Höhe hinauf erwünscht machte. Albert stand voll Verlegenheit

von ferne und wußte den Vorschlag des Knechtes nicht recht zur Ausführung zu bringen.

Da kam der Müller von der Mühle zurück, nach der er vor einiger Zeit hinübergegangen war. Seine Miene war ernster als vorhin und sein Auge begegnete mit einem gewissen verständigenden Blick dem forschenden seines Gastes. Doch wandte er, da er neben ihm stehen blieb, sein Wort nicht an ihn, sondern rief seiner Frau zu: „So, jetzt wollt Ihr fort? Nun, Zeit wird's, denn es gibt einen heißen Tag und vielleicht zum Mittag ein Wetter.“ Und erst jetzt sich Albert zukehrend, fügte er im gleichen, ruhigen Tone hinzu: „Da solltet Ihr eigentlich mitgehen, Herr. Ihr habt Freude am Wald und an stolzen Bäumen, und die Monica kann Euch unterwegs ein paar zeigen, wie Ihr noch keine gesehen habt. Ja, und oben neben der Kapelle, da ist eine Stelle, wo man aus den Bergen hinaus in's Unterland schaut — so weit, bis die Welt zu Ende ist, meint man.“

„Ja, wenn Ihr mich mitnehmen wollt,“ sagte der junge Mann zu Frau Monica, die herangetreten war und zu den Worten ihres Mannes zustimmend nickte.

„Ei, warum denn nicht?“ versetzte sie munter,

„wenn Euch der Weg nicht zu schwer wird — denn für Stadtbeine ist er nicht leicht — uns kann's ja nur eine Ehre sein, und was Euch Freude macht, ist uns recht. Aber dann gilt es Eile. Holt Hut und Stock. Wir gehen derweil voran bis zum Waldrand."

Der Müller wartete auf den Gast, der schnell aus seinem Zimmer zurückkehrte, und ging mit um's Haus, wo neben dem Gartenzaun der Fußsteig in den Wald führte. Da sagte er, im Gehen, gedämpft: „Der Gregor hat mir alles berichtet, und er hat Euch gut berathen: haltet reinen Mund. Zu der Sache brauchen wir die Frauensleute nicht. Also erkannt, so daß Ihr ihn wieder kennt, habt Ihr den Schuft nicht?"

„Nein, Meister, es war noch zu dunkel. Nur jung muß er gewesen sein. Er war zu schnell durch den Garten und über den Zaun."

„Und eine Flinte, meint Ihr, hat er gehabt?"

„Sicher, und auf mich schießen wollen. Darin täusch' ich mich nicht."

„Nun denn, Herr, also reinen Mund! Und schönen Dank, daß Ihr mitgeht: der Gregor hat auch darin Recht. Adjes und kommt nicht zu spät heim."

Damit wandte er sich, und Albert eilte zu

den Frauen hin, welche seiner unter den ersten Waldbäumen warteten. Nun wandten sie sich und schritten rasch auf dem Fußsteige weiter, der sich rechts in schneller Steigung die Höhe hinauf=wand.

Es war wunderschön im Walde, so lauschig und so dämmerig; die Bäume waren prachtvoll, wie Albert sie auf seinen Wegen bisher noch nicht gefunden, und wo sie weniger dicht standen und die Sonne ihre Strahlen bis auf den Grund und die Moosdecke herabschicken konnte, da blitzte noch alles von Thau und der Widerschein des helleren Lichts fiel weithin durch die stillen Hallen umher und grüßte hie und da einen stillen Busch oder ein einsam Kraut, welche in dem tiefsten Schatten hausten und nie den klaren Tag auf sich herab=lächeln sahen. Still aber war es rings umher, denn die Jahreszeit, wo die Vögel singen, war längst vorüber, und der fröhliche Lärm, den sie am ersten Morgen vollführt, nun auch schon wieder verstummt. Jetzt hatten sie, wie alle Welt, ihre Tagesgeschäfte und mußten für Haus und Familie sorgen, und wenn hin und wieder noch ein kurzes Zwitschern hörbar wurde, oder ein einzelner Ruf, so blieb's immer eine Ausnahme, und klang mit auffälliger Deutlichkeit weithin.

Der Wind ruhte auch, und wie man horchte, es regte sich nichts; nur die Stimmen der Menschen, welche rüstig weiter wanderten, unterbrachen das weite Schweigen.

Sie plauderten und sie lachten; mochte der Zweck ihrer Wanderung auch ein ernster sein; — jetzt, da sie erst unterwegs waren, machte der heiter begonnene Tag noch seine Rechte geltend und die Gegenwart des Gastes, dessen auch die Frauen erst jetzt froh und immer froher zu werden anfingen, drängte gleichfalls den Ernst zurück. Sie wetteiferten Beide, als wollten sie's nachholen oder wieder gut machen, was sie bisher versäumt und gefehlt. Die Alte schaute und sprach schier mütterlich herzlich, und aus Veronika lachte ein frisches, munteres Leben hervor. Bei ihr war's, als sei sie erst nach Hause gekommen und Albert mußte sich in der Stille mehr als einmal wiederholen, was er sich am Morgen gesagt hatte: es fing ein neues Leben an.

Monica erzählte im langsamen Weitersteigen, denn leicht wurde der Pfad auch den an diese Berge Gewöhnten nicht, von der Kapelle droben und weshalb ihre Mutter die Messen gestiftet hatte. Die Gründung des kleinen einsamen Gotteshauses hing mit einer jener Sagen zusammen,

wie sie zahlreich aus dem Mittelalter herüber-klingen. Ein Ritter von Wildberg — die Trümmer der Burg lagen noch tief im Walde — ritt mit der eben ihm vermählten Geliebten heim. Am Platze, wo er später die Kapelle zum Andenken erbauen ließ, wurde der fröhliche Zug von einem Feinde oder Nebenbuhler überfallen, und der erste Bolzen traf statt des jungen Gatten die Dame, so daß sie sterbend aus dem Sattel sank. — Und nicht minder traurig war die Veranlassung der neuerdings hieher gestifteten Messe. Denn Monica's Mutter hatte als blutjunges Mädchen ihren einzigen Bruder, der verschwunden war und nach dem sie verzweifelnd den Wald durchsuchte, in der Nähe der Kapelle todt gefunden — er ging, wie damals viele, als Schmuggler über die nahe Grenze und wurde bei der Heimkehr vermuthlich von einem Beamten erschossen. Denn genau war der Thatbestand nicht aufgeklärt worden. Bald darauf fand man, fast am gleichen Platz, einen Grenzjäger erschossen. Auch hier wurde der Thäter nicht entdeckt, allein die Erzählerin ließ seufzend merken, daß man in der Umgegend ihren Vater dafür gehalten habe, der damals schon dem jungen Mädchen nachging und der

treuſte Freund des Erſchoſſenen geweſen ſein ſollte.

Der Fußpfad hatte ſich, wie geſagt, immer rechts im tiefen Walde den Berg hinangezogen, und ſie mußten jetzt ſchon über den für ſie unſichtbar drunten im Thal liegenden, langgeſtreckten Ort hinausgelangt ſein. Da wurde es hell vor ihnen und ſie erreichten nach wenigen Schritten eine kleine Halde voll jenes Glanzes und Dufts, wie man ſie nur in dieſen Bergwäldern zuweilen entdeckt. Eine Fluth von Licht hatte ſich über den Raum ergoſſen und ein ſchier betäubender Harzgeruch erfüllte die Luft wie mit einem bläulichen Hauch. Aber die Gräſer, Kräuter und Blumen, die ſich hier zeigten, fühlten ſich darin äußerſt wohl, und ebenſo behaglich war es den zahlreichen Schmetterlingen, die ſich über ihnen wiegten, den Heuſchrecken, welche ihr monotones Lied ſangen, und all' dem ſummenden und brummenden Gethier, das von einer Blüthe zur andern ſchwirrte. Von links kam unter den letzten Bäumen ein kleines Gewäſſer von der Höhe herab, ſpärlich nur, aber blinkend hell und luſtig. Und der Raſen war üppiger und friſcher an ſeinem Rand, und die Farren hatten ſich hier in dichter Maſſe angeſiedelt und ſich ſogar noch eine Strecke

weit auf den sonnigen Grund hinausgewagt. Droben aber in der Höhe, wenn man schräg über den Platz blickte, zeigte sich die Kapelle zwischen den Tannen.

„'s hilft alles nichts," sagte Monica, die den Schweiß von der Stirne trocknete und den Hut, den sie abgenommen hatte, wieder aufsetzte, „wie heiß es sein mag, wir müssen hinüber, Herr Albert. Denn wir schneiden ein tüchtig Stück ab und treffen drüben gleich wieder auf den Steig. Rückt den Hut auf die Augen, die Sonne spaßt nicht. Und Du, Mädel, laß die Blumen und das Kraut — unsere Kränze sind schön genug."

Das Mädchen war, da sie Halt gemacht hatten, auf die Halde hinausgetreten und pflückte sich aus den schlanken Gräsern und bunten Blumen einen kleinen Strauß zusammen. Sie hatte sich eben, da die Mutter sich an sie wendete, wieder in den Schatten, zu den Farren begeben, um sich ein paar von den zierlichen gefiederten Blättern zu holen. Aber mit einem Male richtete sie sich auf und fuhr zurück, die Blumen entfielen ihrer Hand, und das Köpfchen und die Augen mit einem Ausdruck des maßlosesten Entsetzens zurückwendend, murmelte sie kaum verständlich: „Mutter — Herr Albert — da liegt Einer!"

„Kind — um Gottes Barmherzigkeit willen, was redest Du?“ rief Monica schier unwillig und eilte, von Albert gefolgt, zu dem wie in Fieberfrost zitternden, leichenblassen Kinde. Aber als sie neben ihm waren, sahen sie, ohne daß man's ihnen näher zu zeigen brauchte, daß das arme Mädchen leider nur allzuwahr gesprochen hatte. Denn da zwischen den üppigen Farren lag wirklich der Körper eines Menschen lang ausgestreckt und regungslos, und — schon die Kleidung verrieth das — es war der Forstwart.

Albert war mit einem Sprunge neben ihm, während Monica das augenscheinlich fast sinnlose Mädchen auf die moosige Wurzel einer alten Tanne niedersetzen ließ. Dann kam sie dem jungen Manne nach und beugte sich mit ihm über den Todten, denn daß es ein solcher war, sahen sie alsogleich. Er mußte, wie man das heißt, im Feuer zusammengebrochen und auf der Stelle des Todes gewesen sein; über dem linken Auge hatte die Kugel ihn nur allzusicher getroffen. Die Büchse lag rechts neben ihm, von der Faust noch fest in der Nähe des Schlosses umklammert — man konnte glauben, er habe selber im Anschlag gelegen, da ihn das Unheil traf, und wirklich

zeigte sich in der Nähe des Hahns der rechte Lauf geschwärzt.

Das alles sah der junge Mann mit einem Blick. Dann sprang er auf und eilte quer über den Platz dem andern Waldrande zu. Und er hatte es gut genug getroffen. Denn es fand sich eine Stelle, wo das Gras niedergedrückt war und trockener Schweiß an den Halmen klebte, als habe hier ein verendetes Wild gelegen. Und zu allem Ueberfluß zeigte sich in der rauhen Rinde der nächsten Tanne in Manneshöhe die Spur einer vorüberstreifenden Kugel. Da mußte der Thäter gestanden haben, und er hatte besser gezielt. —

Albert eilte zurück. Er fand Monica bei ihrer Tochter, welche sich aufgerichtet hatte. Die Thränen flossen über die blassen Wangen und sie hatte den Kopf auf die Schulter der Mutter gelegt, als könne sie ihn nicht tragen. „Ich werde hinunter müssen," sagte der junge Mann ernst, „denn das muß sogleich angezeigt und untersucht werden. Und wenn ich Euch rathen darf, Frau Monica —"

„Ja freilich, freilich," unterbrach sie ihn düster, „wir gehen auch mit Euch hinab; der arme Mensch braucht keinen Hüter mehr. So laßt uns fort, — stütz' Dich nur fest auf mich, Kind. — Wir

nehmen den andern Weg, zur Kirche hinunter. In einer halben Stunde können wir da sein. Oh lieber Herr," fügte sie mit durchbrechendem Schmerze hinzu, „was ist das für ein Morgen gewesen und für ein Tag! Das Herz im Leibe sang und sprang Einem, man meinte, es könne gar nicht so 'was geben wie Sünde! Oh Herr Gott im Himmel, was lässest Du noch Deine Sonne scheinen und wirfst nicht Feuer hinab auf die Unmenschen!"

Der junge Mann schüttelte leise den Kopf. „Auf die That hat Gottes Sonne nicht geschienen," sprach er. „Ich hab' die Schüsse ja gehört und lauschte, wenn ich auch nicht wußte, was sie bedeuteten, voll Sorge. Es war tief in der Nacht, und ein Wetter sandte sein Leuchten an den Bergen entlang und sicherlich auch über den Mordgesellen hin. Aber die Sonne bringt alles und auch ihn an den Tag!" —

Fünftes Kapitel.

Wer's wissen könnte!

Das waren trübselige Tage, welche über den stillen, friedlichen Ort hinzogen, in alle Augen hineinschatteten und alle Herzen bedrückten. Die Gerichtscommission war noch am gleichen Nachmittage vom Rüdenhofe herübergekommen, und es wurde mit größter Sorgfalt alles aufgenommen und festgestellt, was sich nur aufnehmen und feststellen ließ.

Viel war das leider nicht, die von Albert gleich anfangs entdeckten Spuren wurden für jetzt durch keine neuen vermehrt; die Angaben des Wirths zum ‚Löwen' brachten nicht mehr Licht in die Sache. Der Forstwart hatte, wie das auch sonst schon geschehen war, im Wirthshause nächtigen wollen, um den weiten Heimweg zu vermeiden und am nächsten Morgen in den diesseiti-

gen Revieren früh bei der Hand zu sein. Daß er es anders im Sinn und etwa Kenntniß von einem beabsichtigten Wildfrevel gehabt habe, war durch nichts angezeigt worden. Trotzdem sagte er dem Wirth, als die letzten Gäste das Haus verlassen hatten, plötzlich von seinem Vorsatz, noch in das Revier hinaufzusteigen; aber auch jetzt ließ er sich zu keiner Erklärung herbei. Die Nacht sei ihm zu warm, meinte er, und schlafen könne er doch nicht; so wolle er ein paar Stunden umherlaufen; komme er wieder, so könne der Hausknecht ihn einlassen. So öffnete ihm der Wirth nicht lange vor Mitternacht die Hinterthür, sah ihn durch den Garten auf den nahen, sogenannten Kirchsteig zugehen und dort hinansteigen. Im Orte war es zu dieser Zeit schon ganz still gewesen und Niemand mehr auf den Straßen. So hatte auch kein Auge mehr den Forstmann gesehen. Selbst der Pfarrer, der noch wach war und ein paar Mal aus dem Fenster nach dem Wetter schaute, hatte nichts von ihm bemerkt, obgleich der gewählte Weg hart am Hause vorüber führte.

Was im Walde geschehen, war freilich deutlich genug; in Ansehung des Thäters aber fehlte jeder Anhalt; selbst im Volke regte sich auch dies-

mal wieder nicht der leiseste Verdacht. Man war ja den Wilddieben bisher überhaupt noch nicht auf die Spur gekommen, aber eine solche That traute man auch den wildesten nicht zu, und obendarein war der Forstwart auch ein allgemein geachteter und beliebter, zwar strenger, aber zugleich humaner Mann, der, soviel man wußte, keinen Feind hatte, und gegen den niemals etwas wie eine Drohung laut geworden war.

Die Stimmung unter den Beamten, wie im Orte, war eine gedrückte und mißmuthige. Die Ersteren gestanden es freilich nicht ein, empfanden es aber sicher gut genug, daß die bisher in einzelnen Fällen wider die um sich greifende Unsicherheit entwickelte Thätigkeit nicht die rechte gewesen, noch der Größe des Uebels entsprochen hatte; und die Einheimischen, welche hauptsächlich unter den herrschenden Zuständen litten, fingen an, die bisherige Saumseligkeit oder Gleichgiltigkeit als solche immer tiefer zu empfinden und, fern von dem Humor des alten Pfarrers, mit steigender Bitterkeit zu beurtheilen.

Man hatte zu Wildbach, wie wir vernahmen, seit unvordenklicher Zeit in verhältnißmäßig großer Ruhe und ungestörter Sicherheit gelebt und litt unter der plötzlichen Störung daher jetzt desto em-

pfindlicher. Man hatte niemals viel mit den Behörden, „dem Gericht“, zu thun gehabt und mochte, wie es sich überall in solchen Kreisen beobachten läßt, auch nichts mit ihnen zu schaffen haben. Nun schien man ihnen ganz und gar verfallen, die Untersuchungen und Vernehmungen, die Verhöre nahmen kein Ende. Was zur Landpolizei gehörte, war im Orte kaum bekannt, es passirte zuweilen eben nur ein Landjäger durch, ohne sich aufzuhalten. Jetzt hatte der Stationscommandant im ‚Löwen‘ Quartier gemacht und die Uniformen begegneten Einem auf allen Stegen und Wegen, blickten in die Häuser, hatten stets zu fragen und zu reden. Und zu dem allen gesellte sich endlich nicht nur das Gefühl der Unsicherheit, was und wen es nun zunächst treffen könne, sondern auch das noch viel peinlichere, schleichende Mißtrauen, wo man die Verbrecher und Unheilstifter zu suchen habe und ob man sie zuletzt nicht dennoch gar unter denen entdecken werde, mit welchen man seither im vollen Vertrauen umging.

In der Mühle wurde das Ereigniß und was ihm folgte, nicht minder schwer empfunden als überall anderwärts; die Familie war ja gewissermaßen zuerst und am härtesten davon betroffen

worden. Der Eindruck, den der schauerliche Fund auf der Halde gemacht hatte, wurde selbst von so gesunden und tüchtigen Naturen, wie Frau Monica und ihrer Tochter, nicht leicht überwunden. Die Letztere ging noch tagelang bleich und stumm umher und schüttelte sich zuweilen, als ob es sie fröstele, und die Mutter schaute so düster darein und hatte, wo sie reden mußte, so kurze Worte, als ob ihr jedes derselben schon zu viel sei. Und so war es auch mehr oder minder mit allen Uebrigen, sie waren noch stiller geworden und hielten sich noch mehr für sich, als der Gast es bisher wahrgenommen hatte.

Trotzdem durfte Albert persönlich sich nicht beklagen, denn die Stille und Abgeschlossenheit wandte sich keineswegs mehr ausdrücklich gegen ihn. Im Gegentheil, seine Stellung zu Allen war augenscheinlich eine um vieles bessere geworden: seine Besonnenheit, seine Thatkraft, seine Erschütterung und seine herzliche Theilnahme an dem Geschick des ihm kaum Bekannten, für die beiden entsetzten Frauen endlich, hatten den günstigen Eindruck der vorausgehenden Stunden noch verstärkt und ihm die Herzen Aller gewonnen. Selbst die Bewohner des Ortes hatten ihn sozusagen erst jetzt unter sich aufgenommen; sie grüßten

ihn jetzt, die Augen begegneten den seinen voll Vertrauen, und die Lippen schlossen sich vor ihm nicht mehr voll Sprödigkeit und Trotz.

Gottlieb Laubler hatte ihm dies schon am ersten Abend vorausgesagt. Denn als Albert in einem Anfall jener gesellschaftlichen Scheu, die uns in unruhigen oder schweren Zeiten unsere Freunde allein lassen heißt, die Bemerkung machte, ob es unter den gegenwärtigen Zuständen nicht besser sei, wenn er wieder heimziehe, — da hatte der Müller diesen Gedanken für Thorheit erklärt und gemeint, gerade jetzt solle er bleiben. Nun sei man mit ihm bekannt geworden und wisse, daß er ein braver Mensch sei und das Herz auf dem rechten Fleck habe. Gehe er jetzt, so könne man glauben, er sei nichts als ein Stadtherr, der wohl einmal zugreife, wo es nicht anders gehe, am liebsten aber seine Hände von allem abhalte, was einen Fleck auf sie machen könne. Und mit einem Blick und Ton, der schon beim Gang in den ‚Löwen‘ einen so tiefen Eindruck auf Albert gemacht hatte, fügte er hinzu, — er wisse zwar nicht recht, was der Gast in dieser Abgeschlossenheit gesucht habe, — vom Arbeiten und Studiren merke er nichts; allein er komme ihm fast so vor wie ein Mensch, der seine Augen

und Hände in der Stadt zu brauchen verlernt hat und wie blind um sich hertastet, so bald es gilt die einen und die anderen anzuwenden. Und wiederum komme es ihm so vor, als fange der Gast eben erst an zu sehen und zu fassen. Da müsse er sich doch Zeit lassen, bis es recht werde.

Das Wort traf tief, wie seltsam es auch von dem schlichten Manne klang. Jene Empfindung Albert's, von der wir gesagt, als fange ein neues Leben an, war keine leere. Nein, es war wirklich so. Alles um ihn her, die Menschen und die Natur, trat wie aus trübenden Schleiern hervor, es bekam Gestalt und Leben und wuchs um ebenso viel, wie alles Vergangene zurücktrat und zusammenschwand. Was er bisher getrieben, was er bisher erstrebt und geschätzt, was er für Einsicht und Verständniß gehalten — lieber Gott, wie klein erschien ihm alles, wie klein und unfertig kam er sich selber vor!

Am deutlichsten wurde ihm die Wandlung, die sich in ihm vollzog, in dem Urtheil, welches er jetzt über die Menschen gewann, mit denen er bis dahin verkehrt hatte und mit welchen er gegenwärtig umging. Die gesellschaftliche Gewöhnung und der gesellschaftliche Nimbus litten ernstlich Noth und Manche von denen, die er bis-

her sich am nächsten gesehen oder am höchsten gestellt hatte, traten merkwürdig rasch aus dieser Nähe fort und von dieser Höhe herab, erschienen plötzlich in einem viel natürlicheren Licht, in ihrer wahren Gestalt, nach ihrem wirklichen Werth. Wir sagten schon davon, wie dies gerade bei jener zutraf, mit welcher ihn die Gesellschaft und die Seinen in Verbindung zu bringen liebten, und die doch in Wirklichkeit so frei von ihm war, wie er sich selber von ihr fühlte. Umgekehrt wuchsen die Menschen, welche ihn jetzt umgaben, aus ihrer gewähnten Unbedeutendheit mehr und mehr heraus und gewannen eine Bedeutung für ihn, von der er, wie wir wissen, bis dahin nichts geahnt hatte, und die ihm die aufmerksamste Beobachtung und, wenn man es so heißen will, das gründlichste Studium täglich, ja stündlich lohnender erscheinen ließ.

Wenn aber schon von Allen, so galt dies doch am meisten von Veronika. Sie hatte, wie wir erfuhren, gleich von Anfang an und obgleich sie damals ihm ihrerseits völlig fremd geblieben war, auf ihn einen seltsam tiefen Eindruck gemacht, gleichviel, ob derselbe nur durch ihre auffällige, zugleich frische und ernste Schönheit, oder auch durch ihr ganzes Wesen und ihre ganze

Weise hervorgebracht wurde, die er von früh bis spät, bei allen Beschäftigungen, im Verkehr mit den Eltern und den übrigen Hausgenossen, mit den vorsprechenden Nachbarn, beobachten konnte und, mochte er wollen oder nicht, für wunderbar anziehend erklären mußte: Anderen ging es nicht anders, das Kind war augenscheinlich der Liebling Aller. Jetzt, wo sie auch gegen ihn herausgetreten war und er sie am Unglücksmorgen in so unerwarteter Heiterkeit und Fröhlichkeit vor sich sah, gewann diese Anziehungskraft an Stärke und wurde der Eindruck ein noch freundlicherer hier, ein noch bedeutenderer dort. Und darin veränderte auch die Dämpfung, welche das erschreckende Ereigniß ihrer Erscheinung, ihrem Wesen verlieh, nichts. Im Gegentheil, gerade diese tiefe und nachhaltige Wirkung ließ ihn diese Natur als eine wirklich nicht gewöhnliche, höher angelegte und feiner organisirte erkennen. Die meisten, ja fast alle Ihresgleichen werden von einem Schrecken, wie er Veronika geworden, im ersten Moment auf das gewaltsamste ergriffen und geschüttelt, überwinden ihn aber auch desto schneller und sinken zurück zu der kühlen, gleichmüthigen und ein wenig egoistischen Anschauung ihres alltäglichen Lebens.

Es begreift sich, daß der Eindruck dieser neuen Erscheinung gerade auf einen, selbst eben in der Umbildung begriffenen Charakter, wie derjenige Albert's war, ein besonders tiefer, ja umgestaltender sein mußte. Die Unbefangenheit und Vertraulichkeit des Mädchens wurde mehr und mehr zur herzlichsten Offenheit, zum warmen und ganzen Vertrauen; er war für Veronika nicht mehr der Fremdling und Gast, sondern fast wie einer von den Ihren, auf den sie obendarein sicher bauen könne. Das rührte ihn und beglückte ihn, aber, was die Hauptsache war, es erhob ihn auch in seinen eigenen Augen: eine Natur wie die Veronika's gewinnt so schnell nur ein rechter und tüchtiger Mensch. Es wurde ihm warm um's Herz, und ob es auch noch lange nicht die wirkliche Liebe war, welche ihn zu dem Mädchen zog, so war doch auch das steigende, herzliche Gutsein, die schöne und wahre Freude an allem, was das Kind schmückte und von ihm ausging, schon ein Band, das ihn nicht mehr von ihr fortließ. Und für dies Gefühl bedurfte es keines Verheimlichens, und ein Mißverständniß war auf keiner Seite zu befürchten. Wie Veronika der Liebling Aller war, so war sie auch der seine geworden — so schienen's die Uebrigen anzusehen

und es ganz natürlich zu finden. Wie hätt' es anders kommen sollen?

So lebte man weiter von Tag zu Tag. Neue Störungen gab es nicht; man hörte nichts von verdächtigen oder unheimlichen Vorgängen in der Gegend. Die jetzige Thätigkeit der Behörden hatte allerdings noch nicht zu Entdeckungen geführt, aber dem Gesindel doch, im Verein mit der unter der gesammten Bevölkerung herrschenden Erbitterung, einen heilsamen Schrecken eingeflößt, so daß es sich vorsichtig zurückhielt. Selbst in den gefährdetsten Revieren war für den Augenblick von keinem Wild- oder Waldfrevel etwas zu bemerken, und von Bettlern und Landstreichern ließ sich nicht einer blicken. Allein auch von den — sagen wir — Verfolgungen jenes schon öfters genannten Bastian war nichts mehr wahrzunehmen. Albert hörte zufällig, daß der Bursche, trotz der drängenden Erntegeschäfte, von seinem Vater, man wußte nicht zu welchem Zweck, noch wohin, versendet worden sei.

Wie die Sachen standen und Frau Monica, ja selbst der Müller sich geäußert hatte, hätte Albert annehmen dürfen, daß diese Entfernung des Ueberläftigen für Alle eine willkommene, ja eine Art von Erleichterung sein müsse. Allein

zu merken war davon nichts; man schien gar nicht mehr an ihn zu denken, zum mindesten redete man nicht über ihn, und als Albert einmal seiner und seiner angeblichen Drohungen scherzend gedachte, schien man ihn gar nicht gehört zu haben. Es gab mit einem Wort in der Mühle Verhältnisse oder Geheimnisse, welche dem Gast auch jetzt unzugänglich blieben. So war von jenem seltsamen Nachtbesuch mit keiner Silbe mehr geredet worden und nichts hatte von dem verlautet, was Gregor und der Müller etwa darüber verhandelt oder gar in Erfahrung gebracht hatten. Und ebenso wenig vernahm man etwas von dem abwesenden Sohn. Albert's Fragen nach ihm fanden gar keine oder die allertrockensten Antworten; ja, wenn er nachdachte, hätte er ohne jene Bemerkung des Nachbars Oswald kaum erfahren, daß es überhaupt einen Sohn in der Mühle gäbe, und gar keine Gelegenheit zu eigenen Fragen nach demselben gefunden. Es konnte nicht ausbleiben, daß ihm dies alles noch räthselhafter erschien, seit zwischen seinen Wirthen und ihm ein so volles und herzliches Vertrauen herrschte und er an allem, was es gab, in einer Weise theilnehmen durfte, als ob er ein nahes Glied der Familie sei.

Eines Tages, schon gegen Abend, kam er von einem langen Spaziergange zurück, der ihn, wie alltäglich weit in's Thal hinaus oder in die Berge hinauf, heute zu der kleinen Kapelle geführt hatte, welche er neulich in Begleitung der Frauen nicht erreichen durfte. Vordem hatten solche Wege ihn ermüdet oder wohl gar gelangweilt, und jetzt machten sie ihn frisch und belebten ihn; die Augen wurden ihm immer heller, das Herz immer voller. Die Natur ging ihm auf in steigender Schönheit und Herrlichkeit, und die Anregung und die Eindrücke, welche er von allen Seiten und unaufhörlich empfing, verwirrten ihn nicht mehr, sondern förderten und erhoben ihn in stets beglückenderer Weise.

Es war ein heißer Tag, und als er gegen den Waldrand herabschritt, lag die Sonnenglut noch so voll im ganzen Thal, auf dem kleinen Garten zu seinen Füßen und auf den Mühlengebäuden, daß er ordentlich vor dem Schritt zurückschrak, der ihn dort hineinführen mußte. Dafür klang durch die rings ausgebreitete tiefe Stille von rechts her das Rauschen des Mühlbachs wunderbar verlockend und Kühlung verheißend zu ihm herüber. Da mußt' es sich gut ruhen lassen! Unter den Büschen, welche den

kleinen Fall, mit dem der Bach aus den Bergen herabkam, auf allen Seiten einfaßten, war es immer kühl, und die Aussicht, die sich von dort aus thalabwärts öffnete, war gerade zu dieser Stunde mit ihrer mälig schwindenden Beleuchtung eine ungemein liebliche und anmuthende.

Als er aus dem Waldsteige trat und sich nach einem Platze umschaute, sah er, wohin er sich selber wenden gewollt, schon Veronika sitzen. Sie hatte, wie damals auf der Halde, Blumen gepflückt, wie sie im tiefen Walde auch zu dieser Zeit noch blühen, von den langen feinen Gräsern genommen und vom zierlichen Farrenkraut, und band das alles zu einem großen, reichen Strauß. Da sie beim Geräusch der nahenden Schritte aufblickte und ihn erkannte, nickte sie ihm unbefangen zu. Sie waren sich eben nicht mehr fremd.

„Ei, sieh da!“ sagte er so recht froh, denn der Anblick des Mädchens freute ihn, wo er sie auch traf. „Bist Du denn nicht in den Ort, zu Deinen Kamerädinnen? Ist das recht, Veronika?“ — Es war nämlich Sonntag-Nachmittag, und im Dorfe war viel Lärm und Lust. Es schallte bis hier herüber.

Sie schaute treuherzig zu ihm auf. „Ich

onnte nicht, Herr," versetzte sie. „Als der Vater ging, wollt' er mich mitnehmen. Aber mir ist's, als wär' es ein Unrecht, lustig zu sein, wo Einem noch die Trauer im Herzen sitzt. Und so hab' ich sie Alle gehen lassen und bin still fort durch den Wald zur Halde, wo der arme Mensch lag. Da hab' ich ein Vaterunser gebetet. Die Blumen hab' ich da auch gepflückt. Die will ich ihm auf's Grab legen."

Was von einer Andern vielleicht sentimental geklungen hätte oder gar geziert und, wie man das zu heißen pflegt, über ihren Stand, — hier war es ganz natürlich und wie es sein mußte. Und so sagte er, indem er sich neben ihr nieder=ließ, freundlich: „Das ist recht, denn um seinet=willen denkt sonst schon kein Mensch mehr an ihn, ich merk' es wohl. Nur daß Du den langen Weg da allein machtest, das ist nicht recht. Da=mals waret Ihr zu zweien, und Gregor schickte mich mit —"

Sie schaute auf und ihn an. „Also hab' ich's richtig gemerkt," sprach sie kopfschüttelnd, „von Euch selber kam das nicht. Und es war ja auch recht. Aber sonst hat kein Mensch an so 'was gedacht, und wenn nicht einmal der Georg

seinen extra guten Tag hatte, da blieben die Mutter und die Anna und ich immer allein."

„Der Georg," wiederholte er, da sie nicht weiter redete, nach einer Pause im nachdenklichen Tone. „Das ist doch Dein Bruder, und so viel ich weiß, der einzige. Und sieh, ich bin nun an die drei Wochen hier, und habe noch nichts von ihm gehört und gesehen —"

„Er ist von dem Vater an den Rhein geschickt oder gar nach Holland — ich weiß nicht," sprach sie, ohne von dem Strauß aufzublicken.

„Das mag immer sein, Veronika, aber das Richtige ist es nicht. Da verreist Mancher und bleibt lange fort. Allein sein Gedächtniß bleibt bei den Seinen zurück, sie reden von ihm und man hört von ihm. Aber hier — Ihr wißt nichts mehr von ihm, scheint's. Du mußt mich nicht verkennen, Kind," fügte er hinzu. „Neugierig bin ich nicht. Aber wundern thut's mich und zugleich ist es mir auch leid um Euch und ihn. Es ist nicht, wie es sein sollte."

„Nein, das ist es freilich nicht," sagte sie und sah auf zu ihm, mit fast tiefem Ernst im Blick, im ganzen jungen Gesicht; „es ist auch traurig genug, aber die Schuld hat allein der Georg. Denn seht, Herr Albert," redete sie weiter, ihre

Hände ruhten am Strauß auf dem Schooße und ihre Augen hatten sich der Ferne zugewandt, wo die Sonne nur soeben noch über den Bergwald in's Thal hineinblickte. „Der Georg ist ein Mensch gewesen nach dem Herzen Gottes, und es war kein Arg an ihm. Denn ob er auch ein wenig wild war, Händel hatt' er nie, und wo man nur vernünftig mit ihm redete, ging er in sich und that wieder gut. Das ist so fortgegangen, bis nach dem Kriege der Bastian von den Soldaten frei und nach Hause kam, mit ihm bekannt wurde und ihn auch mit Anderen bekannt machte. Da hat das Unheil begonnen. Er ist störrisch geworden und widersetzlich; von der Arbeit mocht' er nichts mehr wissen, das Schlemmen ging fort, Tag ein und aus, und wo es die Anderen arg machten, er macht' es noch ärger. Die Eltern haben es mit der Güte versucht und dann mit dem Ernst. Es war alles eins. Es hat endlich sogar wirkliche Schlechtigkeiten gegeben und der Vater viel Geld zahlen müssen, daß es nur nicht an's Gericht ging. Dann war es eine Weile still. Aber was half's? Der Bastian ließ ihn nicht los, der war nur durch ihn hier in's Haus gekommen und blieb nur durch ihn darin. Sonst wollte Keiner 'was von dem.

Und als es dann hieß, daß Ihr kommen wolltet, da war es gar aus. Da haben sie Lärm gemacht und gedroht und sich verschworen, sie leiden's nicht, es gebe ein Unglück — Ihr habt ja davon gehört! — bis der Vater zuletzt zornig geworden ist und der Sache mit einem Mal ein Ende gemacht hat. Dem Bastian hat er das Haus verboten und den Georg hat er in Geschäften fortgeschickt und ihm dabei gesagt —" und erst nach einem kurzen Zögern redete sie gesenkten Blicks weiter: „weshalb sagt' ich es Euch nicht? Die Mutter und ich haben d'rüber geweint, aber Recht hat der Vater! — Er hat ihm gesagt, er solle sich draußen entscheiden, wie es werden könne, ob er wiederkommen und gut thun und vom Bastian lassen wolle, oder fortbleiben und nach Amerika gehen. Ihm sei es eins. Aber so wolle er es, der Vater, und nicht anders. Er wolle Frieden im Hause haben und Herr darin bleiben. — Seht, Herr Albert," schloß sie, „so ist das, und was daraus wird, wissen wir nicht. Denn der Georg hat nur einmal vom Geschäft geschrieben, sonst aber kein Wort."

Der junge Mann saß in tiefen Gedanken. Wenn die Sachen so standen, dann verstand er freilich nicht nur das Schweigen über den Sohn,

sondern auch die Zurückhaltung in Ansehung jenes Bastian. Aber dann ließ sich am Ende auch jener Nachtbesuch verstehen und der Besucher selber errathen! Und nach einer Weile blickte er zu Veronika auf und sagte: „Gelt, Veronika, wo Du jetzt schläfst, da hat vorher Dein Bruder gehaust?“

„Wenn Ihr das wegen dessen fragt, der da neulich in der Nacht hinaufwollte,“ versetzte sie nachdenklich, „aber vor dem Stockbrett zurückmußte — so versteh' ich's doch nicht. Da herum wissen es Alle, daß Georg nicht daheim ist.“

„Hm!“ machte Albert — die Frage des Schultheißen fiel ihm ein. „Möcht' es der Eine oder Andere nicht vielleicht anders glauben? Aber gleichviel,“ brach er ab und schaute sie forschend an. „Wie weißt Du von dem Nachtbesuch?“

Sie lächelte leise. „Ei, das Rasseln am Stockbrett weckte mich. Dann hört' ich Euren Ruf und sah Euch auch mit dem Gregor reden. Da aber Ihr schwieget, that ich's auch. Aber wie könnt Ihr fragen, ob nicht doch Einer den Georg hier gesucht hätte,“ fügte sie mit einem sehr aufmerksamen Blick hinzu. „Er ist doch fort!“

„Oh, ich meinte nur so. — Es will ihn Einer

neulich in — Bernardingen, glaub' ich, — gesehen haben —"

Veronika schnellte von ihrem Sitze auf, als wäre ihr eine Natter genaht. Sie war leichenblaß. „Herr," stammelte sie, „wer hat das gesagt? — Wenn das wahr —"

„Oh, so so! Da sitzt also die Jungfer und schämt sich nicht und caressirt mit dem Stadtlump?" erklang plötzlich neben ihnen eine Stimme voll Hohn und Grimm, und hinter dem wilden Rosenstrauch, neben dem die Beiden saßen, sprang ein Bursche hervor, ein großer und plumper Gesell, glühend vor Aufregung und mit funkelnden Augen. „So, da, da! Und verlügt ihren leiblichen Bruder und mich! Aber die ganze Welt soll es hören, was Du geworden bist, und der da, Dein Galan —"

Veronika war bei der plötzlichen Unterbrechung zusammengefahren und hatte sich jäh gegen den Störer gewandt, und auch Albert war aufgesprungen und nahm unwillkürlich den schweren Stock mit dem Gemshorn, dessen er sich bei seinen Wanderungen bediente, fester in die Hand. Denn wer der Angreifer war, konnte ihm nicht zweifelhaft sein: es war der blondhaarige Bursche aus dem ‚Ochsen' in Wildberg, der Lauscher am

Steg, der Bastian, den man fern geglaubt und der nun doch da war! Und wie er redete und dabei ausschaute, das mußte selbst den Kältesten zur Vorsicht mahnen.

Veronika hatte sich merkwürdig schnell gefaßt und von Furcht zeigte sie nichts. Sie stand aufgerichtet, fest von unten bis oben, das Gesichtchen von zorniger Röthe übergossen, die dunklen Augen mit kühnem Blick auf den Angreifer gerichtet. „So," sagte sie mit seltsam tiefer und doch klarer Stimme, „bist Du da, Du Spion, und willst mit Deinen wüsten Reden Kinder schrecken? — Laßt's Euch nicht anfechten, Herr Albert. Er war stets nur ein Prahlhans. Und wenn auch nicht," fügte sie hinzu, und ihr Blick wurde drohend, „ich möchte den sehen, der auf meines Vaters Hof meines Vaters Gast zu beschimpfen wagt! Kommt, Herr! Wer nicht bei Sinnen ist, dem geht man aus dem Wege."

Der Bursch' hatte das angehört, ohne Laut. Seine Augen flogen von der Einen zum Andern, die Adern an den Schläfen strotzten, die Brust arbeitete. Er war das wilde Thier, das auf dem Sprunge steht — ein häßlicher Anblick, aber auch ein erschreckender.

Albert trat von dem höheren Sitze am moosi-

gen Gestein zu Veronika an das Bachufer hinab, ohne den Angreifer aus den Augen zu lassen. Und das war sein Glück. Denn der Sinnlose brüllte dumpf auf, er riß aus der Tasche das Messer und war mit einem Satze neben den Beiden, zum Stoße ausholend. So aber sah Albert die kommende Gefahr. Mit der Linken stieß er die aufschreiende Veronika zurück und sprang selber zur Seite, und im nächsten Augenblick traf sein Stock hart auf die Faust, daß die Finger sich öffneten und das Messer fallen ließen.

Der Wüthende brüllte noch einmal auf und stürzte sich gegen ihn. Diesmal wich Albert ihm nicht aus. Er fühlte sich kalt wie Eis, und die Kraft, die er plötzlich in seinen Gliedern fand, konnte keiner andern nachstehen. So nahm er den Anprall auf und umfaßte den wilden Gegner und wurde von ihm erfaßt, mit einer Stärke, die der seinen dennoch völlig gewachsen war. Ein Augenblick des Ringens noch, dann stürzten Beide nieder und wälzten sich hart am Bache umher, bald der Eine droben, bald der Andere; der Eine stumm und der Andere von Zeit zu Zeit dumpf aufbrüllend, daß die Wuth ihn nicht ersticke.

Einen Augenblick stand Veronika wie gelähmt; dann stieß sie einen langen, grellen, verzweiflungs-

vollen Schrei aus und wandte sich, als wolle sie zum nahen Hause eilen. Aber sie fuhr zurück, denn hinter ihr stand, ohne daß sie sein Nahen vernommen, ein noch junger Mensch, in halb städtischer, bestaubter Tracht. — „Georg!“ schrie sie, „hilf! rette! Sie morden einander!“

Sein schönes, aber verwüstetes Gesicht zuckte in Hohn. Er lachte wild auf. „Gib's ihm redlich, Bastian, wie Du's ihm verheißen!“ rief er und stieß Veronika zur Seite, und trat den Ringenden näher. „Du wirst doch über das Herrchen Meister werden?“

„Hilf!“ Es war ein wilder gurgelnder Laut, denn Albert's Faust lag an der Kehle des Wüthenden.

„Hoho!“ rief Georg und sprang vorwärts.

„Gregor — hilf!“ schrie Veronika.

Und Gregor, der alte Mühlknappe, war wirklich da, — wie und seit wann, wer wußte das? Denn was hier geschah, das ließ kein Auge rückwärts schauen und kein Ohr zurückhorchen. Er hielt ein Brecheisen in der Faust, und die andere packte den Rockkragen Georg's und riß ihn zurück, und dabei sagte der alte Mensch eiskalt: „Ehrlich Spiel, mein Bursch', oder ich schlage Dir mit dem Stängelchen da alle Knochen im Leibe caput,

ob Du auch Hausſohn biſt und eben von der Reiſe kommſt. Ehrlich Spiel ſag' ich, oha!" Und er riß den wüthend ſich Wehrenden von neuem unwiderſtehlich zurück. „Gib nach, ſag' ich Dir, oder ich mach' es Dir, wie unſer Gaſt da dem Großmaul!"

In dieſem Augenblick hatte der junge Mann, deſſen Kraft durch die Gewandtheit des früheren Turners unterſtützt wurde, ſich wirklich über ſeinen Gegner erhoben und ſprang auf, mit zerriſſenen Kleidern und blutend, aber augenſcheinlich ohne irgend eine ernſte Verletzung, während Baſtian betäubt liegen blieb.

Gregor muſterte dies alles mit ſeinem kaltblütigen Blick. „So, jetzt laßt es gut ſein," ſagte er, als er Albert ſich bereit machen ſah, einem neuen Angriff zu begegnen, und wandte ſich mit ſchier grauſamer Gleichgiltigkeit von Georg ab. „Der da hat genug, und Ihr kommt mit mir in's Haus, daß ich Euch Waſſer gebe, — Ihr braucht nichts weiter, ſeh' ich. Die Veronika kommt auch mit. Die Beiden hier bleiben lieber allein, rechne ich."

Sechstes Kapitel.

Nach dem Tage die Nacht.

„Also!“ sagte Gottlieb Laubler und ging in der großen Stube auf und ab, ruhigen, festen Schrittes, die gedrungene Gestalt so straff und gerade, als sei sie auf Draht gezogen. Den kleinen Kopf mit dem kurzgeschnittenen, schon ergrauenden Haar hielt er ebenso gerade und aufrecht, die Hände lagen, wiederum unbeweglich, auf dem Rücken in einander, die Züge des Gesichts regten sich nicht und die Augen blickten nicht rechts noch links. Und so wie er außen erschien, so mußt' er auch im Innern sein. Das schaute deutlich genug aus seinem Auge heraus, in einer Kraft, einer Entschlossenheit und, wenn man so will, Härte, und wer es sah, der wußte gut, daß es keine Macht der Welt gebe, welche diese Kraft und diese Entschlossenheit zu beugen oder zu brechen vermöge.

Die starren Augen sahen, wie es schien, trotzdem alles. Gregor, der neben der Thüre auf der Bank gesessen, erhob sich, ohne Geräusch dabei zu machen, und griff nach dem Drücker, als wolle er das Zimmer verlassen. Der Müller, der gerade am andern Ende desselben war, sagte, ohne den Kopf zu wenden, mit der ruhigsten Stimme: „Bleib, ich bin noch nicht fertig.“ Erst dann drehte er sich um und kam zurück und redete im gleichen, nicht lauten Ton, der aber dennoch das ganze Gemach füllte: „Was ich zu sagen habe, um Dich ist's nicht — Du weißt es ohnehin! — sondern nur für den! Da braucht man immer einen Zeugen.“

Wie gedämpft und leidenschaftslos die Stimme, und wie kalt der Blick, — es sprach aus den Worten doch ein grausamer Hohn — oder war es die tiefste Verachtung? — Das empfand Der wohl, der da am Fenster hinter dem Tisch saß und mit seinem Messer in der festen Platte desselben grub. Seine Finger preßten sich schier krampfhaft um den Schaft, und die Klinge drang so tief in das Holz, daß er sie kaum wieder herausbrachte. Aber er blickte nicht auf und seine Lippen schlossen fest aneinander.

Jetzt stand Gottlieb Laubler. Seine Gestalt

regte sich nicht, nur sein Kopf wandte sich ein wenig und die Augen ruhten mit dem, man mußte wohl sagen: unbeweglichen Blick auf dem da hinter dem Tisch.

„Also!“ sagte er jetzt noch einmal, aber nun, fuhr er nach einer Pause fort: „Du bist also heut' in das Haus Deiner Eltern zurückgekommen, und um zu zeigen, daß Du in der Fremde keinen Schaden gelitten, noch etwas verloren hast, präsentirst Du Dich gleich in Deiner rechten Gestalt — zur Maskerade, meinst Du, sei hinterdrein schon Zeit, und weil Du der Hausſohn, komme kein Anderer wider Dich auf.“

Der junge Mann blickte auf, — wir brauchen wohl nicht erst zu sagen, daß es Georg war. Aus den trotzigen Augen und der gespannten Miene sprach ein nur mühsam gebändigter Grimm. „Sagt, was Ihr wollt,“ sprach er, „ich leid's nicht, daß so ein Stadtlaffe uns Schande in's Haus bringt. Wo Ihr es nicht hütet, da thue ich's. Und wenn ich komme und sehe, daß die Schande schon da ist, und daß die Veronika sich nicht entblödet —“

„Herr, duldet Ihr die Lästerung?“ brach Gregor aus und fuhr vom Sitze auf. „Da laßt mich lieber gehen.“

„Nur Geduld, nur Geduld!“ sagte der Müller kaltblütig. „Ich möchte nur gern hören, was er alles schon gesehen hat und weiß. Du weißt ja, Gregor, er ist ein Hexenmeister und seine Augen gucken durch alle Ferne, durch die Wolken und über die Berge — das dürfen wir nicht vergessen, Gregor!“

War das wieder jener grausame Hohn, oder war diesmal noch etwas ganz Besonderes darin, das ein jähes Zucken in den Zügen des Burschen erscheinen und seinen Blick unstät werden ließ? Doch faßte er sich bald und sagte trotzig, wie vorhin: „Da ist nichts zu spotten. Was ich gehört habe, heut' sah ich's, und ich sag', ich leid' das nicht. Und ich leid's nicht, daß der Lump, Euer Gast, meinen besten Freund, den ich zum Hüter gesetzt, schier todtschlägt, und wenn es noch Recht und Gerechtigkeit in der Welt gibt —“

„Die rief' ich an Deiner Stelle nicht an, nicht für den Bastian, und nicht für Dich — sie kommen, glaub' ich, schon von selber zu Euch!“ unterbrach ihn der Vater wieder kalt und starr. Er hatte sich jetzt voll gegen den Sohn gewendet, seine Augen ruhten fest auf ihm, und so redete er weiter: „Das ist aber Eure Sach' und nicht unsere. Wir sind mit einander fertig, das weißt

Du so gut, wie ich, schon von vor heut Nachmittag. Und ich könnte Dich wohl fragen, — was Du trotzdem noch gekommen und was Du hier willst? Daß wir keine Kinder sind, die sich von Dir meistern lassen, das solltest Du so ungefähr wissen. Du hast vielleicht nur von mir hören wollen, daß wir fertig sind. Das ist jetzt geschehen. Und wenn ich Dich nicht heut' Abend schon fortschicke, so geschieht das, weil Du nicht wie ein Dieb in der Nacht verschwinden sollst," fuhr er fort und sein Auge blickte immer dunkler und seine Stimme klang drohender bei jedem Wort, „sondern weil man's sehen und wissen soll, wie Einer aus seinem Hause geht und von seinen Eltern, die nichts mehr mit ihm gemein haben wollen."

„Meine Mutter wird auch noch ein Wort sagen dürfen. Mit der will ich schon reden." Der Bursche war blaß geworden bei den harten Worten des Alten, aber in seinen Zügen zuckte es von wildem Trotz, und er hatte sich auch erhoben und seine Faust lag auf dem Tisch.

„Da irrst Du, Deine Mutter will so wenig von Dir, wie ich. Darum ist sie nicht hier."

Das schien den Trotz des Burschen zu brechen. Er schlug die Augen nieder, in seinem Gesicht

wechselten Röthe und Bläſſe, und als er zu ſprechen anfing, bebte ſeine Stimme. „Aber Du mein Gott und Herr,“ redete er, „das iſt ja, als wenn ich ein Sünder und Verbrecher wär', wie es keinen ſonſt gibt! Und wenn ich mich denn geirrt hab', und wenn ich zu haſtig geweſen, weil mich der Zorn fortriß, als ich den Baſtian —“

Es war ein tief verachtungsvoller Blick, mit dem ihn der Vater von oben bis unten maß und ihn zwang, ſeine Rede abzubrechen. „So?“ ſprach der finſtere Mann darauf mit erneutem bitterem Hohn. „Ich dachte doch, Du hätteſt es alles ganz genau gewußt — ſchon im ‚Lamm‘ zu Bernardingen und wo Du ſeitdem umhergehorcht?“

Georg zuckte ſichtbar zuſammen, er war einen Augenblick lang nicht mehr blaß, ſondern fahl. „Im ‚Lamm‘ zu Bernardingen. Wer hat Euch das vorgelogen?“ fragte er heiſer. „Ich komme heut geradeswegs von der Reſidenz, die Poſt kann's bezeugen.“

Das Auge des Alten ruhte auf ihn unverwandt und unverändert. „Schon gut,“ ſagte er dann mit ſeiner ganzen früheren Kälte. „Woran wir ſind, wiſſen wir und der Gregor dort auch. Was noch zu reden iſt, dazu iſt morgen Zeit.

Geh' hin und sieh zu, ob Dich Dein Gewissen die letzte Nacht in Deines Vaters Hause schlafen läßt, Du verstehst Dich darauf besser als Unsereiner," fügte er hart hinzu und wandte sich zu Gregor.

Georg kam hinter dem Tisch hervor und ging gegen die Thür, sein Kopf hing vorüber und in seinem Gange zeigte sich etwas Schwankendes.

„Wohin?" fragte Gottlieb Lauber plötzlich barsch. „Spiel' keine Komödie. Daß die Veronika jetzt in Deiner Kammer haust, weißt Du gut, seit Du Dir den Kopf am Stockbrett stießest. Marsch fort, da hinein," fügte er hinzu und deutete auf eine Seitenthür. „Da ist Dein Logis. Ich möcht' den Vogel über Nacht noch im Käfig behalten."

Der Sohn wandte um und ging, ohne einen Laut oder eine Bewegung der Einwendung, der angewiesenen Richtung nach und trat in die dort befindliche Kammer.

Der Alte folgte ihm bis zur Thüre. Da dreht' er den Schlüssel um, ließ ihn aber stecken. Dann kam er zu Gregor zurück, der sich erhoben hatte, und sagte gedämpft: „Hast Du gesehen, daß wir Recht hatten? — Aber genug, ich will hinauf," brach er ab. „Gieb gut Acht, ich fürchte, es kommt

noch ein Gewitter. Ruf' mich gleich und laut. Mir ist, als hätt' ich acht Tage lang kein Aug' zugethan." —

Er nahm die Lampe vom Tisch und ging mit dem Knecht hinaus, ließ ihn aus der Thüre und schaute zum Himmel hinauf, der allerdings dunstig aussah. Dann ging er über den Flur und horchte an der Thür des Gastes. Aber es war drinnen alles still. Und da nickte er befriedigt und stieg treppan zu den Seinen. Er schritt so schwer, als ob er die Füße kaum zu heben vermöchte.

Als er droben in die Stube kam, wo die Gatten schliefen, fand er seine Frau noch wach und angekleidet am Tisch sitzen. Sie spann und sah vor sich nieder. Wie schwach das Licht war, man konnt' es wohl merken, daß sie verweinte Augen hatte, ja, daß noch jetzt hin und wieder eine schwere Thräne langsam über die Wangen glitt, ohne daß sie daran gedacht hätte, sie abzutrocknen.

Der Müller setzte seine Lampe auf den Tisch und blieb vor der Frau stehen und sah auf sie herab, — dem Manne waren nicht blos die Beine müde, sondern es war ihm schwer zu Muth bis in's Herz hinein. Sie schaute auf, die Augen

trafen sich und ruhten in einander. Dann reichten sich Beide die Hände — es war wie eine einzige Bewegung — und da sagte Gottlieb endlich gedämpft: „Es ist schrecklich, Alte, aber ersparen kann ich's Dir und mir nicht. Er muß fort von uns. Es ist hart, aber die Weichheit und Nachsicht helfen nichts mehr."

Sie sah ihn an mit den verweinten Augen, aber jetzt war keine Thräne darin. „Du hast Recht," sprach sie, und die Stimme klang eintönig, allein fest war sie dennoch, „da ist nichts zu ändern. So weit ich's weiß und erfahren habe, ist nie ein schlechter Mann auf der Wildbacher Mühle gewesen, und unser Sohn soll nicht der erste sein. Sieh, Gottlieb, mir ist's nur immer, daß ich fragen muß: wie kommt der zu uns, der doch gar nicht zu uns gehört? Er muß fort."

Der Müller ging im Zimmer auf und ab, wieder mit dem schweren, müden Schritt. Sie spann weiter, und erst nach einer Weile sagte sie: „Guck' da noch einmal nach der Kleinen. Sie macht mir Sorge. Sie ist wie sinnlos. Vielleicht bringst Du sie dahin, daß sie sich niederlegt — mich hat sie nicht gehört."

Es war wirklich so: das Mädchen saß noch völlig angekleidet am Tisch und hatte die Arme

und den Kopf darauf gelegt und sah und hörte nichts, wie es fast schien, und regte sich nicht. Das Fenster, vor dem das Stockbrett, stand auf, denn die Nacht war schwül. Im Garten rauschten von einem plötzlichen Windstoß die Bäume, vom Bergwalde kam ein dumpfes Brausen herüber, und als der Müller die Thür öffnete, fuhr ein scharfer Zug durch das kleine Zimmer, über die Ruhende hin und löschte das Licht auf dem Tische aus und ließ selbst die Lampe, welche der Alte trug, trotz der vorgehaltenen Hand wild aufflackern. Das Mädchen merkte von dem allen nichts.

Laubler schloß das Fenster, dann stand er neben der Regungslosen und schaute düster sinnend auf sie herab, legte endlich die Hand auf ihren Kopf und sprach mit einer gewissen Barschheit: „Nun, Mädchen, was gibt's? Sei kein Kind! Du hast Schlimmes erlebt, aber Deine Eltern haben's noch schwerer und müssen auch durch. Kopf auf, sei vernünftig und mach', daß Du in's Bett kommst!"

Sie hob den Kopf, sie schaute den Vater an — es war ein Blick wie ohne alle Sehkraft. Sie schloß die Lider und strich mit beiden Händen über die Stirn, und als sie dann wieder aufblickte, war das Auge wirklich heller und sie sagte

abgebrochen, als werd' es ihr noch schwer: „Vater, der Herr Albert muß fort, sie bringen ihn um's Leben."

Des Alten Stirne war voll finsteren Nachdenkens. „Das wird schon so sein, aber davon wollen wir morgen reden," versetzte er. „Jetzt sollst Du schlafen."

„Schlafen? Ich kann nicht schlafen!" murmelte sie mit einem Blick der plötzlichen, qualvollsten Angst. Ihre Hände erfaßten die Schulter des Alten. „Vater — ist's wahr, daß der Georg schon damals, vor vierzehn Tagen, zurück und in Bernardingen gewesen?"

Sein Auge wurde finsterer. „Wenn's nichts weiter wäre!" murmelte er. „Aber was fragst Du?"

Ihre Finger griffen fester ein, ihr Auge blickte noch angstvoller, ihre Stimme zitterte. „Vater — Vater — glaubt Ihr, daß Georg hier am Fenster war, in der Nacht — in der Nacht —"

„Es wird wohl so sein," versetzte er, jetzt noch mehr streng als düster. „Aber Mädchen, was hast Du? Du bist wie von Sinnen. Sei vernünftig, sag' ich!"

Ihr Kopf lehnte sich auf seine Schulter, ihr ganzer Körper flog wie im Fieberfrost, und ihre

Worte wurden kaum verständlich vor dem Zittern der Lippen, vor dem Beben der Stimme, als sie murmelte: „Vater, wußtet Ihr's nicht, daß der Herr Welti" — es war der Name des Forst=warts — „den Georg im Frühling einmal Nachts im Walde getroffen und ihm die Flinte fortgenommen und ihn hart bedroht hat, wenn —"

Gottlieb Laubler hörte nichts mehr. Es war, als ob alle Haare auf seinem Kopfe sich auf=richteten, und sein Blick hatte alles Leben ver=loren. Er drängte Veronika von sich und wandte sich um. „Ich glaub', ich will ihm die Thür auf=schließen," murmelte er vor sich hin. — — —

Gregor, der alte Mahlknecht, saß noch immer vor der Thüre des Hauses. Er hatte die Arme auf die Kniee, und den eisgrauen Kopf in die Hände gestützt, und seine Augen blickten düster in die Nacht hinaus. Er war fast sein ganzes Leben lang auf der Wildbacher Mühle gewesen, als halb erwachsener Knabe war er vom Vater des jetzigen Müllers aufgenommen worden, weil seine eigenen Eltern dazumal in den schweren Hunger= und Krankheitsjahren gestorben waren, und der Junge nicht eine Menschenseele hatte, die sich um ihn kümmerte. Das war nun schon an die fünfzig Jahre her und darüber. Er hatte die

Alten begraben helfen und die Kleinen auf seinen Armen gewiegt und war mit der Familie eins geworden, was sie traf, traf auch ihn. Und das Leben war stets ein ehrbares gewesen, ein friedliches und rechtes. Alle Welt hatte Achtung vor den Laublern und hielt sie hoch. Und nun der Letzte — der Georg! — der sollte das alles zu Schanden machen und die Unehre bringen über sich und die Seinen? Der Unfrieden war schon da, und die Schande drohte nun auch schon. Denn Gregor wußte nur allzu gut, daß Georg zu Bernardingen auch noch von Anderen gesehen worden, und daß obendarein schon davon gemunkelt würde, wie er und sein Freund Bastian von der Beraubung des Rüdenhofes mehr als Andere wüßten, vielleicht selber dabei gewesen wären. Und das noch nicht genug — Gregor hatte von Anfang an in dem von Albert ertappten Kletterer den Hausfohn geahnt, gerade so, wie der Vater selbst, und wenn er nun daran dachte — was bei Laubler freilich nicht der Fall zu sein schien, — daß Georg wieder verschwunden war, ohne sich den Eingang in's Vaterhaus zu verschaffen, den ihm damals Niemand wehrte; daß er durch den Wald gekommen, daß am nächsten Morgen der Forstwart erschossen ge-

funden wurde, — da erhob sich vor seinen inneren Augen ein Gespenst, vor dem selbst der eisenharte alte Bursche zusammenbebte. Ein Gespenst, das wie wir eben hörten, leider kein Gespenst sein sollte. Aber das wußte auch Gregor nicht. Welti hatte über jene unglückliche Begegnung, wie es schien, aus Schonung geschwiegen, und wie Veronika davon erfahren — das wußte Niemand als sie selbst.

Der alte Mensch stöhnte unter der Wucht und Qual solcher Gedanken und Vorstellungen. Wie der Meister heute Abend zu dem Sohne gesprochen hatte, erschien ihm nicht zu hart; er hätt' es selber nicht anders gemacht. Aber daß er ihn festhielt und ihn nicht lieber gehen hieß, so schnell ihn seine Füße trügen und für immer — das verstand Gregor nicht. Wenn nun die Landjäger kamen und ihn holten und — er legte das Gesicht in die Hände und schüttelte sich.

Es war eine dunkle Nacht. Dem Dunst in der Höhe waren die Wolken gefolgt, die dichter und dichter und immer rascher vorüberzogen. Der Wind hatte sich aufgemacht und fuhr das Thal entlang, hier noch schwüler als die Luft. Und fern, dort wo die Sonne untergegangen war, flammte es hin und wider grell und stets

greller und höher auf, und ein fernes, allmälig lauteres Murmeln und Grollen verrieth, daß das Wetter wirklich herankam.

Der Hund, den Gregor von der Kette gelöst hatte, wie neuerdings stets des Nachts, hatte sich neben ihm hingestreckt und den zottigen Kopf auf seine Füße gelegt. Bisher hatte er sich nicht anders geregt, als daß er vielleicht einmal aufsah und mit der Pfote am Beine des Alten herabstrich, als wolle er ihn nicht einschlafen lassen. Nun richtete er sich mit einem Male auf und diese Bewegung und das unmittelbar folgende dumpfe, drohende Murren ließ auch den Alten seinen Kopf erheben und, völlig in die Gegenwart zurückversetzt, gespannt in das Dunkel hinein lauschen. Und weiß es Gott — durch das Brausen des Windes klang leise, aber deutlich das Klirren zerbrechenden Glases —

Der Alte war im Nu auf den Beinen und riß die Hausthür auf und stürzte hinein, der Hund mit wildem Bellen und Geheul ihm nach und nach secundenlangem Aufhorchen gegen die Kammer, wo hart neben der Küche die beiden Dienstmädchen schliefen. Es war wirklich Tumult darin, die Dirnen schrieen, andere, rauhe Stimmen fluchten und drohten.

Indem sprang Albert's Thür auf und des jungen Mannes Stimme klang durch das dunkle Haus: „Gregor, bist Du da? Es sind Räuber in der Mädchenkammer! Die Knechte! Licht! Ich habe den Revolver und gebe Feuer, wie ich 'was sehe!"

Gregor stürzte aus dem Hause gegen den nahen Stall, aber die Knechte kamen ihm schon entgegen, — das vermuthete Wetter hatte ihren Schlaf unruhig gemacht und das rasende Gebell des Hundes sie vollends erweckt. Und als sie in's Haus sprangen, wurde es hell, der Müller kam mit der Lampe und eine Flinte in der Faust die Treppe herab.

„Fort, Herr Albert!" schrie er, „sie haben's auf Euch abgesehen! Wir sind Manns genug für die Schufte! Leute, stoßt die Thür auf, daß die Dirnen frei werden!" Er setzte die Lampe auf den Treppenpfosten und sprang zu den Anderen. Der Hund kratzte und heulte wie rasend an der Thür der Kammer. Man hörte von den Mädchen nichts mehr.

Da — man darf es nicht vergessen, daß in solchen Momenten die von den Menschen angenommenen Maße der Zeit nirgends mehr zutreffen — da sprang mit einem Male auch diese

Thür auf und es drang ein Knäuel von Gestalten hervor — fünf, sechs, acht oder noch mehr — wer vermochte das zu unterscheiden? Hart nebeneinander stürmten sie heran, mit geschwärzten Gesichtern, furchtbare Knittel schwingend oder gar mit den Messern in den Fäusten, und warfen sich auf die Hausgenossen, voll wilder Entschlossenheit, das begonnene Werk trotz der unerwarteten Störung zu Ende zu führen. Aber der Widerstand, den sie fanden, belehrte sie alsbald, daß es damit nichts war. Die Wildbacher Mühle war kein einsamer Hof im Gebirge, und die Männer, welche ihnen hier begegneten, waren weder betäubt durch den Schlaf, noch erschüttert durch den Schrecken des Ueberfalls, noch standen sie ihnen endlich nach an Entschlossenheit und körperlicher Kraft. Im Gegentheil, sie nahmen es Alle mit einem Gegner auf, oder auch wohl mit zweien. Und so war alles augenblicklich voll Kampf und Ringen, voll Angriff und Abwehr, voll Schlag und Widerschlag, voll Niedertaumeln und Wiederaufraffen, voll wildem Tumult und Geschrei. Die Blitze des nahen Gewitters flammten grell über die schreckliche Scene, aber es achtete Niemand auf sie, und die gewaltigen Donnerschläge verklangen ungehört.

Daß Albert die Warnung des Müllers befolgt und sich zurückgezogen hätte, das glauben die Leser von seiner, so tüchtig sich bewährenden Natur wohl schwerlich. Er hatte sich, ermüdet von dem Kampf des Nachmittags und doch auch verletzt, früh zur Ruhe begeben und schon einen langen Schlaf gethan, als ihn das Klirren des Glases erweckte. Die Einbrechenden durch sein Erscheinen vielleicht zurückzuscheuchen, dazu kam er zu spät, aber auf dem Flur stand er, wie wir sahen, fast mit Gregor zugleich, und nun war er mitten im Getümmel und that sein Bestes. Seine Waffe hatte er als nutzlos in die Tasche gesteckt — die Hervorstürmenden und die Hausgenossen waren augenblicklich im wildesten Durcheinander. Aber er hatte einem Gegner den Stock entrissen und brauchte ihn mit all' der Kraft und Gewandtheit, die er selber erst am Nachmittage an sich kennen gelernt und erprobt hatte. Und die Feinde fühlten's, sie hielten ihm nicht Stand.

Da mit einem Male warf sich ihm Einer entgegen in grimmiger Wuth, wilde Augen blitzten aus dem geschwärzten Gesicht hervor, und eine heisere Stimme schrie: „Ha, treff' ich Dich, Hund? So fahr' denn in die Hölle!" Und ein furchtbarer,

keulenartiger Knittel erhob sich zum vernichtenden Schlage.

Albert wich rasch zur Seite, oder wurde er zurückgestoßen? Denn vor ihm, zwischen ihm und dem Gegner, war plötzlich eine andere, zierliche und schmächtige Gestalt — Niemand hatte sie kommen, Niemand sie sich herandrängen sehen. —

„Veronika!“ schrie der junge Mann entsetzt auf.

„Wag's nicht, Bastian, wag's nicht! Ich kenne Dich!“ hörte er die Stimme des Mädchens. Und dann fiel der Schlag. Und das Mädchen sank lautlos zusammen, vor seine Füße hin.

Von der Thüre her sprangen zwei Gestalten in das Getümmel hinein. „Steh fest, Müller!“ rief's, „es kommt Succurs!“ Und wirklich folgten den beiden Landjägern — denn solche waren es — schon andere Gestalten, voran der alte Oswald, der Schultheiß.

Einen Augenblick tiefe Stille — dann ein neues, wildes Ringen, aber nicht mehr um den Sieg, sondern nur noch für die Flucht. Hier brach Einer durch, und dort wand sich Einer unter den rauhen Fäusten der erstarkten und vermehrten Angreifer. Der Tumult war zu Ende oder zog sich in's Freie. Da gab es noch wildes Geschrei,

und auch ein Flintenschuß knallte hinter dem schweren Donner darein, der über das Haus und an den Bergwänden entlang rollte. Und der Flur war dunkel, denn die Lampe hatte ein neuer Windstoß ausgelöscht. Und er war auch leer, denn es waren Alle hinaus, die Flüchtenden, die Verfolgenden, die Gefangenen.

Nur der Gast des Hauses kniete dort und hielt den Kopf des bewußtlosen Mädchens zwischen seinen Händen. Oder war sie todt? Er spürte keinen Athem mehr. Und es war ihm zu Muth, als müsse auch er sterben, und es sei Alles zu Ende.

Siebentes Kapitel.

Was kommen soll, das kommt.

Der Wind wehte frostig das Thal entlang; die Wolken zogen in schweren, einander schiebenden Massen vorüber, sie gingen tief und droben auf den Bergen streiften ihre Säume beinah' durch die alten, sich schüttelnden Tannen hin. Aus den Wäldern quoll der graue Dunst hervor und hing träg in Klumpen und Streifen zwischen den Stämmen und Wipfeln. Und dazu kam der Regen endlos herab, bald rieselte er nur, bald wehte er in dichten Schauern vorüber und hüllte alles in feuchte, trübe Schleier. Der große Dorfbach war voll bis zum Rand von sich überstürzenden, schmutzigen Fluten; hie und da warf er sie sogar über die Ufer auf die Wiesen hinauf, und den Steg hatte er in der Nacht fortgerissen. Das lustige Mühlwasser aber brauste und schäumte wie toll und der kecke Sprung von dem Felsen

herab war zum wilden Sturz geworden. Es war ein echter Regentag in den Bergen.

Da bleibt sonst Jeder daheim, wenn er nicht durchaus hinaus muß; dann springt er eilig über die schwimmende Straße, die Hände in den Hosentaschen oder unter der Schürze und schüttelt sich und sucht so schnell wie möglich ein sicheres Dach auf. Da ist Keiner, der es sich nicht frösteln fühlte, der sich nicht unlustig und unrüstig fände, nach der unheimlichen Nacht, wo ihn das schwere Wetter nicht ruhen ließ, und jetzt am kalten, schmutzigen Morgen mit seinem trüben, schweren Grau und der triefenden Feuchtigkeit. Da liegen selbst die Hunde zusammengerollt in ihren Hütten oder hinter der Thüre, die Hühner schleichen verdrießlich und struppig umher, und wo ein Vogel vorüber schießt, sieht man's ihm an, daß auch er da draußen nichts zu thun haben mag.

In Wildbach war es heute anders und alles auf den Beinen. Sie gingen umher, von einem Haus zum andern; wo sich ein Paar begegneten, da blieben sie stehen und achteten des Regens nicht, sie redeten eifrig, sie schüttelten die Köpfe, hin und wieder ballten sich auch die Fäuste, und ein zorniger Fluch brach aus den Lippen, oder in dem Aug' einer Frau oder einer Dirne glänzte

es auch einmal von aufsteigenden Thränen. Und dann gingen sie zur Mühle hinaus, traten ein und schauten sich um, fragten, wenn sie Jemand fanden, der ihnen Rede stand, mit leisen Worten nach allem, und draußen standen sie wieder und redeten und gingen endlich fort, gesenkten Hauptes.

Zu sehen war im Hause und seiner Umgebung wenig von den Vorgängen der Nacht. Der Flur war aufgeräumt und aufgewaschen, und nur im Garten zeigten sich zertretene Blumen, und das Fenster der Mägdekammer lag zerbrochen und von Glassplittern umgeben, auf dem Boden. Und von Bewegung war in dem Hause auch nichts zu spüren. Im Gegentheil, Alles schlich leise und langsam nur die allernothwendigsten Gänge und kürzesten Wege, und wer zu reden hatte, fand nur ein einzeln Wort und flüsterte es, und es war, als ob die schweren Lider sich kaum aufheben mochten von den traurigen Augen. An die Beulen und Risse, die Alle davon getragen hatten, dachte Niemand; aber ein Knecht hatte einen Stich erhalten, der von ihm freilich erst nach dem Kampfe und der grimmigen Aufregung gefühlt wurde und ihn niederwarf, nun aber den Ortschirurgus immer ernster den Kopf schütteln ließ. Droben in der kleinen Stube lag die

Veronika, todt war sie nicht, aber daß es Leben sei, was sich noch leise, leise und kaum spürbar in ihr regte, das konnte auch Niemand sagen. Die Mutter saß bei ihr, starr und stumm, und der Landarzt, der gegen Mittag endlich von der nächsten kleinen Stadt anlangte, ging ab und zu und sagte auch nichts. Denn zu trösten wußte er nicht und mochte das doch nicht aussprechen. Sie sahen es ja selber klar genug, wie es war.

Drunten in der großen Stube saß Einer in der Ecke neben dem gewaltigen Ofen. Er hatte, wie Gregor in der Nacht, die Arme auf die Kniee gestützt und das Gesicht fest in die Hände gelegt. Er war nicht krank, aber das Leben in ihm lag in tiefer Betäubung. Er saß und hörte nicht, was um ihn her vorging, und nur von Zeit zu Zeit war es, als wache etwas wie Besinnung in ihm auf. Dann erhob er den Kopf und stand auf, ging hinaus und die Treppe hinan, stand vor Veronika's Thür und horchte, als ob sein Leben abhinge von dem Laut, den er zu erlauschen hoffte. Aber der Laut kam nicht, es blieb drinnen alles todesstill. Und dann wandte er sich und stieg wieder hinab zur großen Stube; sein müdes Auge traf in das

düster fragende des Andern, der am Fenster saß, er schüttelte leise den Kopf und ging zu seinem früheren Sitz und vergrub das Gesicht wieder in die Hände. —

Der Andere aber, Gottlieb Laubler selber, stützte den Kopf in die Hand und schaute in den grauen Regentag hinaus. Für ihn gab es keine Ruhe und der Schmerz durfte nicht Herr werden über ihn. Es hatte schon in der Nacht und am Morgen genug zu verhandeln gegeben und nicht weniger stand noch bevor. Es handelte sich nicht mehr um diesen Einbruch allein und alles, was mit demselben zusammenhing. Das war nur ein einzelner Fall von den vielen, welche die Gegend beunruhigt und die Behörden in Bewegung gebracht hatten, und für die Letzteren beruhte seine besondere Wichtigkeit nur auf dem Umstand, daß durch das Ergreifen einzelner Theilnehmer zur Gewißheit wurde, was bisher blos Verdacht gewesen war, jedes Beweises ermangelt hatte und möglicherweise zu neuen, end- und aussichtslosen Untersuchungen führen konnte.

Wenn man jetzt alles Geschehene überlegte, — ob dies augenblicklich hier freilich geschah, war eine bei weitem andere Frage! — so mußte man wohl einräumen, daß viele günstige Umstände

zusammengetroffen waren, um die Wildbacher Mühle vor dem Schicksal des Rüdenhofes zu bewahren. Die Hausbewohner in der ersteren waren allerdings sogleich bei der Hand und denen des Hofes nicht nur an Zahl, sondern auch an Kräften überlegen. Trotzdem hatte es nur die Hilfe der Nachbarn und der Landjäger ermöglicht, daß man zuletzt nicht unterlegen, sondern des Gesindels Herr geworden war. Das rechtzeitige Eintreffen der Hilfe war aber wenig mehr als ein Zufall. Der Stationscommandant hatte am späten Abend Kunde von Georg's und Bastian's Rückkehr erhalten und alsbald Leute zu ihrer Verhaftung abgesendet. Denn es hatte sich der Verdacht erhoben, daß der Letztere eine Art von Führer der unheilstiftenden Bande sein möge, während man in dem Ersteren zum wenigsten einen gelegentlichen Theilnehmer zu erkennen habe. Gegen den Rüdenhof schienen Beide thätig gewesen zu sein. So gingen die Landjäger zur Mühle und nahmen unterwegs, ihrem Auftrage gemäß, den Schultheißen Oswald mit. Dieser und die Seinen waren durch das rasende Gebell des Mühlenhundes, das trotz des Gewittersturmes zu ihnen drang, bereits aufmerksam gemacht worden; es schlossen sich auch die beiden Knechte

an, und das Eingreifen dieser Helfer brachte die Sache zum Schluß.

Einige von den Strolchen fing man, andere waren entschlüpft, und unter ihnen der Bastian. Da er indessen erkannt worden war, hatte man um ihn weiter keine Sorge. Als man an Georg dachte und nach ihm fragte, wies der Müller finster auf jene, in die große Stube führende Kammerthür: „Holt ihn Euch; dort hab' ich ihn eingesperrt." Allein das Schloß fand sich aufgedreht und der Bursche war fort — wann und wohin, blieb unaufgeklärt. — Auch seine Verfolgung wurde sofort angeordnet.

Der Tag ging hin, grau, wie er begonnen; die Wolken zogen tief und schwer, der Regen hörte nicht auf. Nachmittags stellte sich die Gerichtscommission ein und beendigte ihre Geschäfte in verhältnißmäßig kurzer Zeit. Es war ja alles klar genug, und man schonte die schwer heimgesuchten Menschen nach Kräften. Die einzige unklare und obendarein wichtige Frage, ob der Ueberfall schon seit länger vorbereitet oder erst nach Bastian's Kampf mit Albert von dem sinnlos Wüthenden angestiftet worden, ließ sich nicht in der Mühle beantworten. Und so verfügte man sich bald von dem unheimlich starren

nnd kalten Müller und dem, nur mühsam aus seiner Stumpfheit sich aufraffenden Albert zum Schultheißen, wo man die Gefangenen vornahm.

Als die Herren den Hof verlassen hatten, trat der alte Arzt zu den beiden traurigen Männern in die Stube. „Kopf auf und Courage, Kinder," sprach er freundlich. „Es steht noch nicht gut, aber es steht doch auch nicht mehr zum Verzweifeln. Das Kind fängt wieder an freier zu athmen; sie hat eben auch einmal die Augen aufgemacht und ihre Mutter erkannt. Man kann doch wieder hoffen. Ja ja, Laubler, ja ja, mein junger Herr — es ist so," fügte er hinzu, da die Beiden ihn mit noch immer ungläubiger Miene anstarrten, und reichte Jedem eine seiner Hände hin. „Wir dürfen hoffen — mehr nicht. Und nun, Alter," schloß er mit einem leisen Schmunzeln, „was dächtet Ihr von einer kleinen Stärkung für uns? Ich wenigstens — ich habe mit einem Mal einen barbarischen Hunger!"

Dem Müller glitten ein paar schwere Thränen langsam über die gefurchten Wangen. Aber er lächelte dabei und ging hinaus, um für den Arzt zu sorgen. An Essen und Trinken freilich hatte heute in der Wildbacher Mühle schwerlich Einer gedacht.

Gegen Abend, als es bei dem schweren Himmel im Thale bereits tief dämmerig wurde, kam ein kleiner Wagen mit ein paar müden Gäulen auf den Mühlenhof und vor die Hausthür gefahren. Neben dem Burschen, der die Zügel führte, saß eine andere, größere Gestalt, in eine alte Pferdedecke gehüllt, und auf dem Kopf einen Hut mit breitem Rande, von dem der Regen wie von einem Dach herabtropfte.

„Grüß' Gott, Wildbacher Mühl'!" rief er munter, „Gottlieb Laubler, wo steckst Du? Es kommen Gäste!"

Der Müller trat aus der Thüre und schaute den Fremden scharf an. „In des Himmels Namen, Vetter Fabian," sagte er, „was bringt Dich denn her?"

„Wo's bei den Laublern Leib und Leben gilt, hab' ich Dir gesagt, da komm' ich," versetzte der alte Mensch. „Aber nun helft mir da von dem sackerment'schen Sitz, — ich fühle alle meine Gliedmaßen. Müßt aber schon zu Zweien anfassen — bin auch ohne Beine noch ein ganzer Kerl."

Der Müller und Albert, der, den Namen und die Stimme des Alten vernehmend, gleichfalls herausgetreten war, hoben ihn vom Wagen

herunter und in die Stube. Da guckte er Beide scharf an und sagte: „Na, wie das Glück seht Ihr nicht aus — Ihr auch nicht, junger Herr! 's freut mich, Euer gutes Gesicht wieder zu sehen! Aber, Kinder, was gibt's? Wo sind die Frauensleute? Ist 'was passirt?"

„Es geht um Leib und Leben, Vetter — Du kommst recht, aber zu spät kommst Du auch," entgegnete der Müller ernst. Die Veränderung, welche mit ihm und Albert vorgegangen, seit sie die Nachricht des Arztes erhalten und auch später nur verhältnißmäßig Günstiges erfahren hatten, war allerdings eine große: Beide waren wieder aufgelebt, durfte man es heißen. Aber freilich, die Schatten lagen noch tief über ihnen, und die Herzen waren schwer von Trauer und Sorge.

Als Gottlieb Laubler jetzt von dem Geschehenen berichtete, wurde auch des Alten Miene finsterer von Wort zu Wort, das er vernahm. Er ballte die Fäuste und murmelte ein paar Mal etwas wie: „schandmäßig!" Und als der Müller fertig war sagte er: „Daß Einer von uns Laublern ein solcher Hundsfott, wie der Georg — das hätt' ich all' mein Lebstage nicht geglaubt. Aber geh' er, wir wollen an uns denken. Und es ist mir recht, daß die Herren von der Commission

noch da. So kann ich gleich meine Aussage machen. Denn das muß ich, und es ist vielleicht die Hauptsache. Der alte Krüppel kann auch noch 'was," fügte er launig hinzu, „und meine Werkstatt — so hieß der junge Herr hier ja despectirlicher Weise den Platz! — ist nicht so schlecht!"

Und damit berichtete er rasch, wie er vorgestern, am Samstagabend, einmal wieder von den Seinen vergessen worden und noch spät an seinem Platz gesessen. Da seien Zwei einander begegnet, die ihn nicht gesehen hätten. „Zum Henker, Bastian, bist Du's?" habe der Eine gerufen, und der Andere: „Bei Gott, der Georg! Mensch, wo willst Du hin?" erwidert. Und da sie sich über das Gehen oder Umkehren stritten, so blieben sie stehen, ganz in der Nähe, so daß der Lauscher hinter dem vorspringenden Felsen aus der hastigen Wechselrede dennoch allerhand vernahm von einem ausgeplünderten Hof und dem Tode eines Försters, den der Eine von ihnen verschuldet zu haben schien; von einem Gast in der Mühle, dem sie das Böseste gönnten; von einem Besuch in der Mühle, den man vorhabe — „dem Hunde, dem Stadtlaffen, gilt's, aber Deinem Alten schadet's auch nicht," meinte

der Eine. „Bleib' Du so lange fort." — „Nein, ich geh' und will dabei sein — bin Euch nicht im Wege," sagte der Andere, „und mit dem Menschen da hab' ich selber ein Wort zu reden." — Nun denn, in des Teufels Namen, dann vorwärts," sprach der Erste wieder. „Aber nimm Dich in Acht, es spukt, und der Gottlieb und der Georg Laubler stimmen all' ihr Lebstage nicht mehr zu einander." — Da waren sie fort, und der Horcher wußte genug. Was in jener Gegend vorgefallen, war weithin bekannt geworden; alles stimmte. Und sobald der alte Bursch sich ein Gefährt zu verschaffen vermochte, fuhr er der Heimat zu — nach fünfzig Jahren zum ersten Mal. Es ging um Leib und Leben. —

Als Gregor zum Schultheißen ging, um die anwesenden Gerichtsherren zu benachrichtigen, daß es in der Mühle noch eine neue Vernehmung gäbe, begegneten ihm zwei Landjäger, welche einen an Hand und Fuß gefesselten Gefangenen escortirten. Es war der Bastian, und daß er den alten Mühlknecht erkannte, daran konnte kein Zweifel sein. Allein er sah starr und trutzig vor sich hin und wandte den Kopf nicht.

„Den hätten wir," sagte der Eine von den Landjägern, der dem Gregor die Hand schüttelte

und die paar Schritte an seiner Seite blieb; „der Fuchs hatte sich gut versteckt, aber wir sind ihm bald auf die Schliche gekommen. — Euer Georg ist aber fort und, ob ich's auch wohl nicht sagen sollte, für Euch ist mir das lieb, denn Ihr tragt die Schuld nicht, daß er ein Schuft geworden; das weiß Jeder. Dem schlechten Kerl da vor uns aber und dem wüsten Alten drüben im ‚Ochsen', denen gönn' ich's — sie können schon ein paar Jahre in Nummer Sicher brauchen, und — siehst Du, Gregor, ich laß es mir nicht ausreden: vielleicht können sie uns auch noch etwas vom armen Welti erzählen!"

Es sah fast so aus, als ob der Alte die Achseln zuckte, als ob er etwa sagen wollte: ja, wer kann das wissen? — Aber er erwiderte nichts. —

Am nächsten Morgen und während der folgenden Tage war der Himmel wieder blau, die Sonne leuchtete durch das Thal und über die Waldberge hin im fröhlichsten Glanz, die Wiesen zeigten das frischeste Grün, und die alten Tannen schauten mit ruhigem Behagen darein. Und es war auch mit den Menschen wieder besser geworden. Blick und Miene erschienen noch ernst, oder heiße man's müd', denn was die vergangenen Tage gebracht hatten, das ließ sich nicht so schnell

vergessen und überwinden. Allein es gab doch ein frisches Aufathmen nach all' der bitteren Trauer und der lähmenden Angst: es ging mit den Kranken zur Genesung, langsam aber stetig, die Wunde des Knechts begann zu heilen und Veronika's dunkle Augen lächelten den sorgenvollen Eltern freundlich und tröstend entgegen.

Dem alten Fabian war es in der niemals vergessenen Heimat ersichtlich, wie man zu sagen pflegt, pudelwohl. Er war den ganzen Tag — freilich nicht wie die vollständigen Menschenkinder, auf den Beinen, aber dennoch in Bewegung: der kleine hölzerne Wagen hatte die Reise mitgemacht und führte den alten Burschen durch's Haus und zu den Ställen, in der ganzen Umgebung umher, durch den Ort und am Bach entlang; es gab überall alte Bekanntschaften zu erneuern oder neue anzuknüpfen. Und noch beweglicher waren seine Augen, sie schauten sich hell nach allen Seiten um und ließen sich nichts entgehen, und wie er mit Jedermann anband und Jedermann Vertrauen zu ihm hatte, durfte man wohl glauben und sagen, daß es schon nach wenigen Tagen war, als sei er niemals fern gewesen und wisse in der Heimat besser Bescheid als die, welche sie niemals verlassen hatten.

Wie hell der Alte um sich schaute, wie scharf er beobachtete und wie sicher er urtheilte, das sollte Albert demnächst einmal in überraschender und zugleich wohlthuender Weise erfahren. Fabian hatte dem jungen Manne, der trotz der eingetretenen günstigen Veränderung noch immer nicht seine Frische und den alten Frohmuth wieder gefunden hatte und still und gebeugten Hauptes umherging, seither anscheinend wenig Aufmersamkeit zugewendet. Er schien eben vor allem Uebrigen noch nicht zu ihm gekommen zu sein.

Nun saßen sie aber an einem prächtigen Abend bei dem kleinen Wasserfall und unter dem wilden Rosenbusch einmal allein bei einander, dort wo neulich der Bastian das junge Paar überfallen hatte. Fabian hatte es sich extra ausgebeten, daß man ihn auch hieher einmal führe — da sei er schon als Knabe immer gern gewesen! — und Albert hatte ihm bereitwillig den kleinen Dienst geleistet und den Wagen heraufgezogen. Der Alte hatte ihm mit vergnügter Miene dankend zugelächelt und schaute sich dann scharf um, nach dem Walde hinter ihnen, auf den rauschenden Bach und zu der Bergwand hinüber, nachdenklich und ernsthaft, als müsse er den Anblick mit seinen Erinnerungen vergleichen. Plötzlich aber wandte

er das helle, kluge Auge zu seinem schweigend neben ihm ruhenden Begleiter, musterte ihn sozusagen vom Kopf bis zu den Füßen und sagte: „Na, junger Herr, wißt Ihr's schon, die Kleine soll morgen herabkommen und sich von Euch und mir inspiciren lassen — der Doctor hat's heut erlaubt, sagte mir Monica vorhin. Gelt, Herr, das freut Euch," fügte er hinzu, da die Miene Albert's sich wirklich wunderbar erhellte, „Ihr habt ein braves Herz, das auch noch für die Mitmenschen schlägt. Nun müßt Ihr aber auch den Kopf wieder aufrichten und mit jungen Augen um Euch sehen — 's ist genug gesorgt und getrauert."

„Ich habe von Anfang an guten Muth gehabt," redete er weiter. „Die Laubler sind nicht umzubringen, sie haben harte Köpfe und gesundes Blut. Das weiß ich noch von Alters her, wo es auch schon einmal toll zuging, und ich selber und die Veronika sind ein paar lebendige Exempel davon. Also Kopf auf, junger Herr, es wird alles recht!" Und indem er, sich über den Wagen beugend, die Hand des jungen Mannes ergriff und zwischen seine runzeligen Finger nahm, fuhr er in verändertem, herzlichem Tone fort: „Ihr könnt wohl denken, Herr, daß ich mir

vom Gottlieb und der Monica alles und alles habe erzählen lassen und genau Bescheid weiß. Sie verstehen's nicht, was es mit Euch gegeben hat, daß Ihr schier von Sinnen über das Unglück kamet und noch immer seid, als wäret Ihr nicht recht bei Euch. Ich begreif' es gut, denn es ist fadengerade. Das Mißtrauen, das man ihnen in den Kopf gesetzt und von dem sie Euch obendarein gesagt haben, das hat Euch nicht groß gequält; Ihr habt ein gutes Gewissen gehabt und ein reines Herz. Da konnte nichts Schlimmes passiren und nichts Dummes. Aber als es nun anders kam, da wurd' es Euch schwarz vor den Augen und es reckte sich vor Euch auf, wie eine schwere Schuld. Nun hatten sie doch Recht mit ihrem Mißtrauen, dachtet Ihr; wäret Ihr nicht daher gekommen, würde das Unglück fern geblieben sein.

„Das muß für einen braven Menschen ein böser Gedanke sein," sprach er noch einmal weiter, des düster vor sich hinstarrenden Albert Hand fester umfassend, „aber nichts für ungut, Herr, es ist auch ein sündhafter. Denn er greift unserem Herrgott vor: der gibt es den Menschen nach ihrem Recht und Verdienst und nicht anders. Das seht Ihr nun auch wohl ein, aber fertig seid Ihr

darum doch noch nicht. Wenn es ist, wie ich rechne," — durch das verwitterte Gesicht zuckte ein fast pfiffiges Lächeln — „so sorgt Ihr jetzt schon wieder um die Zukunft, was die bringen und was aus dem allem werden kann? Kalt Blut, Herr! Was kommen soll, das kommt, wie es der Herrgott will und es recht ist. Man muß ihm nur seine Zeit lassen." —

Auch durch des jungen Mannes Züge flog, zum ersten Male seit manchen Tagen, wieder ein Lächeln, wenn es auch noch ein fast schwermüthiges war. Er drückte des Alten Hand.

Fabian's Auge musterte ihn noch einmal von unten bis oben und wiederum mit jenem pfiffigen Blick. „So laß ich mir's gefallen," meinte er. „Immer alert, junger Herr, und morgen muß es noch besser gehen. Die Veronika könnt' ja sonst glauben, den Schlag auf den Kopf hättet eigentlich Ihr gekriegt und nicht sie. Da gäb's denn einen neuen Schreck und würde sie am Ende noch einmal krank!"

Albert konnte sich nicht helfen, er mußte laut und herzlich hinauslachen über den possierlichen alten Menschen.

* * *

Hier schließt die Geschichte. Wir glauben freilich oder wissen es vielmehr gut genug, daß manche Leserin und mancher Leser halb bestürzt und halb entrüstet fragen werden: aber was soll das heißen, Herr Autor? Ihr habt uns ja noch gar nichts von der Liebe erzählt, dem Anfang, Mittelpunkt und Schluß alles Lebens und Erzählens, nichts von ihrem Bangen und ihren Thränen, von ihrem Lächeln und ihrem Jubel! Wie soll die Geschichte denn da schon zu Ende sein? — Der Autor dagegen zuckt bescheidentlich die Achseln und spricht: Ja, Verehrteste, Ihr habt Recht: eine Liebesgeschichte lasset Ihr allerdings nicht, sondern nur die Vorgeschichte einer Liebe, wie es denn zuweilen ja wohl passirt, daß nur eine solche unser Interesse in Anspruch nimmt und von einer solchen sich etwas erzählen läßt, während, was hinterdrein kommt, das ist die Liebe selber, sich auf den ebensten und friedlichsten Bahnen bewegt, durch einen sehr glücklichen Brautstand bis zum blumengeschmückten Traualtar und zum thränenvollen Hochzeits-Reise-Abschied. Ja, wenn Ihr, Verehrteste, das Ding nur einmal im rechten Lichte betrachten wolltet, müßtet Ihr dem Autor eigentlich dankbar sein, daß er Euch mit der „Liebesgeschichte" verschont, die hundert

Menschenkinder alle Tage um Euch her erleben, und hundert andere Menschenkinder Euch alle Tage erzählen. Obendrein sind „Liebende" bekanntlich meistens grausam langweilige Leute, d. h. natürlich nicht für einander, sondern nur für die Zuschauer. Für diese haben sie nichts, für sich alles. Und, ein wenig ernster oder ein wenig heiterer, ein bischen inniger oder ein bischen zank- und versöhnungslustiger sind sie im Grunde stets und überall einander ähnlich, und was von dem einen Paare gilt, das gilt auch vom andern.

Und sind die Veronika und der Albert gleichfalls ein solches Paar geworden? — Wir glauben wohl, und zwar eines von den heitersten und glücklichsten. Wir erfuhren, daß Albert, der seinen Freunden sehr verändert erscheint, weil aus dem sorglos lustigen, planlosen, verwöhnten und ein wenig eingebildeten jungen Menschen sich so gar schnell ein stattlicher, fester Mann entwickelte, der voll Geist und Kraft, voll Frohsinn und Herzlichkeit aus wunderbar klaren Augen um sich schaut, — daß Albert, sagen wir, seither häufig abwesend war, ohne daß man in der Stadt das Ziel seiner Ausflüge recht kennen gelernt hätte, neuerdings aber eine Wohnung gemiethet

und eingerichtet hat, die sicher nicht für einen Junggesellen bestimmt ist. Von einer „Stadtbraut" aber verlautet nichts.

Und als wir zum letzten Male vom Waldrand drüben auf die Wildbacher Mühle hinabschauten, da stand die Veronika, blühend wie eine Rose, gesund und voll Jugendlust, vor dem Hofe, an der Straße. Sie schaute einem Wagen nach, der von der Mühle im scharfen Trabe gegen den Ort zu fuhr. Und als der Wagen die Biegung der Straße erreicht hatte und ihren Blicken zu entschwinden drohte, da erhob sich in ihm eine schlanke Gestalt und ließ ein weißes Tuch durch die Luft flattern. Das Mädchen sah's und schwang ein anderes hoch über den kleinen dunkeln Kopf empor.

Weiter im Ort — für Aug' und Ohr eines rechten Beobachters gibt es keine Ferne und keine Hindernisse! — stand auf der Staffel, vor der Hausthür des ‚Löwen' der Wirth, lüftete die grüne Lederkappe gegen den Heranfahrenden und rief dabei: „Hoho, schon wieder fort, Herr Doctor? — Na, aber in acht Tagen — bleibt's dabei?"

„Ja, in acht Tagen, Herr Wirth!" rief

der junge Mann, und es klang schier jauchzend. —

„Was kommen soll, das kommt, man muß ihm nur seine Zeit lassen," sagte der alte Fabian.

Fantaisie.

Erstes Kapitel.

In einem von Norden nach Süden streichenden Thale, welches von Wald- und hie und da auch Weinbergen gebildet wird, liegt eine von den kleinen Residenzen unseres Vaterlandes. Es ist ein hübscher und sauberer Ort, mit einem gar stattlichen Schloß, einzelnen Palais, Regierungsgebäuden, zwei oder drei Kirchen oder Kapellen, einem schönen Schloßplatz und Park, reizenden Promenaden und was dergleichen mehr ist. Als „Stadt" ist er von nur geringer Bedeutung, und der Schwindel unserer Zeit fand hier kein rechtes Gedeihen. Die Fremden ließen sich nicht locken und die Stadt sich nicht zur Großstadt erheben. Einzelne Villen und Landhäuser fanden hin und wieder schon einen guten Platz an den Berglehnen, aber die Straßen mußten unweigerlich im Thal und so ziemlich in den alten Grenzen bleiben. Wollte

der Ort durchaus wachsen, so konnte dies nur in der Längsrichtung stattfinden. Und hier hat er denn auch südlich die Thalöffnung erreicht, so daß die Eisenbahnlinie ihn ohne einen großen Abweg streifen kann, während er nach Norden gleichfalls ein gutes Stück vorrückte und beinahe schon das nächste Dorf erreichte, aber gleich diesem zwischen den noch enger zusammenrückenden Bergen stecken blieb.

Wenn man über das Dorf hinausgeht, trennt sich nach fünf Minuten etwa von der im Thalgrunde hinziehenden und sich links wendenden Landstraße eine andere, welche sich mit allmäliger Steigung eine Vorhöhe rechts hinaufwindet und, droben sich biegend, eine lange Strecke übersehbar, wie ein helles Band zwischen den hinaufklettern-den Matten und dem herabklimmenden Walde an der Berglehne entlang läuft. Bei jener Linksschwenkung auf der Vorhöhe zweigt sich von hier, nur in der Nähe erkennbar, eine dritte Straße ab und führt geraden Wegs in den Wald hinauf. Auf dieser wollen wir weiterziehen.

Ihr erkennt bald, daß es kein ordinärer Vicinal- oder Waldweg ist, wie er von Alters her besteht und benützt und nothdürftig im Stande

gehalten wird, um den Verkehr zwischen kleinen Ortschaften zu vermitteln und den Waldgeschäften zu dienen. Es ist vielmehr eine Kunststraße im vollsten Sinne des Wortes, auf mancher Stelle aus dem Grunde heraufgemauert, auf anderen von den oberwärts herandrängenden Felsen abgesprengt, im Zickzack bequem aufsteigend, durch freilich sehr nothwendige solide Geländer gegen die jähe Absturzseite zu geschützt und nicht selten mit tiefen, massiv überbrückten Durchlässen versehen und gegen das gefährliche Sturzwasser in Schutz genommen. Und dennoch ist sie von nur geringer Breite — zwei Wagen weichen auf ihr einander nur soeben aus — und dazu beweist auch ihr Zustand, daß sie nicht viel befahren, sondern die meiste Zeit über genau eben so einsam ist, wie Ihr selber sie vermuthlich findet. Ihr begreift immer weniger, was diesen mächtigen Bau hervorrief und ihn auch nur annähernd zu lohnen vermag.

„Ha," erwidert Euch etwa ein Steinklopfer oder Holzbauer, die Euch möglicherweise begegnen, „das war egal. Der alte Herzog Eugen hat sich den Weg bauen lassen, daß er leichter zum Schlößchen und seinem Schatz kommen konnte."

Wie die Straße bei ihrem Beginn schon in

den Wald hineinführt, so windet sie sich auch unausgesetzt in demselben weiter. Er bekleidet die Höhen und erfüllt die Gründe mit seinen laubigen grünen Massen oder den dunkel aufragenden Tannen, und zwischen prachtvolle alte Bestände schiebt sich hier und dort der üppigste Nachwuchs. Der mächtigste Wald deutschen Landes ist dieser schwerlich, aber der Majestät der Einsamkeit und Abgeschlossenheit eines solchen wird man kaum auf einer andern Stelle in so hohem Maße inne. Vielleicht zeigt sich einmal eine kleine Lichtung, wo der Wind oder die Menschen sich ein paar Stämme zum Fällen ausgesucht haben. Ein andermal erscheint eine Art von Waldwiese, oder Ihr seht eine Stelle, wo die letzte Gewitterfluth arg gehaust und Sand- und Steingeröll aufgehäuft hat. Meistens aber steckt Ihr so recht mitten im Walde, und zwar um so tiefer, als er bei den Zickzackwendungen der Straße nicht blos seitwärts, sondern auch nach hinten und vorn jede Aussicht abschneidet.

Nach einer neuen Wendung endlich öffnet sich plötzlich vor Euch eine lange, dreifache Allee von wunderbar gleichmäßig erwachsenen, prachtvoll sich zusammenwölbenden Linden und wilden

Kastanien. Zu beiden Seiten begleitet Euch der Wald nach wie vor bis an ihr Ende, welches Ihr auf einem mäßig großen, freien Plateau erreicht. Rückwärts im Süden und gegenüber im Westen faßt der Wald dasselbe eben so fest ein wie hier bei Euch im Osten. Nach Norden zu aber öffnet er sich in breiter Bucht und gewährt Euch über das rasch absinkende Terrain hinunter eine überraschend schöne Aussicht auf das drunten ausgedehnte Land, hügelauf, hügelab, mit Dörfern und Weilern, mit Fruchtfeldern, Wiesen und Waldstreifen, mit aufblitzenden Flüßchen und Bächen, bis zu den aus weiter Ferne leise heraufblauenden Bergen hinüber.

Auf dem freien Platze zeigen sich links neben einem größeren stattlichen Hause ein paar kleinere Gebäude, wenig mehr als fünfzig Schritt vor dem Waldrande gelegen. In der Mitte aber, gerade der Mündung der Allee gegenüber, erhebt sich ein kleiner schloßartiger Rococobau ganz isolirt. Das ist nach dem Taufnamen „La Fantaisie“; aber das Volk, das den Bau von weither aus dem Unterlande auf seiner Höhe erblickt, heißt ihn kurzweg „das Schlößchen“.

Und in der That, es ist wirklich nur ein „Schlößchen“, daneben jedoch auch eine „Fantaisie“

und zwar eine höchst besondere, voll des ganzen picanten Reizes, der graziösen Heiterkeit und der übermüthigen Caprice, welche uns aus den Menschen jener Zeit und ihren Werken so überraschend und zugleich so bezaubernd anathmen. Aus einer breiten Steinterrasse, welche rings um das feste und ganz schlichte Erdgeschoß her von stattlichen Arkaden in die Höhe getragen wird, erhebt sich das kleine Schloß — ein ovaler, mit einer Kuppel gedeckter Mittelbau und zwei gegen Osten und Westen sich anschließende schmälere, wiederum oval auslaufende Flügel. Alle Mauern sind von zahlreichen hohen Fenstern durchbrochen und um diese her und zwischen ihnen vom Fuß bis zum Dach reich geschmückt mit Gott weiß was für wunderlichem und doch zierlichem, auf das launenhafteste durch einander gewirrtem Schnörkelwerk. Den Aufweg zur Terrasse bilden auf beiden Langseiten zwei weich sich hinaufwindende Steintreppen, und zwischen ihnen öffnet sich drunten, das Erdgeschoß theilend, eine stattliche Durchfahrt. Im Inneren erweitert sich dieselbe zu einer mit reicher Stuccaturarbeit verzierten hübschen Säulenhalle.

Aber gehen wir eine der Treppen zur Terrasse hinauf und treten dort gerade über der Durch-

fahrt durch die hohe Fensterthür in's Schloß. Wir stehen wie geblendet und bezaubert. Der ovale Mittelbau wird von einem einzigen großen Saale ausgefüllt, einem Raum, zu dessen Herstellung und Ausschmückung sich die Kunst, der Geschmack und der Luxus der damaligen Zeit auf das heiterste die Hände geboten haben.

Trotz der Launenhaftigkeit und Fremdartigkeit im Einzelnen macht das Ganze auf uns den angenehmsten Eindruck. Alles erhebt sich und umgibt uns in den glücklichsten Verhältnissen, und alles erscheint in einer zugleich überraschenden und anmuthenden Uebereinstimmung, von dem kunstvollen, glänzenden Parquetboden bis zu dem in üppiger Farbenpracht aus der Höhe herableuchtenden großen mythologischen Deckengemälde; von dem prachtvollen Täfelwerk über die mit Medaillons, Blumenstücken, Kränzen und Guirlanden geschmückten Wandflächen hinauf bis zu den überreichen Stuccaturen, welche droben das schon erwähnte Gemälde umkränzen. Und dazu überall die wundervollste Vergoldung, fast so frisch, als käme sie eben erst aus den Händen des Meisters. Und dazu die Candelaber, die Gueridons, die Lampetten, die Verzierungen der Thüren, von der reichsten Bronzearbeit, und da-

zwischen und überall riesige Spiegel, welche den ganzen Raum und seine Besucher in schier erschreckender Weise vervielfältigen.

Hüben und drüben, in die Flügel hinein, schließen sich ein paar weitere kleinere Staatsgemächer an, deren Ausschmückung Euch durch ihren Geschmack und Luxus nicht weniger überrascht, sobald nur Euer Auge in der herrschenden Dämmerung die Einzelnheiten zu unterscheiden vermag. Diese Räume haben nämlich keine Fenster und erhalten alles Licht nur durch die Flügelthüren, welche sie hier mit dem großen Saale und dort mit den heiter decorirten Schlußsälchen der Flügelbauten verbinden — das Schloß sah meistens nur Nachtfeste. Von jenen kleinen Schlußsälen aus zieht sich aber rechts und links zwischen den inneren Prachträumen und den Fensterwänden des Baues jedesmal eine Reihe von Cabinetten und Cabinettchen der lauschigsten Art bis zum Mittelsaale entlang, verbunden meistens nur durch im Täfelwerk versteckte Thüren. Es sind geradezu reizende Nestchen, um darin unbelauscht zu ruhen, zu träumen oder zu schmollen, zu plaudern oder zu kokettiren, Liebesschwüre zu flüstern, verstohlene Küsse zu tauschen oder seine bitteren Thränen zu verbergen. Und überall

wieder der gleiche, bald phantastische, bald üppige Schmuck und ein — sage man, was man will! — Raffinement des Comforts, von dem wir Heutigen gar keinen Begriff mehr haben.

Alles umher aber ist todtenstill, alles ruht in der tiefsten Einsamkeit, und über allen Glanz und alle Pracht breitet sich der unendlich zarte duftige Hauch, den die vorüberschwebende Zeit zurückläßt. — Man steht und wandelt und schaut wie verzaubert.

„Fantaisie!“ — Ja wohl! Das Ganze ist nichts als die Ausgeburt der voll Uebermuth und Entzücken schwelgenden Phantasie seines zugleich genialen und fröhlichen Meisters. Glückliche Zeit, wo der Wille und Befehl des Fürsten jeden Bauetat überflüssig machte und keine pedantische Rechnungskammer dem armen Meister bei jedem Schritt und Tritt auf den Fersen war! Serenissimus äußerten schließlich Ihr höchstes Wohlgefallen, verbrannten die Rechnungen ungelesen und — Alles war in der schönsten Ordnung.

Ihr seht sehr wohl, dies kleine Schloß ist ein reizendes, aber auch wunderliches Nestchen, so geschickt wie irgend denkbar, um darin die fröhlichsten „ländlichen“ Feste zu feiern, ein paar Stunden sorglos zu vertändeln, zu kokettiren

und intriguiren, sich suchen und sich finden zu lassen, aber nichts weniger als eine wirkliche, behagliche Wohnung. Dazu war es aber auch nicht erbaut. Eine solche fand und findet sich in dem größten der Nebengebäude, welche, wie schon erwähnt, fünfzig Schritte rückwärts, nahe dem Waldrande, bei einander liegen und ungefähr der gleichen Zeit angehören wie das Schloß.

Die „Fantaisie" hat ihre eigene kurze, aber gar nicht unromantische Geschichte. Der alte, noch immer hier droben hausende Castellan leiert dieselbe in den nüchternsten Worten vor Euch ab und hat, wo er nicht recht weiter kann, nur ein langweiliges Achselzucken oder Kopfschütteln. Aber, wer's verstände, könnte daraus einen wirklichen Roman machen.

Auf einer seiner wilden, durch Dick und Dünn streifenden Jagden kam vor etwa hundertfünfzig Jahren der damalige noch junge Landesfürst zufällig auf das Plateau und fand großes Wohlgefallen an der zauberhaft schönen Aussicht, der prachtvollen Waldumgebung und der Abgeschlossenheit — kurz, der Platz war ganz und gar wie für ihn geschaffen. Er war ein Naturfreund, so weit man sich damals zu einem solchen qualificirte, und er hatte obendrein gerade das Bedürfniß

nach einer einsamen Stelle, wo er und — noch Jemand, verborgen vor der Welt, eine Weile glücklich sein konnten. Daß sich hier kein Unterkommen fand, war seine geringste Sorge. Er befahl, und es entstand in kürzester Frist rückwärts im Walde eine kleine anmuthige — jetzt würde man sagen: Cottage, die gerade Platz und Comfort genug für ein „liebendes junges Paar" enthielt.

Da verlebte man glückliche Wochen und fühlte sich so wohl, daß man sich in den rauheren Herbsttagen mit wahrem Schmerze von der holden Einsamkeit trennte und bereits Pläne zu einem erneuten, längeren Aufenthalte machte. Dazu genügte nun aber die kleine Einsiedelei nicht, und Serenissimus befahl, eine wirkliche, tüchtige Wohnung zu bauen, wo nicht nur das Paar, sondern auch ein auserwählter kleiner Hofstaat gelegentlich Unterkunft finden könnte. Das währte freilich Jahr und Tag, aber die Liebe war keine Eintagsliebe, sondern blühte noch immer, schöner als je, fort. Die Geliebte war dem Fürsten in's Herz gewachsen, und — er war von Haus aus eine edle, treue und dankbare Natur! — er liebte auch die Stelle, wo er zuerst seines Glückes froh geworden war, und schmückte sie, wie er's wußte

und vermochte. So entstand auch das kleine Schloß inmitten der prächtigsten Anlagen und Gärten. Drunten in der nüchternen Residenz wich die Geliebte ehrfürchtig zurück vor einer höheren, kalten und stolzen Größe. Aber hier droben war sie die Fürstin, und wenn hin und wieder die Hofgesellschaft zu einem Sommerfeste eingeladen wurde, so beugte sich alles vor ihr und ihrer Schönheit in den ehrfurchtsvollsten Huldigungen.

So vergingen gute Jahre und Jedes sah das Paar in alter Liebe, Treue und Zufriedenheit hier oben ein paar Wochen oder Monate lang hausen, meistens in stiller Zurückgezogenheit, zuweilen aber auch von der glänzendsten Menge umwogt. Sonst war Abends alles still und dunkel. In den Festnächten aber strahlte das Schlößchen prachtvoll in's weite Land hinab und trug überall hin die Kunde von dem Glück, dem Wohlsein und der Heiterkeit des sonst so strengen und ernsten Landesvaters. Aber — des Menschen Glück ist ein hinfällig Ding! — Dann kamen auch andere, böse, trauervolle Tage.

Es war wieder einmal ein solcher prächtiger Festabend gewesen, und die Herrschaften hatten sich gnädiger und heiterer erwiesen und die Gäste

sich glücklicher und fröhlicher gefühlt als je zuvor. Dann fuhren die Letzteren in ihren prächtigen Carossen davon, die Fackeln und Pechpfannen erloschen und Alles wurde still und dunkel. Was in dieser Nacht im Inneren des schweigenden und dunklen Hauses passirt war, ist niemals einem Menschen kund geworden. Aber daß etwas und zwar ein schweres Unheil sich eingeschlichen habe, das merkten die Hausgenossen am nächsten Morgen nur allzubald.

Als eben die Sonne drunten in weiter Ferne über die blaue Bergreihe hervorstieg, trat Serenissimus, zum Entsetzen des verschlafenen Kammerdieners, schon gestiefelt und gespornt aus seinem Privatzimmer. „Wenn das Unwohlsein der Frau Gräfin zunehmen sollte," äußerte er sich kurz mit harter Stimme und finsterem Ausdruck, „mag man's mir melden."

Damit stieg er die Treppe hinab, befahl ein Pferd zu satteln und ritt, nur von einem Reitknechte gefolgt, in die Allee hinein, durch welche man auf die Waldstraße und drunten zur Residenz gelangte.

Die alten Diener schauten einander erschrocken und sprachlos an. Der Kammerherr und der Adjutant vom Dienst, die endlich von dem Er-

eigniß erfuhren, erklärten die Mittheiler für verrückt oder betrunken. Aber was konnt' es helfen, die Wahrheit ließ sich nicht unwahr machen. Die Gräfin, gestern noch das Bild der blühendsten und heitersten Gesundheit, war mehr als unwohl — sie war, nach dem Berichte der Kammerfrau, in einem Zustande, der diese entsetzte. Und der Gebieter, der gestern noch jeden Gedanken an die Rückkehr in die Residenz weit von sich gewiesen hatte, der seine schöne Freundin keinen Augenblick aus den Augen gelassen hatte, der war trotzdem auf und davon! — Es war schier nicht zu glauben, und da man es dennoch wohl glauben mußte, so fühlten sich Alle wie betäubt, und sie merkten's, daß sich ihre Haare sträubten. Was demnächst geschah, konnte nur etwas Schreckliches sein.

Schon um den halben Vormittag jagte ein Diener, was das Pferd laufen konnte, die Straßen zur Residenz hinab — der Bader aus der kleinen Stadt, welche jenseits am Fuße der Höhe lag, hatte erklärt, daß er die Verantwortung nicht auf sich nehme. Die Frau Gräfin sei schwer krank, da gehöre ein rechter Medicus her. Da hatten die Leute nicht länger gezögert, denn sie lehnten gleichfalls die Verantwortung ab und hatten überdies die Gebieterin ausnahmslos von

Herzen lieb. Und da ein firmer Reiter, zumal wenn es bergab ging und er die Pferdebeine nicht sparte, ganz wohl in anderthalb Stunden von der Fantaisie bis zum Residenzschloß gelangen konnte, so kam die böse Nachricht noch vor Mittag zum Ohr des Fürsten — er hörte den Diener selber an, finster und starr, ohne ein Wort zu äußern. Nur einmal, flüsterte der Mann hinterdrein seinen Kameraden zu, sei etwas durch seine Augen und über die Stirn gezuckt — man habe Angst davor bekommen können.

Eine Stunde später fuhr der Leibarzt in einer vierspännigen Caroſſe und in ungewöhnlich raschem Tempo durch das Thor der Residenz und die Steige hinauf, und am Abend langte ein zweiter Bote von droben im Schloß an — es war diesmal der Adjutant selber. Der Fürst war aber in der Assemblee bei seiner hohen Gemahlin und ließ sich durch die Meldung von des Boten Ankunft nicht stören. Erst spät empfing er ihn und nahm von ihm einen Brief an, den er nach flüchtigem Lesen in die Tasche steckte. „Was sagt Ihr, Bergheim, ist's wirklich ernst?" fragte er mit jenem durchdringenden Blicke seiner gewaltigen Augen, dem niemals Jemand wider-

stand. Und der Adjutant zuckte die Achseln und versetzte: „Hoheit, der Leibmedicus hat sich nicht weiter geäußert, als daß er mir Eile empfahl und die möglichst rasche Expedirung seines Collegen auftrug.“ — „Es ist gut. Besorgt das,“ sprach der Herr, immer gleich starr und kalt, und wandte sich ab.

In der Nacht fuhr ein anderer angesehener Arzt der Stadt in einem Hofwagen hinauf und noch vor Tagesanbruch ritt auch der Fürst, wieder nur von einem Reitknecht begleitet, durch die dunklen, schweigenden Wälder. Droben hatte er alsbald eine Conferenz mit den beiden Aerzten und zog sich darauf, ohne die Kranke gesehen zu haben, in seine Gemächer zurück. Ein paar Stunden später ging er allein in's Schlößchen hinüber, verweilte ziemlich lange Zeit im Inneren und schritt hinterher eine gute Stunde lang auf der Terrasse hin und her. Dann verschwand er von neuem in seiner Wohnung.

So verging der Tag und der nächste kam. Und es war droben noch stiller als sonst zur stillsten Zeit. Man vernahm kein lautes Wort und keinen festen Tritt, sie schlichen über die Treppen und durch die Corridore, die Thüren öffneten und schlossen sich unhörbar, und als

Morgens ein neuer Bote zur Residenz geschickt wurde, führte er sein Pferd aus dem Stalle nach hinten hinaus und ritt nicht über die gepflasterte Auffahrt vor dem Hause vorüber, sondern gleich in den Wald. An den Fenstern erschien zuweilen ein ersichtlich schwer bekümmertes Gesicht, aber draußen zeigte sich Niemand.

Nur der Fürst selber war schon früh heruntergekommen. Er ging wieder ins Schloß, er schritt wieder auf der Terrasse auf und ab wie gestern und stieg dann in die Anlagen und Gärten hinunter, deren Pläne er zum Theil selber entworfen und deren Ausführung und Instandhaltung er stets auf das sorglichste überwacht hatte. Da schritt er Stunde auf Stunde, die Arme auf den Rücken verschränkt und das Haupt auf die Brust gesenkt, unermüdlich hin und her durch die sauberen Steige, um die prächtigen Bosketts, an den Stallungen vorüber, in den Wald hinein und zu jener ersten kleinen Heimstätte des jungen, glücklichen Liebespaars und wieder zurück, durch die Schloßarkaden und den Berg hinab, bis zu den prachtvollen Tannen, unter denen eine Bank stand, auf der er oft und oft mit seiner Freundin geruht hatte.

Endlich, es war inzwischen noch ein dritter

Arzt angelangt, kam er gegen das Haus zurück, trat über die hohen Thürstufen hinein und ging der Treppe zu. Den Diener, der herabkam und gebeugten Hauptes, mit thränenvollen Augen zur Seite trat, maß er mit finsterem Blick und stieg die Stufen vollends hinauf, langsam und schwer wie ein müder Mann. Den Diener, der ihm die Thür des Vorzimmers öffnete, sah er gleichfalls kaum an und trat ein und auf den alten Leibarzt zu, der mit tief sorgenvoller Miene am Fenster stand: „Nun, Weber, was sagen Er und seine Collegen heute? Wie steht's?" — Und der greise Mann schüttelte leise den Kopf und versetzte: „Die Menschen hoffen nicht mehr, Hoheit, aber bei Gott ist kein Ding unmöglich."

Der Fürst wandte sich ab. Er ging auf eine zweite, größere Thür zu, öffnete sie, durchmaß den nächsten, reich geschmückten, saalartigen Raum und trat in ein drittes, tief dämmeriges Gemach, denn die schweren Seidenvorhänge waren fast ganz zugezogen. Den Arzt und die Kammerfrau, welche sich ihm zuwandten, blickte er nicht an, sondern sah nur nach dem prachtvollen Himmelbett, nach dem kleinen todesblassen Kopf dort auf den hochaufgebauten Kissen und den dunklen Augen. Diese Augen lagen erschreckend tief und

waren sterbensmatt. Aber da sie in die seinen trafen, war es, als leuchteten sie heller auf, und zugleich erhob sich mühsam und nur für einen Augenblick eine weiße Hand von der Decke.

„Man soll uns allein lassen," sagte der Fürst mit rauher Stimme und trat näher zum Bett. Und der Arzt und die Kammerfrau verschwanden. Die Thür schloß sich hinter ihnen, und alles war still.

Und es blieb auch so, stundenlang. Sie horchten endlich draußen an der Thür, denn es packte sie eine von Minute zu Minute sich steigernde Angst — sie wußten selber nicht recht, wovor. Zuletzt wurde es selbst dem alten Leibarzte zu lange und unheimlich, und er öffnete und trat leise hinein. Auf dem Kissen lag der kleine Kopf wie vorhin, das Gesicht vollständig erblaßt, mit einem Abglanz des seligsten Friedens um den Mund und die geschlossenen Augen, und vor dem Bett saß der Fürst und hielt auf der Decke die kalte, todte Hand in der seinen. Sie wußten zuerst nicht, ob auch er noch lebe. Es war keine Farbe in seinem Gesicht, kein Blick in seinem Auge, keine Bewegung in der zurückgesunkenen Gestalt.

Aber nun erhob er den Kopf und sah die

Eingetretenen an — war er noch abwesend oder lag eine leise Frage in dem Blick? — „Hoheit, lassen Sie mich Sie hinausführen — hier ist alles zu Ende," sagte Weber bittend und legte die Hand an des Herrn Arm — er hatte ihn ja vor dreißig Jahren geboren werden sehen. Und da ließ der Fürst die kleine kalte Hand aus der seinen, stand auf, warf noch einen langen Blick auf das friedensvolle Gesicht und verließ, auf den Arm des Arztes gestützt, das Gemach.

„Besorge Er alles Nöthige," sprach er drüben in seinem Zimmer zu dem Begleiter. „Sie soll übermorgen Nacht hinuntergeschafft und still in der Schloßkirche beigesetzt werden. Auf dem Stein — ich will kein Monument! — sollen nur die Anfangsbuchstaben des Namens nebst Geburts- und Sterbetag kommen. Ich kann mich damit nicht beschäftigen und nicht hier bleiben. Man soll ihre Zimmer zuschließen und mir die Schlüssel bringen. Es darf nichts angerührt noch gerückt werden. Gott befohlen, Weber."

Es geschah alles nach seinem Willen. In der Schloßkirche, hinter dem Altar, liegt ein schmuckloser Stein mit den Buchstaben „Ch. G. v. H." — das heißt: „Charlotte, Gräfin von Halden". — „Geboren den 4. August 1710, ge-

storben den 23. Juli 1740.“ — Aber darunter steht auch noch der schöne Spruch eingehauen: „Sei getreu bis in den Tod, und ich will dir die Krone des Lebens geben.“ — Hat der Fürst seinen Willen geändert, oder that's der alte Weber auf seine eigene Hand?

Der Fürst lebte noch eine lange Reihe von Jahren als ein strenger, ja harter und sogar tyrannischer Herr seines kleinen Landes und seiner Unterthanen. Von einer neuen Verbindung, wie jene erste es gewesen, hat man niemals wieder etwas vernommen. Er zeigte sich im Gegentheil fortan vollständig unzugänglich für die Reize und die Liebenswürdigkeit der Damenwelt. Ueber die schöne Zeit seiner Liebe und über ihr geheimnißvolles Ende hat er niemals auch nur eine Silbe verloren und die „Fantaisie“ mit keinem Fuß jemals wieder betreten. Selbst seine Jagden wandten sich nur äußerst selten in jene Richtung und brachen in solchen Fällen stets in großer Entfernung von dem Schlößchen und seiner Umgebung ab. Daß Andere gelegentlich dort hinaufkamen, sich das Schloß von außen und, wenn der Castellan bei guter Laune war, auch wohl einmal im Innern ansahen, im Wohnhause die fast vollständig ausgeräumten Gemächer durch-

wanderten und vor den verschlossenen Thüren der gräflichen Zimmer den Führer auszuforschen suchten — das ließ er geschehen, denn er erfuhr nichts davon. Man durfte ihm nicht reden von der Fantaisie, und als dies einmal, wo es sich um die Erhaltung der ganzen Anlage handelte, dennoch geschehen mußte, wies er den Vortragenden barsch ab und verweigerte auch die geringste Summe. „Ich will nichts davon hören," sagte er hart.

Sein Nachfolger ist einmal hinaufgegangen und hat sich alles angesehen. Er ließ auch die verschlossenen Gemächer öffnen und vor seinen Augen alle noch vorhandenen Papiere und Briefschaften zusammenpacken. Bald darauf kamen Beamte, um die gesammte Einrichtung vollends fortschaffen zu lassen. Auch im Schlößchen blieb nicht viel Bewegliches zurück. Es wurde eine kleine Summe zur nothdürftigen Erhaltung des Ganzen ausgesetzt, und als der alte Castellan starb, ein neuer angestellt. Die fürstlichen Herrschaften ruhten sich zuweilen, wenn eine Jagd sie in die Nähe führte, im Schlosse eine Stunde lang aus. Weiter bekümmerten sie sich um die ganze Anlage nicht. Der Geschmack änderte sich mehr und mehr, und sie hatten anderwärts ihre

eigenen Lieblingsplätze. Man zuckte die Achseln über die Fantaisie und vergaß sie.

Seine eigentlichen Vorzüge konnte der Platz freilich niemals verlieren — das waren die prächtige Waldumgebung, die wundervolle Aussicht und die köstlich reine, stärkende Luft, die hier Jahr aus, Jahr ein wehte. Das empfanden manche Besucher, und allmälig suchten und erhielten einzelne angesehene Familien die Erlaubniß, sich für ein paar Sommerwochen in dem verlassenen Wohnhause niederzulassen. Wieder nach einer Weile, als die Gesuche um eine ähnliche Begünstigung sich mehrten, fand sich ein speculativer Kopf, der um die Concession zur Anlage einer Wirthschaft einkam, diese auch alsbald in dem noch ziemlich bewohnbaren Dienerschaftshause einrichtete und zu allseitiger Zufriedenheit weiterführte. Die fürstliche Rechnungskammer, oder wie eine solche Behörde sich sonst benennen mag, hatte das Gesuch auf das lebhafteste befürwortet und pries diese Schöpfung seitdem als eine der günstigsten. Denn man brachte heraus, daß die Pachtsumme nicht nur zur Erhaltung der nun einmal vorhandenen Baulichkeiten genügte, sondern sogar noch einen kleinen Ueberschuß gewährte, der sich auch wieder

nützlich verwenden ließ. Es war einmal ein wirklich gutes Geschäft!

So ist denn heutzutage die Fantaisie oder „das Schlößchen" ein kleiner sogenannter Luftcurort, der des Sommers, zumal von den Bewohnern der nahen, heißen, staubigen und lärmvolleren Residenz, ziemlich zahlreich besucht zu werden pflegt. Aus größerer Ferne kommen selten Gäste hierher.

Zweites Kapitel.

Die Saison des Jahres 1870 ließ sich von vornherein sehr gut an. Die Anfragen um Wohnungen kamen schon früh und von allen Seiten, einzelne waren sogar bereits im vorigen Jahre vorausbestellt worden, und der Pächter mußte noch im Mai hinaufziehen, um alles in Ordnung zu bringen und seine Wirthschaft zu eröffnen. Die Gäste fingen an sich einzustellen und mehrten sich rasch. Die Witterung ließ sich auf das günstigste an, und in der Mitte Juni fand sich in „La comtesse“ — so pflegte man seit langem scherzhafterweise das alte Herrschaftshaus zu nennen — kein einziges Zimmer mehr frei, ja selbst die beiden wenig bequemen Mansarden waren besetzt. Die Insassen derselben hatten allerdings die tröstliche Aussicht, daß in einigen Wochen schon ein paar Partien wieder aufbrechen

und sie sodann in die bequemeren Räumlichkeiten nachrücken würden.

Zu dieser Zeit, das heißt in den ersten Julitagen, als alles voll war, langte eines Tages, schon gegen Abend, ein Gefährt auf der Höhe an, und ein paar große Koffer bewiesen alsogleich, daß die Insassen des Wagens nicht, wie sonst häufig geschah, blos der Aussicht wegen und für ein paar Stunden heraufkamen, sondern zum Schrecken und zur Betrübniß des Wirthes Unterkunft auf längere Zeit suchten. Denn was er alles auf den ersten Blick erkannte, verhieß ihm Gäste, wie er sie liebte. Das Gefährt gehörte in's erste Hotel der Residenz, das Gepäck deutete auf reiche Leute und, wie gesagt, auf einen längeren Aufenthalt, und der schon ältliche Diener auf dem Bock, eine gleichfalls nicht mehr junge, augenscheinlich solide — Kammerfrau? — auf dem Rücksitz und vorzüglich die beiden Damen im Fond selber sahen durchaus „nach etwas Vornehmen“ aus.

Der Wagen hielt, der Diener stieg bequem ab und erklärte dem Wirth, der Hotelbesitzer habe sie heraufgeschickt, es würden noch ein paar Zimmer für die Herrschaften frei sein. — Es thue ihm ganz außerordentlich leid, meinte der Wirth,

der in einer Art von Verzweiflung seine Hausmütze zwischen den Händen zusammendrückte, während er dieselbe vor seinen Gästen sonst höchstens nur flüchtig zu lüften pflegte, aber es sei alles voll, alles und —

„Machen Sie nicht so viel Sperenzien, Herr Maurer," mischte sich der Kutscher in's Gespräch, der hier oben wohl bekannt war. „Das hilft nun alles nicht. Sie müssen Raum schaffen, läßt Ihnen mein Herr sagen. Die Herrschaft sei müde von einer langen Reise und kränklich und brauche rechte Ruhe; der Medicinalrath Rössing hat ihnen das Schlößchen empfohlen. Also allons, wenn's auch auf ein paar Tage ein bischen knapp hergeht! Unser Nachbar, der Regierungsrath, wissen wir, kommt mit der Familie schon am Freitag wieder in die Stadt."

Der Wirth zerriß die Mütze beinahe. Das sei alles recht, bemerkte er, und Gott wisse, daß er der Herrschaft und dem Herrn Medicinalrath und dem Herrn des Kutschers gern zu Diensten sein wolle. Der Herr Regierungsrath gehe wirklich übermorgen mit den Seinen, aber in die Wohnung rücke ein Anderer und die Zimmer dieses. — „Dann müssen wir es eben anderwärts versuchen," fiel der Diener ein, den ein Blick auf

die Damen belehrt hatte, daß zum wenigsten die ältere derselben keinen Geschmack mehr an dieser Unterhaltung habe, und wandte sich zum Bock zurück.

Die Wirthin, die dabei stand, zog ihren Mann auf die Seite und redete lebhaft auf ihn ein, und nach einigem Kopfschütteln kam er zurück und sagte mit neuem Achselzucken und sichtbarer Verlegenheit: „Meine Frau meint, daß, wenn die Herrschaften recht vorlieb nehmen wollten, wir ihnen hier im Hause das obere Zimmer räumen könnten; ein paar Kammern lassen sich auch finden. Alles ist freilich sehr eng. Aber in zehn bis zwölf Tagen kann ich ein paar gute Zimmer in der „Comtesse" versprechen."

„Schließen Sie ab, Wenzel," schob die ältere Dame dazwischen, sich gegen den Diener wendend.

Damit war die Sache in Ordnung. Die Damen stiegen aus und traten vorläufig in das Wohnzimmer des Wirths, bis das obere Quartier einigermaßen in Ordnung gebracht war. Man mußte dort freilich, wie der Wirth es vorausgesagt hatte, sehr vorlieb nehmen, denn es war nur eine, allerdings geräumige Frontispicestube, an welche sich links und rechts je eine äußerst bescheidene Dachkammer schloß. Das

war alles, aber es genügte, wie es schien, denn es wurde von Seiten der neuen Gäste keine Einwendung laut. Der Wirth und seine Gattin leisteten freilich an Aufmerksamkeit und Dienstwilligkeit das Menschenmögliche. Die Empfehlungen des Hotelbesitzers und des Medicinalraths waren an und für sich auf dem „Schlößchen" von nicht geringem Gewicht. Und nun schrieb der Diener in's Fremdenbuch: „Frau von Willseck, mit Fräulein Nichte und Bedienung. — Kommen von Neapel." — Und obendrein erklärte er auf eine leise Erkundigung der Frau Wirthin nach ungefährer Dauer des Aufenthalts, das sei völlig unentschieden. Vier Wochen bleibe man jedenfalls, wenn das Bleiben der Herrschaft nicht verleidet werde. Aber man möge vielleicht auch den ganzen August und selbst noch den September über hier weilen.

Das waren alles charmante Aussichten, und der Wirth versprach den Leuten in Gedanken seine besten Zimmer bis zum fünfzehnten des Monats. Die schon bestimmten eigentlichen Gäste derselben mußten natürlich zurückstehen. Es war indessen zu keinerlei verdrießlichen Unterhandlungen gekommen, denn zu dem genannten Tage verzichtete der Berechtigte selber und von freien

Stücken auf das Quartier, um mit den Seinen nur rasch davon zu kommen, und auch die übrige Gesellschaft machte sich mit der größten Eile aus dem Staube. Denn der Krieg war schon so gut wie erklärt, und wenn die Franzosen einmal die deutschen Grenzen überschritten, so hatte man sie denn auch wohl in diesen Gegenden zu erwarten.

Frau von Willseck blieb indessen mit den Ihren ruhig hier, und dadurch ließen sich auch noch eine andere, gleichfalls auswärtige Familie und ein paar einzelne Einheimische bewegen, ihren Aufenthalt zu verlängern. Die Einen fanden ihre Heimat in der Ferne, die Anderen sorgten um dieselbe nicht groß. Im Nothfall, rechnete man, könnte man noch rechtzeitig davon kommen, ja, wenn alles fehlschlüge, den Kriegssturm endlich auch hier oben bestehen. Alle aber freuten sich alsbald von Herzen ihres Entschlusses, denn sie spürten erst jetzt, wie behaglich man es hier oben haben könne. Da war von keiner ängstlichen Beschränkung der Räume mehr die Rede; der Umgang der wenigen, schon alle jetzt einigermaßen mit einander bekannten Gäste wurde von Tag zu Tag angenehmer und freier; das Wetter war unausgesetzt das schönste von der Welt, und

der Wirth endlich leistete mit den Seinen in jeder Richtung alles nur irgend Verlangbare, um die Anwesenden zu befriedigen und zu fesseln.

Frau von Willseck — Herr Maurer und seine Frau schworen freilich Stein und Bein, daß eine solche Dame ganz unmöglich eine simple „Frau von" sein könne, vielmehr nothwendig etwas extra Besonderes sein müsse. Sie zum mindesten hatten in den zehn oder zwölf Jahren ihres Wirthschaftens hier oben einen solchen Gast noch niemals bei sich aufzunehmen gehabt, und man gab sich alle Mühe, da man am Ende doch die Herrschaft selber nicht angehen konnte, wenigstens ihre Bedienung auszuholen. Das war jedoch umsonst. Die beiden würdigen Menschenkinder blieben auch bei längerem Verkehr so höflich, aber auch so unzugänglich wie von Anfang an und ließen sich nicht einmal auf einem zufälligen Versprechen ertappen, wenn sie von oder zu ihrer Gebieterin redeten. Der Medicinalrath Rössing endlich, der die Fremde behandelte und auch hier oben hie und da besuchte — er nahm sonst schon längst keine auswärtigen Patienten mehr an —, den Herr Maurer für eingeweiht hielt und einmal über die Fremde auszuholen versuchte, erklärte den Einfall oder Argwohn des Wirths für eine

„Narrheit“ und meinte, es gebe in jedem Stande Menschen, welche man gewissermaßen als vornehm bezeichnen müsse und den Höchstgestellten gleich schätzen dürfe. Er, Herr Maurer, setzte der Arzt sarkastisch hinzu, sei allerdings nicht im entferntesten eine solche Natur. Das beweise schon sein Forschen und Spioniren zur Genüge.

Eine „vornehme“ Frau war die Fremde freilich unleugbar, und zwar im besten Sinne des Worts, nicht blos durch Erziehung, Bildung und gesellschaftliche Gewöhnung, sondern auch von Hause aus. Das erkannte man aus allem und jedem, wo sie überhaupt sichtbar wurde und mit der übrigen Gesellschaft einmal in Berührung kam. Häufig geschah allerdings weder das Eine noch das Andere, denn ihre Gesundheit war, selbst für den Laien erkennbar, eine sehr schwankende, ja ihre ganze Constitution schien auf das schwerste erschüttert zu sein, so daß von irgend etwas, wie einem „geselligen Leben“, für sie kaum jemals die Rede sein konnte. Wo es indessen einmal zwischen ihr und Anderen zu einer Annäherung kam, hatte Niemand sich über sie zu beklagen, und fand die gerade in solchem kleinen Curort auf das üppigste gedeihende Medisance nicht einen Anknüpfungspunkt.

Frau von Willseck hatte sich bei ihrer Ankunft in der Residenz, auf den Rath ihres Luzerner Arztes, an den weit bekannten Rössing gewandt und selber ihm die von ihr schon in Aussicht genommene Fantaisie als nächsten und erwünschtesten Ruheplatz vorgeschlagen. Als Grund dieser immerhin ziemlich auffälligen Wahl gab sie voll ruhiger Unbefangenheit einerseits die wirkliche Gesundheit des Platzes und andererseits die Hoffnung an, daß der Arzt, der sich gerade durch die glückliche Behandlung ähnlich Leidender einen großen Ruf verschafft hatte, ihr auch droben nahe bleiben und ihr seine Hilfe gewähren werde. Drunten, in der kleinen von Höhen eingeschlossenen Residenz, wolle und könne sie nicht bleiben, sie bedürfe reiner und frischer Luft. Und da dies ganz mit seiner Ansicht übereinstimmte, so machte er keine Einwendungen und war selbstverständlich fern davon, nach etwaigen weiteren Gründen für ihr hiesiges Verweilen neugierig zu forschen.

„Es ist eine interessante Dame," äußerte er sich einmal gegen einen alten Bekannten, den er gleichfalls hier oben traf, und mit dem er, wenn er die Leidende besucht hatte, gern eine Stunde verplauderte. „Ich weiß nichts Näheres über sie,

aber alles, was ich sehe und höre, flößt mir Respect und Theilnahme ein, mehr als es mir sonst noch leicht zu passiren pflegt. Es ist sicherlich eine im Leben schwer geprüfte Frau, aber sie hat sich eine Milde und Herzenswärme und nicht minder eine Klarheit zu erhalten verstanden, die man an ihres Gleichen nicht oft findet. Und nun erst das Jüngferchen, die Renate — es ist ein wahres Herz von einem Kinde, das es einem Jeden anthun muß. Das arme Dingelchen scheint übel daran zu sein, und die Tante kann, wie sie selber mir andeutete, wenig oder nichts dabei thun. Nehmt Euch des Kindes hier ein bischen an, aber anders als in der dummen Curgesellschaftsweise. Ihr könnt Euch da einen Gotteslohn verdienen, glaube ich."

Die Lage der Damen war zur Zeit, als er so sprach, wie wir wissen, auch rein äußerlich angesehen, allerdings hier oben eine so beschränkte und unzuträgliche, daß mancher andere Gast sie vermuthlich nicht so lange ertragen hätte. Die armselige Wohnung wurde, trotz aller Bemühungen des Wirths und seiner Gattin, zu keiner auch nur annähernd bequemen, und die schlechte Treppe erschwerte der Leidenden obendrein jeden Ausgang, ja machte ihn an mehr als

einem besonders leidensvollen Tage für sie fast zur Unmöglichkeit. Es kam dazu, daß die außerordentlich zahlreiche Gesellschaft die Umgebung des Schlößchens ebenso gut, möchte man sagen, wie ihre Gastzimmer in Anspruch nahm und kaum einen Platz frei ließ, wie er sich für eine ruhebedürftige Genesende eignete. So ging es mit ihrer Stärkung auch nicht vorwärts, und selbst Rössing erklärte bei seinem nächsten Besuch dem verzweifelnden Wirth, daß er, wenn nicht bald eine Aenderung eintrete, der Erste sein werde, welcher der Dame die Flucht aus so unerträglichen Verhältnissen zur Pflicht machte.

Es versteht sich von selbst, daß Renate, wie der Arzt sie geheißen hatte, unter den unerfreulichen Zuständen, wenn auch in anderer Weise, doch kaum weniger zu leiden hatte als die Tante. Die unabläßige Sorge und Pflege ließen sie kaum jemals frei aufathmen und auf ihre eigene, sichtbar nichts weniger als kräftige Gesundheit Bedacht nehmen. Die Gesellschaft hatte sie, trotz der seltenen Berührungen, von Anfang an zu ihrem Liebling erkoren, und die Kinder zumal schwärmten alle für sie. Ihre Erscheinung war die anmuthigste, und der Schleier von Ernst und Melancholie, der sie umfloß, war nicht dicht ge-

nug, um nicht die reinste Herzensgüte und hohe Liebenswürdigkeit als Grundzüge ihrer Natur erkennen zu lassen.

Nun scheuchte der Kriegsausbruch also die Gesellschaft davon, und alles gewann hier oben, besonders für Frau von Willseck, ein sehr verändertes Aussehen.

Es waren ihr die besten Zimmer in „La comtesse“ zu Theil geworden und alle Beschränkungen im häuslichen Leben und Bewegen fortgefallen. Sie vermochte jetzt das Freie ohne alle Schwierigkeit zu erreichen und konnte, wenn sie anders wollte, den ganzen Tag draußen zubringen, hier im Schatten der alten Bäume, dort in den kühlen Arkaden. Die Plätze waren alle frei, und die unvermeidliche Unruhe, welche eine größere Gesellschaft mit sich bringt, hatte einer für sie augenscheinlich wohlthuenden Stille und Einsamkeit Platz gemacht.

Die günstige Wirkung ließ sich auch schon nach wenigen Tagen spüren. Frau von Willseck erschien nicht blos kräftiger, sondern auch freundlicher und umgänglicher. Sie wich gelegentlicher Unterhaltung mit den Uebrigen nicht aus, sondern knüpfte auch wohl einmal eine solche von freien Stücken an. Vor allem aber zeigte sie sich auf

das herzlichste für ihre Nichte besorgt. Sie zog dieselbe zu jeder Unterhaltung heran oder sie dispensirte sie lächelnd von der steten Pflege und trieb sie in's Freie zu einem größeren Spaziergang in die schönen Waldungen hinein. Sie habe ja in dem bisherigen Leben schier verkommen und ersticken müssen, sagte sie mütterlich herzlich; nun solle sie tief Luft schöpfen. Sie selbst könne schon einmal ohne sie fertig werden. Es sei jetzt eine Luft hier zu leben. So habe sie sich aber auch den Aufenthalt auf der Fantaisie gedacht, so sei er ihr von einer Freundin in der Schweiz geschildert worden.

„Ich gratulire Ihnen, mein Fräulein, es geht mit der gnädigen Frau recht erfreulich vorwärts, und Rössing wird seine Freude an ihr haben," sagte der alte Steuerdirector Leer zu Renaten, mit der er auf dem Lieblingsplatze der Damen unter den Arkaden saß. Es war der Freund, gegen den der Arzt sich vor kurzem so theilnehmend über die Fremden geäußert hatte, und er war der Aufforderung desselben bereitwillig nachgekommen. Die leidende Frau und noch mehr das schöne, ernste und melancholische, treu besorgte Kind hatte es dem alten Herrn ohnehin schon angethan. Er hatte hin und wieder

auch früher bereits mit dem jungen Mädchen im Vorübergehen ein freundlich Wort gewechselt und that dies fortan noch herzlicher — mit dem besten Erfolge. Renate hatte ihn auf das dankbarste und vertrauensvollste angenommen; und nun, da der kleine Rest der Curgäste sich, wie gesagt, enger zusammenschloß, war er auch mit der Tante bekannter geworden, nahm sich, wie Rössing es geheißen hatte, Beider auf das wohlwollendste an und leistete ihnen häufig Gesellschaft in den vielen einsamen Stunden des Tags.

So hatte er sich auch heute mit seiner Kaffeetasse zu ihnen gesetzt, welche schon zur frühen Stunde auf diesem Platze zu frühstücken pflegten. Es war zu dieser Zeit draußen unter den Bäumen der Allee gewöhnlich noch ein wenig zugig und kühl, bis die höher steigende Sonne den Morgenwind zur Ruhe brachte. Aber hier in dem Winkel, den die durchschneidende erste Terrassentreppe bildete, fand man genügenden Schutz, ohne darum von der köstlichen Morgenluft und der prachtvollen Aussicht abgesperrt zu sein. Und es blieb während des ganzen Tages ebenso. Die Sonne streifte wohl an die Bogen der Arkaden heran, aber sie drang nicht herein, und unter der luftigen Wölbung erhielt sich unausgesetzt eine wohlthuende

Kühle. Dazu schaute man nach links hinab weit in das reiche Land hinaus, und nach vorn über einen kleinen, berasten Platz gegen den hohen Wald zu und in die Allee hinein, die sich dämmerig und in die Ferne zog. Es war ein Plätzchen, wie gemacht zum Ruhen, zum Plaudern oder Träumen. Man trennte sich schwer von ihm, und Frau von Willseck brachte fast alle ihre Ruhestunden hier zu.

Sie war eben, die Hilfe der Nichte freundlich ablehnend, zum nahen Hause hinübergegangen um sich eine Arbeit zu holen — die Bewegung sei ihr, vor der vermuthlich noch langen, weiteren Ruhe, gut, hatte sie lächelnd gemeint, und wie sie da die paar Stufen vor den Arkaden hinab und über den kleinen Platz schritt und wieder die hohen Thürstufen hinanstieg, waren ihre Bewegungen verhältnißmäßig so rasch und so kräftig, daß der Director mit vollem Recht die eben angeführte Bemerkung machen durfte.

Renate hatte der Tante gleichfalls nachgesehen. „Ja, Gottlob!“ versetzte sie nun, „es geht besser, viel besser, und ich wünsche nur, daß wir noch recht lange hier bleiben können — in so guter Gesellschaft,“ fügte sie mit herzlichem Blick hinzu. „Wir können es gar nicht an-

genehmer wünschen. Die Tante meinte auch gestern, sie möchte, wenn's nur anginge, den ganzen Winter hier bleiben."

„Nun, nun," sagte Leer lächelnd, „das wäre denn doch fast allzu heroisch! Der Winter spaßt hier oben nicht, und selbst Ihre Comtesse-Zimmer würden Ihnen keinen Schutz gewähren."

„Ach, diese Zimmer sind so solide und sicher, so behaglich und auch wieder, selbst noch trotz aller Vernachlässigung, so prächtig!" sprach das junge Mädchen angeregt. „Sie erinnern mich an ein paar Räume in meinem alten Vaterhause. Da sind auch noch die Stuccaturen, die Medaillons an den Wänden, die reichen Blumenguirlanden, aber bei weitem nicht so reich wie hier, zumal im Salon! — Aber weshalb heißen Sie es „Comtesse-Zimmer" und warum nennt man überhaupt das Haus so?" brach sie, zu ihrem Gesellschafter hinüberblickend, ab. „Können Sie mir Näheres darüber sagen?"

„Und das wissen Sie nicht, liebes Fräulein?" fragte er launig; „es ist ja eine ganz romantische und sogar gespensterhafte Geschichte, die mit dem alten Bau und besonders mit Ihren Zimmern genau zusammenhängt. Ist Ihnen die schöne

Gräfin noch nicht erschienen? Sie soll dort ja zuweilen umgehen."

„Ich weiß von nichts, und darum erzählen Sie!" rief sie aus. „Ich bin wie ein Kind und liebe die alten Geschichten leidenschaftlich, besonders, wenn von schönen unglücklichen Gräfinnen darin berichtet wird."

„Nun gut," sagte er, „ich sehe den Obersten mit den Seinen in der Allee, die stören uns also noch nicht; und wenn auch die Frau Tante zurückkommt, so hört sie wohl geduldig ein wenig zu. In Bruchstücken darf meine Geschichte nicht erzählt werden, wenn sie den rechten Effect machen soll. Also hören Sie zu — ich will's so schlicht machen wie möglich, daß Sie sich nicht gar zu sehr zu grauen brauchen." Und damit hob er an und erzählte dem jungen Mädchen ungefähr das Gleiche, was die Leser aus der Vergangenheit der Fantaisie vorhin von uns erfahren haben.

Er hatte wohl ein Recht gehabt vom „Grauen" zu reden — es ist ja in dieser Sage etwas, das den Zuhörer frösteln macht, und der Erzähler war nach und nach selber immer ernster geworden. Allein um vieles tiefer, ja fast auffällig war der Eindruck auf seine Zuhörerin. Die heitere Neugier und der gutmüthige kleine Spott verschwanden

schnell aus ihren sanften Zügen und machten dort dem Ausdruck eines wahrhaft schmerzlichen Ergriffenseins Platz. Sie saß, die gefalteten Hände auf den Tisch gelegt, leicht vornübergeneigt und schaute den Erzähler mit einem Blick an, in welchem wunderbarerweise die peinlichste Aufmerksamkeit mit einer melancholischen Träumerei — oder war es gar Zerstreutheit? — wechselte. Und als er schwieg, wandten die Augen sich langsam von ihm ab und der Ferne zu, starr und fast düster, als sähen sie aus dem Dunkel der alten Zeiten hervor schattenhafte Gestalten auftauchen und bald drohend, bald trauervoll durch den leuchtend schönen Sommermorgen gleiten.

Der Director beobachtete sie schweigend. Er fühlte sich sehr überrascht, denn einen solchen Eindruck seiner Erzählung hatte er nicht im entferntesten befürchten können. Renate litt ersichtlich nicht blos unter der fremden Trauer, sondern trug auch an eigenen herben Schmerzen. Und er wußte sie nicht zu stören, denn einen Scherz fand er nicht, wie derselbe ihm auch nicht zu passen schien, und ein Wort des Trostes — woher hätte er das nehmen sollen?

Frau von Willseck kam eben die Arkaden entlang und musterte das verstummte Paar schon

aus der Ferne mit anscheinender Neugier. Und da sie heran war, traf ihr Blick fest auf die Nichte, welche eben mit einem weichen und dennoch beinahe zerstreuten Ausdruck zu ihr aufschaute, und wandte sich fragend dem alten Herrn zu. „Hat es zwischen Ihnen etwa schon einen kleinen Zank gegeben?“ fragte sie in einer scherzenden Weise, welche wenig zu dem Blicke ihres Auges stimmte. „Das fängt früh an!“

Renate nahm sich ersichtlich zusammen. „Der Herr Director hat mir eine alte Geschichte erzählt, die mich lebhaft bewegte,“ versetzte sie sanft.

„Ja, ich erzählte dem Fräulein von der Gründung der Fantaisie durch den alten Fürsten Eugen und dem trübseligen Ende seines Liebesglücks,“ erklärte Leer. „Lassen Sie es sich von Ihrer Nichte mittheilen, meine gnädige Frau, und urtheilen Sie selbst, ob ich eine so tiefe Wirkung befürchten konnte. Es thut mir jetzt leid genug —“

Die Dame lächelte ihm, während sie sich niederließ, beruhigend zu. „Nicht doch, Herr Director,“ sagte sie. „Das Kind ist ein wenig nervös geworden in all' unserer Einsamkeit und bei ihrer steten Sorge um mich und läßt sich gar zu leicht und zu tief durch Fremdes afficiren.

Es wird hier damit hoffentlich gleichfalls besser werden. Ich kenne übrigens Ihre Geschichte," setzte sie hinzu, — „ich weiß nicht mehr, las ich davon oder hat sie mir Jemand einmal mitgetheilt. Sie ist wirklich trübselig und obendrein räthselhaft, denn — nicht wahr, eine Aufklärung fand man nicht? — Beiläufig, der Grabstein mit der seltsamen Inschrift liegt ja wohl noch heute in der Schloßkirche? Und die Gräfin von Halden war eine Geborene von Neuberg, und der Fürst lernte sie zuerst als Hoffräulein seiner hohen Gemahlin kennen?"

„Sie wissen besser Bescheid als die meisten von uns Einheimischen," versetzte er, höflich den weißen Kopf neigend. „Aber seien Sie wieder heiter, Fräulein Renate!" brach er ab. „Da kommt der Oberst mit den Seinen, und die lustige Jugend will ihre geliebte Spielgefährtin nicht traurig sehen."

Die genannte Gesellschaft kam wirklich über den Platz her — es war ein pensionirter alter Oberst Griesberg mit seiner gleichfalls bejahrten, aber noch stattlichen und liebenswürdigen Frau, einer verwittweten Tochter und einer ganzen Schaar von fröhlich heranwachsenden Enkeln, die Renatens erste Bekannte hier oben geworden waren und

sie alle in's Herz geschlossen hatten. Nun sprangen sie, während die älteren langsamer folgten, jubelnd herbei und zogen die wieder erheiterte Freundin bald zu einer geheimnißvollen Expedition in den Wald mit sich fort.

Die Uebrigen blieben bei einander sitzen, und der Oberst verwaltete das ihm übertragene Amt, aus den Zeitungen zu referiren, besonders wichtige Artikel auch vorzulesen, und vor allem sein Alter zu verwünschen, das ihm die Theilnahme an diesem Kriege zur Unmöglichkeit machte.

Drittes Kapitel.

Das schöne Wetter hatte eine Unterbrechung erlitten; ein Gewitter war mit Sturm und schwerem Regen über die Schloßhöhe gefahren und hatte die große Hitze empfindlich abgekühlt. Alles war draußen naß, ja zuweilen ließen die zerrissenen Wolken noch neue Regentropfen fallen; der Wind wehte rauh über das Plateau und zog frostig unter den Arkaden entlang.

Die Gesellschaft hatte sich nach der Mittagsmahlzeit in ihre Zimmer zurückgezogen, und selbst die Kinder fanden es für ihre Spiele draußen gar zu unlustig. Nur Renate ließ auch heute nicht von der Gewohnheit des täglichen Spaziergan ges, für welchen sie gerade diese Stunde gewählt hatte, und schritt einsam und mit ernster, ja verschlossener Miene unter den Arkaden hin und umkreiste stets von neuem das kleine Schloß.

Das junge Mädchen war in diesen letzten Tagen auffällig still und ernst gewesen, und sogar die Kinder hatten sie nicht immer zu erheitern vermocht. Schwerer aber hatte diese veränderte Stimmung das schöne Gesicht und die ganze Erscheinung noch nie überschattet als heute, wo sie freilich mit der ganzen Umgebung der Spaziergängerin gewissermaßen harmonirte. Denn der Wald blickte gleichfalls mit einer gewissen Düsterkeit herüber, und die Ebene drunten gewährte in dem Spiel der tiefen Wolkenschatten und grell dazwischen leuchtender einzelner Sonnenstrahlen einen merkwürdig ungastlichen, fast öden Anblick.

Als sie einmal wieder stand und einen solchen jähen Wechsel beobachtete, trat, ohne daß sie seine Annäherung bemerkt hatte, aus der Durchfahrtshalle der Director Leer zu ihr. „Sieh da," sagte er, da sie aufschauend ihm mit zerstreutem Lächeln die Hand bot, „sind Sie auch heute hier, kleines Fräulein? — Das ist nicht gut, Kind," setzte er mit forschendem Blick in ihre stillen Augen hinzu; „dieser Anblick stimmt Einen nur noch melancholischer, und die Luft ist für Ihre leichte Kleidung —"

Sie lachte wirklich ganz munter. „Und doch

suchen auch Sie selbst diese Aussicht und diese Luft!“ unterbrach sie ihn.

„Ach was, ich!“ versetzte er launig. „Es ist in meinem Zimmer, gerade bei der Abkühlung hier außen, zum Ersticken. So habe ich alle Fenster aufgesperrt und bin entflohen. Unsereiner ist an solchen Wetterwechsel gewöhnt und — nervös ist man auch nicht mehr. — Aber es ist mir lieb, daß ich Sie einmal allein treffe, mein Kind,“ fuhr er herzlich fort und nahm ihre Hand von neuem in die seine. „Ich muß Sie wirklich einmal fragen, was Sie in diesen Tagen so sehr still machte und niederdrückte? Es kann doch unmöglich noch meine alte traurige Geschichte sein?“

„Und dennoch ist es so,“ entgegnete sie, gedankenvoll in die Ferne hinausschauend. „Es ist etwas in dieser Geschichte, das mich, mir selber räthselhaft, ergreift und gar nicht losläßt. Sie wissen sicher noch mehr davon und können das letzte traurige Räthsel lösen?“

„Nein, liebes Kind, das kann ich eigentlich nicht, ob ich vielleicht auch noch den einen oder andern Nebenzug wissen möchte,“ sagte er, leicht das Haupt schüttelnd. „Ich stehe der Sache allerdings so zu sagen näher als die meisten Anderen,

ja vielleicht als Alle. Denn meine Urgroßmutter war eine Enkelin des alten Hofarztes Weber, der, wie Sie sich erinnern, bei dem Ende eine nicht unbedeutende Rolle spielte und im tiefsten Vertrauen des Fürsten war. Meine Urgroßmutter lebte nach dem Tode ihrer Eltern bei dem Alten und war sein großer Liebling. Er hat mehr als einmal mit ihr über den räthselhaften Fall gesprochen, der das eben erwachsene junge Mädchen natürlich nicht wenig interessirte.

„Aber er hat stets erklärt, daß er keine Ahnung von der Veranlassung eines solchen Endes habe. Es soll, wie der damalige Castellan einmal gegen ihn angedeutet hat, ein fremder Cavalier eine große Liebe zu der Gräfin gefaßt haben und auch sie ihm nicht abgeneigt gewesen sein. Das habe der Fürst an jenem Festabend entdeckt und sich im Zorn von ihr gewandt. Aber Weber hat das für Unsinn erklärt. Die Gräfin sei einer Untreue nicht fähig gewesen — sie starb ja aus Schmerz über den Zorn und die Kälte des Fürsten. Sie sei aber in gutem Frieden mit ihm vom Leben geschieden. Das habe der Ausdruck ihres Gesichts und auch das Benehmen des Fürsten zur Genüge kund gegeben. Und endlich sei auch jener Cavalier in späteren Jahren noch einmal am Hofe er-

schienen, was, wenn etwas an jenem Verdacht gewesen wäre, bestimmt nicht geschehen sein würde. Denn Nachsicht kannte und übte Serenissimus, wo er Grund zum Zürnen zu haben glaubte, niemals. — Das ist ungefähr alles, was ich weiß, mein liebes Kind."

„Kennt man den Namen jenes Cavaliers?" fragte Renate nach einer Pause, indem sie zu ihrem Begleiter flüchtig aufblickte.

„Das ist ja ein mächtiges Interesse, Kindchen!" meinte er scherzend. „Aber ich kann ihm genügen. Ich denke, es wäre ein Herr von Bredbeck gewesen, der damals als Begleiter eines kurhannoverschen Gesandten hier ein paar Monate verweilt hat."

Es flog ein jähes Roth über die gewöhnlich blasse Wange des Mädchens. Allein sie setzte ohne eine Erwiderung ihre Promenade fort und sagte erst nach mehreren Schritten: „Kann man gar nicht mehr in's Schlößchen kommen? Ich möchte doch gar zu gern auch das Innere kennen lernen!"

„Ei, weshalb nicht?" entgegnete Leer. „Ich dachte, Sie seien längst darin gewesen. Der Castellan muß öffnen. Und wenn Sie wollen, gehen wir sogleich hinein. Wir haben volle Muße, und Sie werden drinnen Ihre Freude haben,

man sieht dergleichen nicht häufig mehr.“ Und da eben der Kellner vorüberging, der sich umsehen wollte, ob bei dem jähen Ausbruch des Gewitters vielleicht noch Tassen oder Gläser stehen geblieben seien, so rief er denselben an und hieß ihn den Castellan mit den Schlüsseln herbeirufen.

Der Alte sei krank, lautete die Antwort, aber er habe vorhin die Tochter mit den Schlüsseln herüber und zur Terrasse hinaufgehen sehen. Sie werde sich auch wohl nach etwaigem Schaden umsehen wollen und müsse noch hier sein.

„Also gerade recht!“ sagte der Director. „Dann kommen Sie, Fräulein Renate. Wir treffen's nicht leicht besser.“ Und damit schritt er mit dem willig folgenden Mädchen hinaus und die nächste Treppe hinan.

Die Mittelthür, durch welche man einzutreten pflegte, war wirklich nur angelehnt, und als sie dieselbe passirten, kam ihnen die Wächterin auch schon entgegen.

„Ei, gnädiges Fräulein,“ rief sie sichtbar erfreut, denn die anmuthige Erscheinung hatte auch ihr Herz gewonnen, „thun Sie uns endlich auch einmal die Ehre an? Sie haben wir schon lange hier erwartet, denn Sie gehören ja mehr als Jeder sonst hieher.“ Und da die junge Dame

sie fragend ansah, redete sie weiter: „Der Herr Director muß es bezeugen, Sie sehen der schönen Gräfin ja so ähnlich, daß man schwören möchte, die müsse eine von Ihren Vorfahren gewesen sein.“

„Da kann ich nichts bezeugen, Mamsel Karoline,“ sagte Leer ziemlich trocken, „denn ich kenne leider kein Bild von der Gräfin, und ich glaube auch nicht, daß es eins von ihr gibt.“

„Wie? Kein Bild?“ rief sie eifrig aus. „Und da drinnen hing es von jeher so schön und sauber —“

„Unsinn! Was für ein Bild und wo? Von der Gräfin? Unsinn! Es hat hier nie ein solches gegeben!“

„Nun, das ist curios, Herr Director! Sie kommen Jahr auf Jahr, so lange ich denken kann, und kennen das Bild nicht? Es hat sonst immer im Bettzimmer gehangen, hinter dem Baldachin. Freilich, so vor zehn oder zwölf Jahren hat es einmal ein fremder unverschämter Mensch heruntergehoben, um es näher anzusehen, und da haben wir's Vorsichts halber in den Bibliothekschrank geschlossen. Ich hab's noch eben dem fremden Herrn zeigen müssen, der wußte von ihm und daß es die schöne Gräfin vorstelle.“

Director Leer schüttelte den Kopf. „Das ist toller als toll!“ meinte er. „Ich käme seit sechzig Jahren hierher und wüßte das nicht? — Nun, wir werden ja sehen, was Ihr Euch da zusammengeträumt habt. Aber Sie sprechen von einem andern Besucher, Karoline? Wer ist's denn? Es war doch kein Fremder vorhin bei Tisch, und ich habe auch keinen Wagen gesehen.“

„Er ist zu Pferde gekommen, mit einem Reitknecht,“ entgegnete sie, „und ritt gerade bei uns vorüber, als der erste schwere Regen kam und die Herrschaften alle in's Haus geflüchtet waren. Als ich dann vorhin herüberging und aufschloß, kam er dort von der Westseite auf der Terrasse herum und verlangte in's Schloß. Er wußte drinnen von allem Bescheid, und dennoch sah ich ihn sonst noch niemals hier. Es ist ein sauberer, munterer Herr. Der incommodirt Sie und das gnädige Fräulein nicht. Er ist jetzt dort in den Ostflügel gegangen und muß auch bald herum sein.“

Als der alte Herr seine Kenntniß des Bildes verleugnet hatte, war Renate von den Beiden fortgetreten und in den Saal hineingeschritten, wo sie sich bemühte, das Deckengemälde in seiner Höhe zu erkennen. Allein dies gelang ihr nicht

gut; denn obgleich die Eingangsthür noch nicht wieder geschlossen worden war und auch die Querspalten der hohen Läden überall ein wenig Licht hereinließen, so war dies doch nirgends kräftig genug, um, zumal bei dem bedeckten Himmel draußen, die rings ausgegossene tiefe Dämmerung zu verscheuchen und dem Auge einen wirklichen Umblick zu gestatten.

Die große Thür, welche in den Westflügel führte, stand auf und ließ das Mädchen durch die beiden hier auf einander folgenden, fast dunklen Räume in den kleinen, um vieles helleren Schlußsaal sehen. Ihr Begleiter redete noch mit der Beschließerin, und so ging sie ruhig weiter, der Helle entgegen, und ließ, als sie eintrat, ein froh erstauntes „Ah!“ laut werden. Denn es war hier ein Laden geöffnet, und da die Sonne gerade durch die Wolken brach, glänzte der ganze Schmuck des schönen Raumes auf das heiterste auf, das farbenreiche, üppige kleine Deckengemälde, die prächtigen Stuccaturen, die reichen Vergoldungen, hier ein ovaler, halb erblindeter Spiegel in seinem reich verzierten Rahmen, dort, ebenso in die Wand eingelassen, ein zierliches Medaillon, da noch eine prachtvolle große chinesische Vase auf hohem, wunderlich geschnörkeltem Postament.

Links und rechts zeigten sich die Thüren zu anderen Gemächern angelehnt und lockten auch dort einzutreten. Allein Renate widerstand und wollte ihren Begleiter hier erwarten, wo es sich so gut ruhen und schauen ließ. Es standen noch ein paar alte Lehnstühle an der Wand. So ließ sie sich in dem einen nieder und blickte sich heiterer um als bisher: dem Trübsinn war der anmuthige Raum nicht günstig.

Nach einer Weile — sie hörte durch die rings ausgebreitete Stille schon die laute Stimme Leer's aus der Ferne herüberschallen, welche ihren Namen nannte, und öffnete die Lippen zur Antwort — wurde das durch's Fenster fallende Licht plötzlich von einem Schatten unterbrochen, und als sie aufschaute, stand draußen ein Herr, das Gesicht an die Scheibe gedrückt, und schaute mit ersichtlich überraschtem und neugierigem Blick auf die schöne Insassin des Gemachs. Als dieselbe aufsah, begegneten sich die Augen. Renate zuckte leicht zusammen, und es war, als wiche die Farbe vollends aus ihrer Wange. Aber das Ganze währte nur eine Secunde, denn in der nächsten zog der Fremdling sein Gesicht zurück und schritt auf der Terrasse weiter, und Renate wandte sich

mit freilich noch befangener Miene hastig zu dem eben eintretenden Director.

„Verzeihung, Kindchen, Verzeihung!“ rief er ihr munter entgegen. „Habe mich da durch die curiosen Behauptungen der Mamsell ganz von meiner Pflicht abbringen lassen! Nun aber — sind Sie mir ernstlich böse, liebes Kind?“ brach er ab. „Sie sehen ja so ernst aus, und dieser Raum ist doch so heiter!“

„Ich war nur ein wenig erschrocken,“ versetzte sie, sich zusammennehmend, „denn es blickte mich durch das Fenster dort plötzlich ein fremdes Gesicht an.“

„Schon Einer von unserer Gesellschaft?“ fragte er aufmerksam. „Ich dachte, die hielten noch Alle ihre Ruhe.“

„Nicht doch, ein Fremder,“ sagte sie. „Er erinnerte mich an einen Herrn, der im Winter zu Neapel ein paar Mal an uns vorüberging. Aber wie käme der hierher?“

„Warum nicht? In unserer unruhigen Zeit ist alles möglich,“ meinte er launig. „Und es ist ja auch wirklich seit Mittag ein Fremder hier — aber,“ und er wandte sein Auge zur Beschließerin, „Sie sagten ja, der weile im Ostflügel —“

„Gewiß, und der Herr muß noch dort sein,“

erwiderte Mamsell Karoline. „Wir hätten ihn hinausgehen sehen müssen. Und jetzt ist die Thür verschlossen.“

„Nun denn also, noch ein Anderer! Aber was geht's uns an!“ bemerkte er leicht hin. „Kommen Sie, Fräulein Renate! Jetzt in die Cabinette — es sind reizende Nestchen, wie unbarmherzig man sie auch ausgeplündert hat. Sie werden Derartiges schwerlich schon gesehen haben.“

Und damit stieß er die nächste Thür auf und ließ Renate eintreten in ein Schlafzimmer, wo noch ein großes, unter prachtvoll gestickter Decke verborgenes und von einem ebenso reichen Himmel überragtes Paradebett stand, und weiter in jene Reihe von lauschigen kleinen Räumen, deren wir schon früher gedacht haben. Sein junger Schützling folgte ihm mit wachsender Theilnahme und schaute sich mit einem schier träumerischen Lächeln allerwärts um. Denn ernst und trübe kann man in diesen seltsamen Räumen nicht bleiben, aber froh oder gar laut wird man auch nicht. Die Gegenwart wird uns so ganz und gar entrückt, die Vergangenheit lauscht aus allen Ecken und Nischen fremdartig und geheimnißvoll hervor, und traumhafte Gestalten schweben durch die sich hier und da überraschend öffnenden

Thüren oder lachen und flüstern dort auf dem halb versteckten Canapee, oder es drückt sich ein reizendes Köpfchen tief in die verblichenen Polster, und ein leises Schluchzen zieht durch den stillen Raum. So umspinnt es uns, Traum auf Traum, unwiderstehlich!

„So, Mamsell Karoline," sagte Leer, da er vom letzten Cabinet in den Schlußsaal zurückkehrte, zu der sich wieder bei ihnen einfindenden Beschließerin, „und jetzt zur Bibliothek und Eurem Gräfinbilde! Der Nagel ist richtig da; bin neugierig, was daran gehangen hat. Aber Sie wissen wohl, ein X für's U lasse ich mir nicht machen."

„Sie werden's ja sehen," entgegnete sie, nach der andern Seite vorausgehend, ein wenig empfindlich. „Aber denken Sie nur," fügte sie kopfschüttelnd hinzu, „ich bin ganz bestürzt: der fremde Herr, nach dem ich mich eben umsah, ist nirgends zu finden, und Thüren und Fenster sind doch alle verschlossen!"

„Also ein Hexenmeister oder der Gottseibeiuns allerhöchst selber," sprach der Director launig, „oder am Ende nur ein müdes Menschenkind, das in irgend einem Winkel seine Siesta hält! Der Kuckuk finde sich in all' Euren Ecken zurecht!

— Nun, in Gottes Namen, das Schlößchen trägt er Euch nicht fort und zu stehlen ist hier sonst auch nichts mehr! Also — aufgeschlossen und die Gräfin!“

Aus einem der in das Täfelwerk hineingebauten Bibliothekschränke, wo aber längst keine Bücher mehr standen, sondern nur ein paar kleine Vasen oder Statuetten oder andere Nippes aufbewahrt wurden, holte Mamsell Karoline das Bild jetzt wirklich hervor — einen merkwürdig einfachen schwarzen, nur mit einem schmalen Goldstäbchen verzierten Rahmen und in demselben nur ein Pastellgemälde. Aber hatte nun der lange Verschluß im Dunkeln die Farben so gut erhalten, oder hatte der Künstler sie gleich genial zu bereiten und zu handhaben verstanden wie der große Rafael Mengs — sie waren von einer solchen Frische und Klarheit, als ob sie erst vor kurzem gemischt und aufgetragen worden, und die ganze Behandlung zeigte sich als eine so tadellose und zugleich liebevolle, daß man auf den ersten Blick ein Werk höchsten Ranges erkannte. Es war ein Bruststück von halber Lebensgröße, ein Mädchen oder eine junge Frau in der Hoftracht der ersten Zeit Ludwig's XV., ein anmuthiger Kopf mit wunderbar reinen und sanften

Zügen und mit dem Ausdruck und dem Lächeln eines, man möchte sagen schwermüthigen Glücks um die feinen Lippen und die nußbraunen Augen, welche den Beschauer gar nicht mehr von dem Bilde loskommen ließen.

„Nun, Herr Director, was sagen Sie jetzt?“ fragte die Beschließerin, welche das Bild auf einen kleinen Tisch in das volle Licht gestellt hatte, in triumphirendem Ton. „Nun sagen Sie's doch auch, daß das nur die Frau Gräfin sein kann, und — sehen Sie von ihr einmal auf das gnädige Fräulein! — sind sie nicht wie richtige Schwestern?“

Die beiden Beschauer waren vor dem Bilde verstummt, es war gar zu schön, und die Lieblichkeit des Kopfes und die Kunst des Malers standen, wie gesagt, in vollendetstem Gleichgewicht. Nun aber erhob Leer sein Auge zu der neben ihm stehenden Renate und ließ es zum Gemälde und wieder auf das junge Mädchen zurückkehren, und dann sagte er bedächtig: „Ja, es ist wahr, die Aehnlichkeit ist überraschend; die Augen, der Mund, selbst die Nuance des Haares — alles trifft zu — man möchte auf eine Verwandtschaft schwören.“

„Meine Mutter war ja auch eine Neuberg,“

sprach Renate, ohne von dem Gemälde fortzublicken, mit träumerischem Ausdruck, „und wir besitzen noch das Bild einer Urgroßmutter, die, ebenfalls eine Neuberg, im Jahre 1710 geboren war. Sie wurde erst als nicht mehr ganz junge Frau gemalt, aber — —“ das Mädchen schaute flüchtig zu Leer auf — „die Aehnlichkeit ist dennoch auch dort groß.“

„Eine Neuberg?“ wiederholte Leer überrascht. „Das habe ich nicht gewußt! Also etwa eine Zwillingsschwester — das Jahr stimmt gleichfalls, und alles ist in Ordnung. Charmant! Ei, so gilt es auch hier: Berg und Thal kommen nicht zusammen, aber Menschenkinder! Und nun will ich auch hier an unsere Gräfin glauben,“ fuhr er fort. „Verleugnen möchte ich sie auch sonst nicht. Wer könnt' es anders sein als Gräfin Charlotte? Aber mit Ihnen und Ihrem Vater muß ich noch ein Wort weiter reden, Mamsell Karoline. Denn das lasse ich mir nicht von Euch einbilden, daß dies köstliche Stück jemals wirklich dort am Bett-himmel gehangen habe. Ich müßt' es kennen, wie auch Andere. Das übersieht man nicht. Das arme Köpfchen darf hier nicht wie im Gefängniß stecken!“

Karoline sah ordentlich erschrocken aus. „Herr

Director, Sie werden uns doch das nicht anthun und davon viel Gerede machen!“ rief sie. „Dann kämen die klugen Herren und holten es fort, was doch gerade in's Schlößchen gehört und sein Bestes ist. Mein Vater und Großvater haben es immer versteckt, wenn vordem einmal die höchsten Herrschaften heraufkamen. Und ich werde genug gezankt werden, daß ich's heut' dem Fremden gezeigt und nun auch Ihnen davon gesagt habe. Aber er konnt' und wollt' es sehen, und von Ihnen hab' ich natürlich nicht anders geglaubt —“

„Nun, lassen wir's,“ unterbrach er sie kopfschüttelnd. „Es stimmt da nicht alles, merk' ich, und fragen werd' ich denn schon ein wenig müssen, denn versteckt soll dies Meisterwerk nicht bleiben. Aber, wenn es Ihnen recht ist, mein liebes Kind,“ wandte er sich an die noch immer stumm betrachtende Renate, „so lassen wir das Bild jetzt wieder verschließen — wir können es ja stets von neuem sehen! — und vollenden unsere Runde durch den Ostflügel. Es ist schon spät, und Ihre Frau Tante dürfte nach Ihnen fragen.“

Das Mädchen entließ das Bild mit einem langen, wehmüthigen Blick und folgte ihrem Führer zurück durch die dunklen Gemächer und den großen Saal auf die andere Seite, wo sich,

wie wir schon erwähnten, die Eintheilung der Räume fast ganz ebenso wiederholte. Renatens Theilnahme war noch gedämpfter als vorhin, der Eindruck, den das Bild auf sie gemacht hatte, beherrschte sie sichtbar noch auf's tiefste.

Nur in einem der kleinen Cabinette, wo nicht nur die Verzierungen der Decke und der Wände besonders reich und anmuthig und obendrein vortrefflich erhalten waren, sondern sich auch die alten Möbel noch in größerer Zahl vorfanden, wurde sie wieder aufmerksamer. Es sei der Sage nach das besondere Cabinet der Gräfin gewesen, erklärte der Director, und die ganze Einrichtung ließ dies glaublich erscheinen. Der kleine Vorderraum wurde durch eine tiefe, alkovenartige Nische im Hintergrunde vergrößert. In ihr stand ein altmodisches Canapee, zur Seite im Täfelwerk zeigte sich ein Schränkchen mit Glasfenstern, als sei es für eine Bibliothek bestimmt gewesen, von der Decke hing ein besonders reich gearbeiteter vierarmiger Hängeleuchter herab, und als die Beschließerin den Laden öffnete, lag die ganze drunten ausgebreitete Ebene vor den Beschauern.

Es war ein überaus günstiger Moment. Die Wolken zogen noch immer schwer vorüber, aber die Sonne stahl sich schon häufiger und häufiger

zwischen ihnen hervor, und das Spiel des Lichts und der Schatten war ein wunderbar wechselvolles.

„Wie schön!“ flüsterte Renate. „Und hier hat sie geweilt!“

Der fremde Besucher war zu Mamsell Karolinens Beunruhigung nirgends von ihnen entdeckt worden. „Ich begreife das nicht,“ sagte sie kopfschüttelnd, als sie im letzten Zimmerchen zu den beiden Anderen von einer neuen Suche zurückkehrte. „Es führt hier zwar noch eine Thür in einen kleinen Raum, wo eine Lauftreppe nach unten in die Parterreräume hinabgeht. Aber alles ist verschlossen, und die Meisten wissen nicht einmal etwas von diesem Wege.“ Sie drückte dabei an die Thür, die so kunstvoll in's Täfelwerk gefügt war, daß sie nur durch den als Drücker dienenden kleinen Knopf überhaupt sichtbar wurde, und schrak zurück, da sie sich leicht öffnete. „Weiß es Gott,“ rief sie, „da ist er hinaus! Wie hat er das Schloß nur aufgebracht? Aber drunten — wenn er nicht durch ein Fenster stieg — gnädiges Fräulein, trug der Herr, der Sie vorhin erschreckte, einen hellen Ueberzieher und ein ganz kleines Hütchen?“

„Ich glaube fast so, aber ich sah ihn, wie

gesagt, nur eine Secunde," versetzte Renate zerstreut.

„Und natürlich eine Hahnenfeder auf dem Hut — hinkte er, Mamsell Karoline?" fragte Leer schmunzelnd.

„Oh, Sie scherzen, Herr Director, aber Sie kennen solche Menschen nicht!" sagte die Beschließerin empfindlich. „Da muß ich nur gleich alles nachsehen, ob auch nichts fehlt. Es steht immer noch eins oder das andere herum, das so Einem in die Augen sticht!"

„So lassen Sie uns vorher nur noch wieder hinaus, und dann suchen Sie, Mamsell! Morgen komme ich wieder, denn ich muß das Bild noch einmal sehen," sprach der Director. „Es wird Zeit für uns, Fräulein Renate. Da sind die Kinder schon auf dem Platze."

Das Abenteuer mit dem verdächtigen Fremden erwies sich, je mehr man ihm nachforschte und sich alles überlegte, desto räthselhafter. Die Ausgangsthür war wirklich verschlossen, und drunten, aus den Räumlichkeiten des Erdgeschosses, wo allerhand Gerüstwerk aufbewahrt wurde, das bei gelegentlichen Reparaturen des Schlößchens gebraucht werden mochte, und daneben sich im Laufe der Zeit mancherlei altes Gerümpel angesammelt

hatte, da gab es gleichfalls keinen freien Ausgang. Selbst die beargwohnten Fenster waren in der besten Ordnung. Einen Verlust, wie Mamsell Karoline gefürchtet hatte, gab es droben allerdings nicht zu beklagen, allein mit dem Trinkgelde war man ihr jedenfalls durchgegangen. Denn da der Director mit seiner Begleiterin auf die Terrasse hinaustrat, ritt der Herr im hellen Ueberzieher und mit dem kleinen Hütchen, von dem Reitknecht gefolgt, schon über den Platz und in die Allee hinein.

Von dem Wirth erhielt man keine nähere Auskunft. Der Fremde war beim ersten schweren Regen angelangt, hatte sich ein Zimmer geben lassen, dasjenige, wo Frau von Willseck zuerst gewohnt, einen Platz am Gesellschaftstisch, angeblich seiner derangirten Toilette wegen, abgelehnt und ziemlich einfach in der Wirthschaft gespeist. Hernach, da das Wetter vorüber, war er hinausgegangen, zurückgekommen, hatte richtig bezahlt und zu satteln befohlen. Während er darauf wartete, fragte er den Wirth nach den anwesenden Gästen, und als er Leer's Namen vernahm, bedauerte er, dies nicht früher erfahren zu haben. Er hätte den alten Herrn gern einmal wieder gesehen. Jetzt werde es ihm zu spät,

er komme aber vielleicht in den nächsten Tagen noch einmal herauf. Einen Gruß hatte er dabei nicht in Auftrag gegeben. Der Diener sei ein mürrischer Mensch gewesen, aus dem nichts weiter herauszubringen, als daß sein Herr Baron Kirchheim heiße und mit ihm auf der Durchreise in der Residenz sei.

„Und das ist curios," fügte Herr Maurer seinem Bericht hinzu, „Miethsgäule waren das nicht, sondern die schönsten, die ich seit langer Zeit sah, und bekannt war er ja hier oben auch, wie die Karoline sagt, ohne daß doch Einer von uns ihn kannte. Sollte der Herr Castellan nicht lieber Anzeige machen? Es könnte ja am Ende ein französischer Spion sein, die überall herumstreichen sollen. Recht deutsch sprach er nicht. Der Diener freilich war schon ein richtiger und redete so breit, wie drüben die H.'schen. Aber es giebt ja solche Schufte, die sich auch an den Gottseibeiuns verhandeln."

Als Leer von der Bemerkung des Fremden über ihn vernahm, schüttelte er den Kopf und erklärte, von einem Bekannten dieses Namens wisse er nichts. Dagegen meinte Renate, die Abends von neuem mit dem alten Freunde zusammentraf, und der er das Erfahrene mittheilte, so habe,

wie sie denke, wirklich der Name jenes Fremden gelautet, den sie vordem in Neapel gesehen und heute wieder zu erkennen geglaubt habe.

Sie sagte das mit einer gewissen Zerstreutheit und nur so eben hin und blieb bei dem Spaziergange auch sonst einsilbig. Die Tante leide, wohl in Folge des Witterungswechsels, wieder mehr, erklärte sie dies. Sie zog sich schon früh zurück und erschien nicht, wie seither, am Abendtisch.

Viertes Kapitel.

Die Witterung blieb länger zweifelhaft, als man es sonst zu dieser Jahreszeit hier zu Lande gewöhnlich zu erleben hat, und es vergingen ein paar Tage, wo sich wenigstens der ältere Theil der Gesellschaft mehr auf das Haus und seine Zimmer angewiesen fand, so kühl zog der Wind über die Höhe und so häufig strichen Regenschauer über dieselbe hin. Frau von Willseck zumal war ganz an's Zimmer gebannt, der jähe Wechsel hatte, wie wir schon hörten, sie auf das empfindlichste getroffen, und ihr Zustand wollte sich nicht so rasch wieder bessern, wie Renate zuerst gehofft hatte. Aber auch diese schien selber leidend zu sein. Sie war auffällig blaß und in einer tief gedrückten Stimmung, welche sich selbst durch die Kinder nicht aufheitern ließ. Und da sie trotz ihrer verhältnißmäßigen Stille und Bescheidenheit dennoch durch ihre Freundlichkeit und

Anmuth die kleine Gesellschaft zusammengehalten und, um es so zu heißen, belebt hatte, so litten gewissermaßen Alle unter ihrem jetzigen Druck.

Es kam freilich dazu, daß die Zeit selbst täglich eine ernstere wurde. Der Krieg begann, und die Saarbrückener Affaire machte trotz ihrer Armseligkeit einen unbehaglichen Eindruck, welcher durch die rasch folgende Nachricht von Weißenburg keineswegs ganz aufgehoben wurde. Der wenig zahlreiche Feind war durch große Massen nicht ohne schwere Anstrengungen erdrückt worden. Man mußte das Ergebniß abwarten, wo die Gegner sich mit einigermaßen gleichen Kräften begegneten.

Da war nun am Abend der Sonnenuntergang ein wundervoll schöner gewesen, und als der Director am nächsten Morgen die Augen aufschlug, sah er durch die Fenster, deren Läden er nicht schloß, hinaus in die glänzendste Frühe. Die Sonne hatte sich strahlend über den Horizont erhoben und warf prächtige Lichter durch die flüsternden Baumkronen der äußersten Alleebäume auf das kleine Schloß und den jenseitigen Wald. Alles verhieß den schönsten Tag, und der alte Herr rieb sich vergnügt die Hände und legte sich mit seiner Morgencigarre behaglich in's offene

Fenster. „Charmant, charmant!“ sagte er vor sich hin. „Aber es wurde auch Zeit! Saßen da ja wie ein Leichengefolge bei einander und bliesen Trübsal! Nun wollen wir wieder lustig sein!“

Die Frau, welche vom nächsten Ort morgens das frische Brot brachte, kam aus der Allee hervor — während der rechten Saison brachte sie die Waare auf einem kleinen Wagen, nun trug sie dieselbe in einem mäßigen Korbe nach Landessitte auf dem Kopf. Sie grüßte zum Fenster des alten bekannten Gastes hinauf. „Wissen's der Herr Director denn auch schon,“ rief sie ihm zu, „es soll ja eine grausame Schlacht gewesen sein, und die Franzosen sind alle todt geschlagen?“

Er fuhr auf, schüttelte aber sogleich den Kopf. „Das wäre gar zu gut,“ meinte er, „aber es wird nur die genaue Nachricht über das Vorgestrige sein.“

„Nein, nein,“ versetzte sie, „der Postillon hat's über Nacht dem Bäcker zugerufen — sie sind gestern Abend in der Stadt Alle ganz toll gewesen und wie im Rausch. Er hat auch den Ort genannt, aber ich kann das Wälsche nicht behalten.“

Leer war trotz seines Zweifels durch die Nachricht allzu sehr erregt, als daß er hier in der

Einsamkeit es hätte aushalten können. Er ging hinaus und ließ sich die Mittheilung in der Wirthschaft noch einmal von der Frau machen und suchte sie, obschon vergeblich, weiter auszuforschen. Darüber kam denn nun bald der Oberst herzu, der gleichfalls des Directors Zweifel theilte. Aber es war dennoch etwas in der Nachricht, was dem Letzteren immer von neuem leise widersprach. Und der Morgen war so prächtig, daß man durchaus froh und gläubig werden mußte: wie hätt' es an einem solchen Tage eine neue Trauerbotschaft geben können? Die Frauen und die Kinder vollends hielten eine solche nicht mehr für möglich, und das ungeduldige Verlangen nach sicheren Nachrichten steigerte sich dermaßen, daß man endlich kurzweg den Knecht des Wirthes mit dem alten steifen Gaul zur Stadt hinabschickte. Wenn er sich ein wenig hastete, mußte er lange vor dem mittäglichen Postboten wieder hier sein.

Als er seit kurzem fort war, kam Renate aus dem Hause und gesellte sich für ein paar Augenblicke zu den Uebrigen, ganz betrübt, daß sie von dem Boten nichts erfahren habe. Denn ihre Tante hatte eine sehr üble Nacht gehabt, und die Ihren trugen großes Verlangen nach dem Rath des Arztes, dessen bisherige Mittel ihre Wirkung jetzt

versagt hatten. Die Theilnahme des kleinen Kreises wurde durch den Anblick des Mädchens selber gesteigert, denn Renate sah so angegriffen aus, daß man wohl um sie selber besorgt werden mußte. Sie wies freilich die theilnehmenden Fragen mit einem Lächeln ab, das jedoch Niemand zu täuschen vermochte. Sie sei nur abgespannt durch langes Wachen und die Unruhe der Nacht, meinte sie, und die Angst und Sorge habe ihr auch zugesetzt. Ein Gang durch den frischen Morgen werde sie bald wieder herstellen, und wenn sich's nur mit der Tante bessere und die Siegesnachricht, die ihre lebhafte Theilnahme erregt hatte, sich bestätige, so werde sie die Heiterste und Gesundeste von Allen sein.

Sie schritt von den Freunden, die noch bei ihrem Frühstück in der Allee sitzen blieben, fort und langsam über den sonnigen Platz hin. Von den Kindern wollten ihr ein paar nach — sie wollten das arme Fräulein trösten und erheitern, meinten sie. Aber die Großmutter rief sie zurück.

„Laßt sie gehen," sagte die alte Dame, deren schönes blaues Auge der langsam fortschreitenden Gestalt mit einem schier mütterlich theilnehmenden Blick folgte. „Die braucht andere Begleiter als euch wilde Schaar. Das Kind macht mir von

Tag zu Tag mehr Sorge. Frisch war sie nie, aber statt besser zu werden, nimmt sie tagtäglich immer mehr ab. Der Arzt sollte ernstlich nach ihr sehen."

„Der Seelenarzt, Mama," bemerkte die Tochter der Oberstin. „Bei Renaten leidet das Gemüth oder das Herz mehr als der Körper. Sie thut mir darum nicht weniger leid, denn die Hilfe ist nur um so schwieriger."

„Sie sprechen aus, was ich denke," sagte Leer nachdenklich. „Es giebt in ihr etwas, das zu schwer für das Kind ist und dasselbe fast zusammendrückt — je länger, desto ernster. Ich kenne sie ja beinahe vom ersten Tage ihres Hierseins an. Anfangs, da lachte sie doch noch einmal und hatte immer, ob's mit ihrer Tante auch nicht viel besser stand, guten Muth. Jetzt ist das ganz anders, alles wirkt tief auf sie. Wie hat sie neulich nicht die alte Schloßsage und hinterdrein der Besuch im Schlößchen ergriffen! Man könnte fast auf den Verdacht kommen, es gebe in ihrem Leben etwas, das an das Geschick ihrer Ahnfrau erinnert."

Der Oberst lachte laut. „Gott behüte, Director, wollt Ihr alter Romantiker das Kind am Ende

gar zu einer verlassenen Prinzenbraut erheben?“ rief er spottend aus.

„Lachen Sie mich immerhin aus,“ versetzte Leer, „meinen Glauben nehmen Sie mir doch nicht. Im Gegentheil, er wird täglich fester. Ich wiederhole es, sie war zu Anfang anders und leidet jetzt, wie wir Alle bemerken, tagtäglich mehr unter irgend etwas, das dennoch hier nicht über sie gekommen sein kann. Die Leute stehen ja, wie Herr Maurer behauptet, fast in gar keinem Verkehr mit der Welt draußen. Sie kommt mir fast vor, als horche sie vergeblich und immer vergeblich in die Ferne hinaus — ein trübselig Geschäft! Könnte man ihr nur ein wenig helfen!“

„Das könnten Sie vermuthlich eher als irgend ein Anderer,“ sprach die Wittwe. „Wenn Sie und ich Recht haben — ich stimme Ihnen ja durchaus bei! — so fehlt dem armen Kinde vor allem ein Freund, dem es sich vertrauensvoll mittheilen kann. Ob ihre Tante sich dazu eignet, weiß ich nicht. Ich kenne die Dame zu wenig. Sie aber sind ganz der Mann dazu. Sie stehen dem Fräulein von uns Allen am nächsten; sie redet gern mit Ihnen und hat Vertrauen zu Ihnen. Wäre ich Sie, so ginge ich ihr jetzt nach und fragte sie geradezu. Günstiger oder sagen

Sie hilfsbedürftiger ist Renatens Stimmung noch niemals gewesen.“

Leer schaute die Sprecherin nachdenklich an und sah sich darauf nach Renaten um, welche langsam in der Nähe des Schlosses auf und nieder schritt, gesenkten Hauptes und ohne einen Blick für den köstlichen Morgen und die wundervolle Aussicht übrig zu haben. Sie kehrte eben um und schien sich bereits wieder dem Hause zuwenden zu wollen, da blickte er noch einmal zu der Wittwe lächelnd und mit Achselzuckend hinüber und erhob sich, um der einsamen Wandlerin entgegenzugehen.

Es entstand indessen ein Aufschub, denn die Kinder, welche zum Theil in die Allee hineingestreift waren, kamen eben mit der Nachricht zurück, daß sie das Rollen eines sich rasch nähernden Wagens vernommen hätten — eine Botschaft, welche Alle und selbst Leer in eine gewisse Aufregung versetzte und angestrengt horchen ließ. Neuen Gästen konnten sie freilich nicht entgegensehen, aber wer heute auch aus der Residenz heraufkam, mußte neue und genauere Mittheilungen über das große Ereigniß des Tages zu machen haben.

Alle vernahmen jetzt schon gleichfalls das Ge-

räusch, allein es war noch sehr fern und verlor sich auch wieder, allerdings um nach einer Pause auf's neue laut zu werden: die Zickzackstraße entfernte ja den Wagen bald hüben, bald drüben ziemlich weit aus der geraden Richtung. So konnte es noch eine geraume Zeit dauern, bis er wirklich hier oben anlangte, und Leer wandte sich daher ab und ging Renaten entgegen, welche eben in der That schon wieder dem Hause zuschritt.

Er blieb vor ihr stehen und nahm ihre Hand. „Kehren Sie mit mir um, liebes Kind," sagte er. „Ihre Tante ist in guter Hut und Sie brauchen selber ein wenig Bewegung. Es ist nicht gut mit Ihnen, sehe ich und kann es nicht so fortgehen lassen. Lassen Sie uns noch ein bischen auf- und abgehen und mit einander plaudern. Ich bin ein guter, alter Freund," fügte er, sie freundlich, aber fest anblickend, hinzu, „und darf schon eine offene Frage thun und auf eine offene Antwort rechnen. Ich möchte Ihnen helfen, Renate!"

„Machen Sie doch nicht so viel Wesens aus einer durchwachten Nacht!" meinte sie, matt lächelnd; „ein paar Stunden Schlafs werden mich wieder herstellen."

Er schüttelte den Kopf. „Lassen Sie es gut

sein, Kind," erwiderte er, „ich sehe, was ich sehe, und weiß, was ich weiß. Es ist schon noch etwas mehr als Müdigkeit, und wenn Sie rechtes Vertrauen zu mir haben, so machen wir einen langen Spaziergang und sie reden sich das Herz leicht und die Augen klar. Denn nicht im Schlafen, im Reden liegt's. So ein alter Mensch wie ich weiß mancherlei Hilfe."

Es flog eine flüchtige Röthe über das müde, bleiche Gesicht und sie athmete auch tief auf, als raffe sie sich zu einem Entschluß auf. „Vertrauen — zu Ihnen? — Oh wie gern!" flüsterte sie. Aber — wer folgt den Regungen in einem Menschenherzen? — fast im nächsten Augenblick schaute sie zu ihm mit einem in all' seiner Weiche dennoch fast ein wenig schalkhaften Lächeln auf, und dazu sagte sie leise: „Damit Sie's sehen, mein lieber, alter Freund — ich habe heut' Nacht einen Geist erblickt."

Seine starken, weißen Brauen rückten zusammen, aber er beherrschte sich und versetzte mit einer Art von Laune: „Ich sagte Ihnen neulich schon, daß es in Ihren Zimmern nicht richtig sei. Nun also — Ihr Geist. Es war natürlich die schöne Gräfin?"

„Mein Freund, ich scherze doch nicht ganz,

sprach sie ernster. „Es war ein Traum, daran zweifle ich nicht, aber von solcher Lebhaftigkeit, als ob ich alles leibhaftig vor mir hätte. Ich hatte mich im Salon auf das Sopha gelegt, um einen Augenblick zu ruhen, aber ich horchte in das Schlafzimmer der Tante hinein und sah auch nach der offenen Thür. Da kam die Gräfin aus dieser hervor, in der Hofkleidung, wie auf ihrem Bilde, und schritt durch das Gemach an mir vorüber, gesenkten Hauptes, bleich und traurig. Und plötzlich blieb sie stehen, erhob den Kopf und sah auf mich, und ich meinte sie flüstern zu hören: ‚Den Tod für mich, das Glück für dich — durch ihn!‘“ Renate hielt inne und ließ das Haupt sinken.

„Nun weiter, Kindchen, denn Sie sind doch noch nicht fertig?“ sagte er mit prüfendem Blick auf ihr stilles Gesicht.

„Doch, mein Freund,“ versetzte sie leise. „Sie schritt weiter, durch die offene Thür ins Vorzimmer, wo ich jetzt schlafe. Ich fuhr empor und sprang auf — ich wachte hell. Ich weiß es noch jetzt nicht, wie ich so geträumt haben kann, — aber ich muß jetzt wirklich hinein,“ brach sie ab und wandte sich dem Hause zu.

Er schritt neben ihr her, ersichtlich betroffen.

„Das ist eine seltsame Geschichte," bemerkte er erst nach einer Pause, „über die wir schon noch einmal weiter reden werden. Jetzt nur: zu meiner Zeit hätten Kranke, wie Sie, Blut lassen müssen, und wenn Rössing kommt —"

In diesem Augenblick erklang aus der Tiefe der Allee ein jubelndes „Hurrah, Sieg, Sieg!" der Kinderstimmen. Das Rollen der Räder klang ganz nahe, die Pferdehufe klapperten tactmäßig auf dem steinigen Wege, und nun wurden das Gespann und der Wagen sichtbar und hielten an — ein ungewöhnlich Bild. Denn am Stirnriemen und auf dem Rücken der Pferde staken grüne Büsche, und der Kutscher hatte einen solchen am Hut und aus der Halbchaise hervor winkte der Insasse gleichfalls mit einem Laubzweige. „Sieg, meine Herrschaften, Sieg!" rief es hervor.

„Das ist weiß Gott Rössing! Das trifft sich ja prächtig!" rief Leer und eilte, während Renate jedoch stehen blieb, die paar Schritte zu dem anhaltenden Wagen hinüber, aus dem nun auch wirklich der Medicinalrath mit schier jugendlicher Raschheit herausprang.

„Da bin ich!" rief er und nickte im Kreise den Aufgeregten zu. „Und hier sind die neuesten Depeschen und Extrablätter! Habe mir extra vom

Telegraphenamt die Copien geholt — sind heute auch liberal und höflich die Herren! Eine tüchtige Schlacht und ein tüchtiger Sieg bei — Wörth heißt das Nest! Hurrah, ihr Leutchen! Ach, wäre man nur noch einmal wieder jung! Laßt Euch vom Johann erzählen — er weiß alles so gut, wie ich! — Ich — ach, da steht ja das Fräulein!" brach er, da sein Blick auf Renate fiel, ab und wandte sich ihr zu. „Wie steht's, liebes Kind? Euer lahmer Bote begegnete mir und hat mir schon von dem neuen Unwohlsein der Frau Tante gesagt. Gehen Sie voraus, Fräulein. Ich bin den Augenblick bei Ihnen — sehen Sie nur nicht so sorgenvoll aus! Wir werden schon noch Meister werden! — Will hier nur erst meinen Ueberrock ausziehen."

Er trat, während Renate in's Haus eilte, zum Wagen und warf den Rock hinein und hieß den Kutscher ausspannen. Und da Leer, der rasch das Extrablatt überflogen hatte, zu ihm trat und sagte: „Du kommst wie gerufen, Alter, und so früh schon —" — so nickte er lebhaft mit dem weißen Haupt und sprach: „Ja, sage mir noch Einer was gegen Ahnungen! Herauf wollt' ich heute — mir war's, als sei's, trotz der letzten guten Nachricht, an der Zeit. Und da nun der Sieges-

spektakel kam, so fuhr ich schon früh — Ihr armen Teufel hättet ja sonst bis heute Mittag warten müssen, und den Sieg spät erfahren, heißt eine Stunde Leben verlieren! — Ja, Alter," fügte er hinzu, „gucke mich nicht so verblüfft an! In der Stadt drunten sind sie wie toll, und ich bin's auch, und Du sollst es gleichfalls sein! Und wenn ich da oben fertig bin, komme ich zu Dir — suche uns den alten Platz unter den Arkaden und besorge ein ordentlich Glas Wein, heute geht's nicht ohne einen hübschen kleinen Spitz ab!"

„Daran fehlt's Dir schon jetzt nicht, scheint's?" meinte Leer schmunzelnd.

„Immerhin!" versetzte der Arzt, sich die Hände reibend. „Heut sei der Kuckuk solid', aber nicht wir! — Aber," fügte er ernster hinzu und blickte am Hause zu den Fenstern des ersten Stocks hinauf, „steht's dort wirklich wieder schlechter?"

„Renate sagte von einer sehr üblen Nacht, und — wir haben die Alte schon seit dem Gewitter nicht mehr gesehen," entgegnete Leer achselzuckend. „Und wenn Du nach ihr gesehen hast, so sieh' Dir auch ein wenig das Kind an. Es macht uns Sorge."

„Hm!" sagte Rössing nachdenklich. „Also auf Wiedersehen. Habe Dir auch sonst noch dies und

das zu erzählen.“ Und er stieg die Stufen hinauf und trat in's Haus.

Der Rath des Arztes, sich um weitere Nachrichten vorläufig an seinen Johann zu wenden, wurde auf das eifrigste befolgt. Man ließ dem Kutscher kaum so lange Zeit, bis er nothdürftig die Pferde versorgt hatte, und umdrängte ihn dann vor der Thür des Wirthschaftshauses Alt und Jung, die Gäste und die Hausgenossen, und lauschte, stets in neuen Jubel ausbrechend, dem Bericht des bejahrten, aber gleich seinem Herrn wie elektrisirten Burschen — wie Abends zuvor, als es schon dunkel war, die ersten Depeschen eintrafen und die Nachricht gleich einem Lauffeuer die ganze Stadt durchflog, bis zu den letzten Häusern hinaus, bis in die tiefsten Winkel hinein. Da strömte es aus allen Thüren hervor und auf die Straßen hinaus — wer hätt' es je geglaubt, daß so viel Menschen hier hausten? Da war alles voll, auf den Trottoirs wogte es dicht gedrängt, und durch die Straßen zogen sie in Colonnen, Reihe um Reihe, jauchzende Schaaren. Da sprühten Fackeln und dort wehten Fahnen über sie hin, dort wurden die Fenster von Lichtern hell, da zog ein Musikcorps dem Haufen voraus, und brausend stieg der mächtige Sang aus tausend

und abertausend Kehlen auf — „Lieb Vaterland, kannst ruhig sein!“ — Ja freilich konnt' es ruhig sein! Denn wo so die Herzen Aller schlagen, da hat es mit Deutschland noch keine Noth.

So war es fortgegangen bis tief in die Nacht — wer hätte heut viel an Ruhe denken und sie finden mögen? Und als der Morgen graute, füllten sich die Straßen und Plätze schon von neuem. Die neuen Depeschen und Extrablätter warfen sie aus den Fenstern und Thüren der Zeitungsexpeditionen in ganzen Stößen unter die Menge und der Jubel brach noch mächtiger aus. Aus allen Häusern streckten sich die Flaggen hervor, von den Kirchthürmen läuteten die Glocken und von der Burghöhe donnerten die Kanonen ihr Victoria in's Land hinaus.

Der alte trockene Gesell, wie er so davon erzählte, bekam feuchte Augen, und seinen Zuhörern ging's nicht anders: es ist etwas Großes, ein ganzes Volk stolz und glücklich aufjauchzen zu sehen! — Sie haben jetzt gut reden vom Sedantag und ihn dem Volk zur Nationalfeier aufdrängen. Lieber Gott, der Sieg von Sedan erfüllte mit Staunen, aber die Wörther Schlacht ließ uns aufjubeln, und das Volk läßt sich durch

die Herren Doctrinärs doch auf die Dauer kein X für's U machen.

Herr Maurer ließ seinen Wein in Strömen fließen, — seine Hausgenossen wußten nicht, wie ihnen geschah, und seine Gäste suchten nach ihm ihre Rechnungen zweimal durch, aber er stand wirklich nicht darauf! — Aus einem Dachfenster des Wirthschaftshauses steckte man eine Flagge heraus, und eine andere wehte von der Kuppel des Schlößchens. Und wenn man mit guten Augen in's Land hinausblickte, so sah man es aus den kleinen Ortschaften und Weilern durch den wunderklaren Morgen hie und da bunt heraufflattern, und drüben, von der Höhe beim Städtchen, wirbelte der Rauch auf und der Knall der Böllerschüsse klang leise herüber. Ja, allmälig kam auch wohl der eine oder andere Trupp von lustigen Leuten, mit grünen Büschen und improvisirten Fähnchen, mit Sang und Klang den Berg herauf, um hier in der Höhe ein fröhliches Fest zu feiern und ihre Freude in's weite Land hinauszujauchzen. So lustig war's beim Schlößchen seit Wochen nicht zugegangen!

Der Director hatte schon eine gute Weile mit seinem Wein an dem Tisch in dem Arkadengange gesessen, bevor der alte aufgeregte Freund sich

wieder zu ihm fand. Rössing war jetzt auch äußerlich um vieles ruhiger geworden und schien noch einigermaßen von dem Eindruck beherrscht zu werden, den er drinnen bei seiner Patientin empfangen haben mochte. Er wollte indessen auf die besorgte Frage des alten Freundes davon nichts wissen.

„Ei," meinte er, „damit hat's nicht gerade Noth. Wenn's überhaupt einmal zu einem neuen Anfall kam, so mußte es am Ende wohl so gehen, wie es jetzt geht. Es hat die Dame tüchtig gepackt, aber der ganze Zustand hat sich so gebessert, daß es mir wenig Sorge macht. Es wird schon werden. Da ist's mit dem Kinde, der Renate, wirklich etwas Anderes," fuhr er fort und trank mit merkwürdiger Bedächtigkeit sein Glas Wein aus. „Die könnte mir eher Sorge machen, denn was in der steckt, weiß ich noch nicht — ob blos Müdigkeit, ob eine ganz nette kleine Krankheit. Sie paßt nicht in diese Stellung, wie gut auch ihr Wille sein mag — die Pflege einer solchen Kranken ist auch für das heiterste und kräftigste Mädchen nichts, und Renate ist obendrein weder das Eine, noch das Andere, sondern ein zartes Dingelchen, dem man das Leben schon ein wenig erleichtern soll und vor allen

Dingen —“ — er blickte den Gefährten pfiffig lächelnd an — „mit verrückten Historien vom alten Eugen und seiner schönen Gräfin vom Leibe bleiben muß! Dummheiten! Erzählt ihr etwas Fideles und laßt sie lachen! — Ich habe sie gleich hinausgejagt, zu den Kindern oder meinetwegen auch in den Wald, daß sie sich die Grillen und Gespenster verläuft.

„So, mein Sohn, nun sei's damit genug, und wir wollen den Sieg feiern wie deutsche Trinker! — Ah, sapperment!“ — Und er reckte sich behaglich. — „Was seid Ihr hier oben in Eurer Ruhe für glückliche Leute! — Man merkt's erst, was man drunten für Strapazen bestanden hat, mit all' den verwünschten Aengsten und Sorgen und Fragen und Schwatzen und dem Teufel und seiner Großmutter und nun noch gar mit dem Siegesspektakel! Buh! Könnt' ich nur fort! Ich bliebe keine Stunde länger!“

Leer lachte. „Kann's mir dort bei Euch lebhaft vorstellen! — Aber nun bist Du hier und — stoß an, Deutschland soll leben, hurrah hoch!“

„Freilich! Und die Philister soll der Teufel holen!“

„Bis auf ein paar von unserem Schlage! Erzähl' ein bischen. Wie steht's mit dem alten

Professor? Kommt er noch wieder auf? Ich erfahre nichts, meine Tochter hat, wie es scheint, keine Zeit."

Der Medicinalrath antwortete und der Director fragte wieder, die Bekanntschaft Beider war eine ausgebreitete, und dazwischen drängten sich auch die Tagesereignisse, so daß es nicht an Stoff zum Plaudern fehlte. Nur war der Arzt ersichtlich nicht gerade für die Alltäglichkeiten gestimmt und erklärte wiederholt, er danke Gott, daß er einmal aus der Praxis und dem Tretrade des Stadtlebens für ein paar Stunden heraus sei, und hieß den alten Freund einen rechten Philister, daß er kein lustigeres Gespräch in Gang bringen könne.

Das sei an ihm, gab Leer lachend zurück. Er habe ihm ja vorhin allerhand interessante Mittheilungen verheißen.

„So? Hab' ich das?" meinte Rössing, auf's neue sich behaglich streckend. „Weiß nichts mehr davon! Auf dem Platz und bei dem Wein — alle Ehre, Alter! Den kann der Vater mit seinem Sohne trinken! — und mit der Freude und Sorgenfreiheit im Herzen und Kopf, — da denkt man nicht zurück, sondern vorwärts, zumal, wenn da rückwärts nichts als Armseligkeiten und Ver-

drießlichkeiten liegen — noch einmal: Faseleien, Gerüchte, Verrathgeschrei, Spionenangst — beiläufig, sie haben sich gestern aus dem ‚Deutschen Hofe' wirklich einmal ein Subject geholt, mit dem es, wie Neidhardt mir nachher sagte, gar nicht richtig sein soll — einen deutschen Racker im französischen Solde —"

„Bah! Laßt ihn laufen! Was will er denn hier spioniren, was sie drüben nicht längst wissen müssen?" unterbrach Leer ihn achselzuckend. „Und wenn das Deine interessanten Mittheilungen sind —"

„Sachte, mein Sohn! Da fällt mir doch eine wieder ein! — Was denkst Du davon, daß Prinz Felix hier ist?"

„Wer? Prinz Felix?" rief Leer überrascht. „Nun, dem seht ein wenig besser auf die Finger als Eurem dummen Spion, oder es giebt Unheil!"

„Wohl möglich. Er begegnete mir letzter Tage im Palais der Herzogin Mutter, war enchantirt, mich zu sehen, redete von der Glut der Vaterlandsliebe —"

„Oho!"

„Will Volontair bei unserem Regiment werden oder in's Hauptquartier des Kronprinzen; bat

mich um ein gutes Wort für ihn bei der Hoheit. Fragte auch nach Dir —"

„Gott bewahre mich!" sagte der Director.

„Wie uns Alle — richtig! — Bedauerte, Dich leider neulich hier oben nicht gesehen zu haben —"

„Wie denn? War er hier —?"

In diesem Augenblick kam plötzlich Renate um den weit vorspringenden Fuß der nahen Treppe herum, augenscheinlich in ungewöhnlicher Aufregung und sehr blaß. Ihr Auge flog über den Platz und die Arkaden, und als sie die beiden alten Herren und Niemand sonst in der Nähe sah, eilte sie heran und stand vor den beiden erschrocken Aufspringenden. „Gottlob — Gottlob, daß ich Sie allein treffe!" stieß sie kaum verständlich hervor, so flog ihr Athem, so zitterten ihre Lippen.

„Aber um Gott, Fräulein Renate, was giebt's? — Die Frau Tante —?" rief Leer und war an ihrer Seite, denn sie stützte sich, wie halb ohnmächtig, auf die Lehne des nächsten Stuhls.

Sie raffte sich auf. Ihr Auge flog von ihm zu dem bestürzten Rössing. „Nein — nein!" klang es ebenso hastig, ebenso mühsam von

ihren Lippen. „Helfen Sie — es geht um Leben und Sterben!“

„Aber, Kind — liebes Kind! Nur einen Augenblick Fassung! Nur ein einziges klares Wort!“ bat Leer und griff nach ihrem Arm, denn sie zitterte und schwankte, als müsse sie im nächsten Augenblick niedersinken.

Sie machte sich hastig los und richtete sich auf, und indem sie den Kopf ganz nahe gegen beide Herren neigte, stammelte sie: „Es ist — es ist — Jemand —!“ — Eine dunkle Röthe flammte über ihr noch eben leichenblasses Gesicht, ihre Lippen preßten sich zusammen, als wollten sie nie wieder ein Wort laut werden lassen, und als sie sich jetzt dennoch öffneten, klang es kaum verständlich hervor: „Er — Herr von Bredbeck — mein Verlobter — im Walde — auf der Flucht — in Gefahr —!“

Die beiden alten Freunde schauten das arme Kind, sie schauten einander verstummt an, und erst nach einer Pause wandte Leer ihr wieder ein klares und ruhiges Auge zu und sprach: „Nur nicht den Muth verloren, wir werden schon Hilfe finden! Kommen Sie, wir wollen in's Schloß hinaufgehen. Geöffnet ist es heut', aber stören

wird uns dort jetzt schwerlich Jemand. Komm, Alter!“ Und so zog er Renatens Arm in den seinen und führte die Willenlose, von Rössing gefolgt, die Treppe hinauf.

Fünftes Kapitel.

Der Lieutenant Hugo von Bredbeck gehörte zu den Officieren der unglücklichen Hannoveraner, welche trotz des siegreichen Gefechtes bei Langensalza zur Capitulation gezwungen wurden. Gleich manchen seiner Kameraden war er nicht im Stande, sich in die neuen Verhältnisse ruhig zu fügen, noch an den Untergang der Welfenherrschaft zu glauben. Heftig und leidenschaftlich, wie er war, und noch erregter durch das hereingebrochene Unglück, betheiligte er sich mit Wort und That an den Widerstandsversuchen und Wühlereien der Anhänger König Georg's und konnte sich endlich nur durch die schleunige Flucht der drohenden Verhaftung entziehen. Nach einer Weile kehrte er, vom vertriebenen Hofe aufgemuntert, sogar noch einmal aus Holland zurück und compromittirte sich und Andere dermaßen, daß hinter

dem von neuem mit knapper Noth Entrinnenden her die schwerste Strafe verhängt wurde. Damit wurde seine endliche Rückkehr in die Heimat, Gott weiß, auf welche Zeit hinaus verschoben, ja anscheinend fast auf immer zu einer Art von Unmöglichkeit gemacht.

Und dennoch ließ sich der Gedanke und die Sehnsucht nach einer solchen endlichen Heimkehr von ihm je länger, desto schwerer zurückweisen. Hugo von Bredbeck war von Hause aus eine wackere und edle, warmherzige und, wo die Leidenschaft ihn nicht beherrschte, auch einsichtsvolle Natur. Die Lage der sogenannten Legionäre während ihres wechselnden Aufenthalts in Holland, der Schweiz und endlich in Frankreich war von der Art, daß sie den Muth und das Vertrauen auch der Besten lähmten und ihre Ertragungskraft tagtäglich auf die schwerste Probe stellten. Der Starrsinn des blinden Königs, der rücksichtslos jede vernünftige Erwägung der Verhältnisse abwies, schien für die unglücklichen Officiere jede Erleichterung und Besserung ihrer Lage und alle Hoffnung auf eine bessere Zukunft auszuschließen. Denn die Aussicht, besten Falls einmal mit Fremden gegen Deutschland ziehen und das Verlorene wiedergewinnen zu können, war selbst für

die Gläubigsten eine zweifelhafte und, wie für Hugo, so auch für viele Andere die allertrostloseste.

Diese für Alle gleich drückenden Zustände wurden für Hugo von Bredbeck aber noch durch seine persönlichen Verhältnisse um vieles erschwert. Seine agitatorische Thätigkeit und ihre unheilvollen Folgen hatten ihn selbst in parteigenössischen Kreisen daheim als einen unbesonnenen und rücksichtslosen Menschen in Mißcredit gesetzt und mit seiner eigenen Familie, welche, damals eine seltene Ausnahme, gut preußisch gesinnt war, vollständig entzweit. Sein strenger Vater hatte sich sogar, als er nach Jahr und Tag noch einen Versuch machte, den Sohn mit der neuen Regierung zu versöhnen und von Hugo einen entschlossenen Abschlag erhielt, ganz von ihm losgesagt und jede fernere Unterstützung ihm verweigert. Am schwersten traf ihn jedoch der nächste Schlag. Er hatte sich, kurze Zeit vor dem Ausbruch des Krieges, mit einem leidenschaftlich von ihm geliebten Mädchen, unserer Renate, verlobt und, da er zum Rittmeister stand, die Geliebte schon im Herbst heimzuführen gehofft. Nun erfolgte statt dessen die bittere Trennung der Liebenden; es eröffnete sich für sie eine schier aussichtslose

Zukunft, und da Hugo, wie gesagt, sich trotz aller besseren Einsicht nicht entschließen konnte, eine Versöhnung mit dem neuen Regiment anzustreben, so sprach endlich der Oheim Renatens, der die Stelle ihres früh verstorbenen Vaters vertrat, die Aufhebung des Verlöbnisses aus.

Der Schlag war für den unglücklichen jungen Mann von der Art, daß er ihn kaum zu überwinden vermochte. Sein Verhältniß zu Renaten war gewissermaßen das einzige gewesen, was ihn noch in Verbindung mit der Heimath erhalten und ihm, um es so zu heißen, die endliche Rettung aus seiner gegenwärtigen trostlosen Lage verheißen hatte. Nun erst schien für ihn alles zu Ende zu sein, und es kamen Tage, wo es sich ernstlich nicht nur um sein Leben, sondern auch um seinen Geist handelte. Als er endlich, hauptsächlich auf die Versicherung der Geliebten hin, daß sie sich ihm unverändert zu eigen fühle, zu einer gewissen Fassung gelangte und die Dinge wieder ruhiger anzusehen vermochte, geschah dies nur auf Kosten auch der letzten Illusionen, und das Bild, welches sich ihm von Gegenwart und Zukunft darstellte, erschien in der düstersten Färbung. Sich einseitig von der Treue gegen den angestammten Fürsten loszusagen und sich

auf Gnade und Ungnade der preußischen Regierung zu unterwerfen, untersagte ihm seine Ehre. Auf die Zustimmung König Georg's hatte er nicht zu rechnen, und wie er die Stimmung daheim zu kennen glaubte, durfte er doch kaum auf Nachsicht, keinesfalls aber auf eine Wiederanstellung hoffen. Es mit einer andern Carriere zu versuchen, verwehrte ihm seine einseitige Bildung, und als Soldat in irgend einem fremden Dienst fand er überall nur ungünstige Aussichten vor sich.

Da ihm endlich jedoch keine andere Wahl blieb und gerade die Treue und das Vertrauen Renatens ihn wenigstens zu einem Versuch verpflichtete, ihr dieselben zu lohnen und nach einer gemeinsamen Zukunft zu streben, so bewarb er sich durch einen einflußreichen Bekannten um eine Anstellung im französischen Dienst und erhielt dieselbe rascher, als er zu hoffen gewagt hatte. Er wurde dem Militärbevollmächtigten in Florenz attachirt, denn er besaß, was man von einem solchen Angestellten zuweilen in erster Linie verlangt, eine gewinnende Erscheinung, Gewandtheit im geselligen Verkehr und eine tadellose Haltung in hohem Grade. Seine früheren Bedenken gegen den französischen Dienst schwiegen:

ein Krieg mit Deutschland schien, trotz aller gelegentlichen Häkeleien, ferner als je zu sein, und schlimmsten Falls konnte ihm der Austritt nicht verweigert werden.

Zu Florenz trafen die Liebenden unvermuthet und durch einen reinen, glücklichen Zufall zusammen. Der regelmäßige Briefwechsel hatte, seit des Oheims Erklärung, aufgehört, und Beide hatten seidem nur selten und kaum etwas Genaues über einander erfahren, da die trotz allem versuchten brieflichen Mittheilungen nicht einmal alle an ihre Adresse gelangt zu sein schienen. Die bereits erfolgte Anstellung Hugo's und sein Aufenthaltsort waren Renaten unbekannt geblieben, und ebenso wenig hatte er etwas von ihrer Reise und dem, was derselben vorausgegangen war, vernommen. Desto höher war Beider Ueberraschung und Glück, als sie nun nach einer solchen Trennung, nach solchen Erfahrungen und unter verhältnißmäßig so günstigen Umständen sich wieder sahen.

Es würde wenig in den Rahmen dieser Erzählung passen, wollten wir den Lesern eine ausführliche Geschichte des Liebesbundes geben oder die Verbundenen auch nur während dieses Aufenthalts in Italien Schritt für Schritt begleiten.

Hier werden ein paar der bedeutendsten Züge ausreichen.

Renatens Leben in der Zeit der Trennung war ein kaum weniger schweres und trübes gewesen als dasjenige des Geliebten. Ob sie sich Hugo auch nicht mit der Leidenschaft hingegeben hatte, mit welcher er sie umfing, so gab doch ihre Liebe an Reinheit und Innigkeit, an Treue und Gläubigkeit keiner andern unter uns Menschen im geringsten nach. Sie bewährte sich in der schweren Prüfungszeit, welche den kurzen Tagen des Glückes folgte, auf das herrlichste; sie ließ nicht nach, sie wuchs eher und erstarkte in Glauben an den Geliebten. Schwärmerisch, wie auch Renate war, fühlte sie sich beinahe dankbar für die ihr auferlegte Prüfung, denn sie erkannte erst durch diese und während derselben, mit welchem Recht sie sich Hugo zu eigen gegeben, in welcher Unlösbarkeit sie ihm verbunden war. Und als der Oheim eigenmächtig die Lösung ihres Bundes verlangte oder aussprach, lächelte sie trotz ihres Schmerzes beinahe: Was Gott zusammenfügt, wie *kann* der Mensch das scheiden? — lautete es in ihrem Herzen.

Eine Schwärmerin wie Renate rechnet nicht mit der Erde, sondern nur mit ihrem Herzen;

aber die Erde bewies auch ihr, daß sie unverjährbare Rechte auf uns behält und dieselben hin und wieder ohne Nachsicht geltend macht. Renatens Oheim war ganz und gar ein Mensch dieser Erde, und da er die ihm nach dem Tode ihrer Eltern anheimgefallene und ganz von seiner Güte abhängige Nichte in seiner Weise auf das redlichste liebte, so sah er es für seine Hauptpflicht an, ihr eine günstige Lebensstellung zu verschaffen. Er blieb daher bei der Lösung ihres bisherigen Bundes nicht stehen, sondern befürwortete bei der ersten Gelegenheit die Knüpfung eines andern auf das ernstlichste, und der unerwartete, völlig „unvernünftige" Widerstand, dem er bei der „sentimentalen Närrin" begegnete, reizte ihn in solcher Weise, daß er sich zu den härtesten Vorwürfen, ja zu der Drohung fortreißen ließ, daß er in solchem Falle seine Hand von der fast mittellosen Waise ganz und für immer abziehen werde.

Renate wurde damals schwer krank: die Erschütterung war für ihre Constitution wie für ihr Gemüth und ihr Empfinden eine allzu gewaltige gewesen. Sie genaß wieder und befand sich einer gewissen Schonung des Verwandten gegenüber — der rauhe Mann mochte inzwischen begriffen

haben, daß er doch wohl zu weit gegangen sein könnte. Aber diese Schonung verhieß ihr, wie sie den Oheim kennen gelernt hatte, keine Dauer und rief daher auch ihr Vertrauen zu dem alten Herrn nicht zurück. Sie fand sich einsam und schutzlos und selbst die Heimat in Frage gestellt. Ihre Träume und Gedanken weilten häufiger als je zuvor in der Ferne und bei dem, welchem sie einmal ihr Leben und ihre Zukunft geweiht, von dem sie Schutz und Sicherheit in aller Noth und Gefahr erhofft hatte und — so fühlte sie es jetzt! — auch nunmehr zu hoffen nicht aufgeben konnte. Sie stand gleich ihm vor einer völlig zweifelhaften Zukunft. Aber wenn er nicht verzagte, — durfte sie schwächer sein?

Zu dieser Zeit erreichte sie der Wunsch der Prinzessin Antonie, einer Jugendfreundin von Renatens Mutter, daß sie dieselbe auf ihrer Reise in den Süden begleiten möge. Der Oheim und die Nichte ergriffen diese Aussicht mit dem Gefühl einer wahren Erleichterung und fügten sich leicht in die von der Fürstin beliebte Einrichtung der Reise.

Der Gemahl der Prinzessin gehörte einer entfernten Seitenlinie des regierenden Hauses an und war auf eine verhältnißmäßig ärmliche Apa-

nage angewiesen, welche sich nach seinem Tode für die Wittwe eher noch verringerte als verbesserte. So legte der von den Aerzten verlangte Aufenthalt in Italien der armen Fürstin ein Opfer auf, das sie nur zu bringen im Stande war, wenn sie in der allerbescheidensten Weise und ohne irgend einen Aufwand zu reisen und zu leben entschlossen war. Dabei mußte ihr Rang aber ein unbesiegliches Hinderniß bilden, und so gab sie denselben für diese Zeit auf, reiste unter dem unscheinbaren Namen „Frau von Willseck" und ließ Renate als ihre Nichte gelten. Daß sie dieselbe zur Begleiterin wählte, geschah nicht nur, weil sie einer Pflegerin und Gesellschafterin ernstlich bedurfte, sondern auch aus wirklicher Neigung zu dem Mädchen, dessen augenblickliche traurige Lage ihr bekannt war und ihr die wärmste Theilnahme einflößte.

Die Wirkung des Zusammentreffens mit Hugo von Bredbeck und des mehrwöchentlichen innigsten, durch kaum eine Beschränkung gehinderten Verkehrs mit ihm, war auf beide Liebende die allertiefste und nachhaltigste. Beide lernten einander gewissermaßen erst jetzt wirklich kennen, denn jene glückseligen Tage ihres jungen Bundes waren noch hier voll eines allzu leidenschaftlichen Enthu-

siasmus und dort voll einer geradezu süßen, schwärmenden Träumerei gewesen, als daß sich das junge Paar des wirklichen Kerns im Andern hätte klar werden können. Sie fanden einander jetzt, nach all' den Prüfungen der vergangenen Jahre, als Andere wieder und dennoch, in dem Hauptpunkte wenigstens, als die Gleichen. Sie empfanden ihre Zusammengehörigkeit tiefer und klarer als je zuvor und vermochten weniger als je dem Gedanken an eine gemeinsame Zukunft, dem unermüdlichen Ringen nach derselben zu entsagen. Die Liebe war, um es so zu heißen, aus den schwärmerischen und übersinnlichen Regionen zur Erde herabgestiegen, ohne darum an Innigkeit, Reinheit und Stärke zu verlieren.

Renate hatte den Trost, daß die Fürstin, wie von jeher ihr, jetzt auch Hugo ihre warme Theilnahme erzeigte und dem jungen Mann ein herzliches Wohlwollen widmete. Sie hatte ihn nicht ohne Mißtrauen empfangen, denn was sie bisher von ihm vernommen hatte, sprach kaum für ihn. Aber sie mußte zugestehen, daß der Einfluß Renatens und ihrer Gegenwart, die Erkenntniß von ihrer Liebe und Treue von dem allergünstigsten, beruhigenden und stärkenden Einfluß auf ihn zu sein schien, und dies ließ sie bald mit wachsendem

Vertrauen in die Zukunft schauen und vermochte sie, den Liebenden, so weit es ihr immer möglich war, ihre treueste Hilfe und Förderung zu verheißen.

In Folge der Zurückgezogenheit, in der sie fast immer gelebt hatte, waren ihre Verbindungen allerdings zusammengeschwunden und ihr Einfluß ein nur geringer. Trotzdem durfte sie auch jetzt noch darauf rechnen, daß ihre Verwendung auf mehr als einer Stelle Beachtung finden und für Hugo von Vortheil sein würde. Sie wußte, daß man in ähnlichen Fällen neuerdings mehr und mehr die Milde hatte walten lassen, und sie hoffte auf dieselbe auch für Hugo, nicht nur bei der Regierung, sondern auch bei des jungen Mannes Verwandten. Es handelte sich in ihren Augen nur um Bredbeck's wirkliche Entlassung aus dem Treueschwur gegen seinen früheren unglücklichen Herrn. Denn wie wenig sie auch mit dem Letzteren sympathisirte, stimmte sie doch mit Hugo und auch Renate gegen jeden eigenmächtigen und gewaltsamen Treubruch. Aber aus dem fremden Dienste mußte er jedenfalls scheiden — ihr klarer Verstand und nicht minder ihr gut deutsches Herz fanden in der jetzigen Stellung und auf diesem Wege kein Heil für ihn. Sie wußte freilich einstweilen

nichts Besseres für ihn aufzufinden und mußte ihn lassen, wo er war.

Man schied nach ein paar Wochen in voller Uebereinstimmung und mit um vieles tröstlicheren Aussichten. Frau von Willseck verhieß, schon demnächst vorläufig daheim zu sondiren, wie man etwa Hugo's endliche Unterwerfung aufnehmen möchte, um danach ihre weiteren Schritte bestimmen zu können. Sie ging mit Renaten, wie es ihr vorgeschrieben war, inzwischen über Rom zum Winteraufenthalt nach Neapel.

Schon als sie sich eine kurze Zeit lang in Rom, noch mehr aber, als sie sich wirklich für die Dauer in Neapel aufhielten, begegnete ihnen überall ein Fremder, der sich entschieden Mühe gab, sich ihnen anzuschließen und, da ihm dies schon um des leidenden Zustandes der Reisenden willen wenig gelang, ihnen, wie man das zu heißen pflegt, auf Steg und Weg folgte. Er nannte sich Baron Kirchheim und schien unter den Fremdlingen, welche Jahr aus Jahr ein oder häufig von neuem auf diesen Plätzen lebten, eine nicht unbekannte Erscheinung zu sein, obgleich er mit Niemand in ausgesprochen intimem Verkehr stehen mochte.

Als Renate bei ihrer gegenwärtigen Mit-

theilung droben im kleinen Schloß, die von unserer Erzählung allerdings nur ein paar Namen und Daten hervorhob, diesen Fremdling zuerst nannte, sah Rössing voll Lebhaftigkeit auf und sagte: „Einen Augenblick Geduld, liebes Kind! Kirchheim, sagen Sie? Zu Rom und Neapel — im letzten Winter? Ein Herr, etwa hoch in den Dreißigern, groß, schlank oder eher hager, mit starkem, dunklem Bart und schon etwas dünnem Haar, übrigens von recherchirter Erscheinung, wie Ihr das heißt, und sogenannten gewinnenden Manieren?“ Und da Renate, das Haupt neigend, ihn fragend anblickte, fügte er mit einer Art von spöttischem Schmunzeln hinzu: „Ei, lassen Sie's nur gehen. Ich glaube den Herrn zu kennen —“

„Fräulein Renate will ihn neulich hier oben gleichfalls gesehen haben,“ schob der Director ein, „und der Name wurde dem Wirth auch genannt —“

„Ganz richtig, Alter,“ unterbrach ihn der Arzt noch immer mit jenem spöttischen Ausdruck. „Ich fange an zu begreifen, und ich glaube fast, Du ebenfalls. Aber verzeihen Sie die Unterbrechung, liebes Kind. Diese Erkennung ist für uns von ganz besonderem Interesse, vielleicht auch für Sie und Ihren Herrn Verlobten. Sagen

Sie weiter. Baron Kirchheim drängte sich also an Sie, ohne Erfolg, — erfuhr etwas von Herrn von Bredbeck und seinen unglücklichen Verhältnissen oder lernte ihn gar kennen?“

„Ja — leider!“ sagte Renate gepreßt. „Und die Tante und ich, wir sind nie im Zweifel gewesen, daß er einen entschieden feindlichen Einfluß auf uns zu gewinnen versucht hat. Und wenn er jetzt wirklich hier ist —“

„Darauf können Sie Gift nehmen,“ fiel Rössing in seiner derben Weise ein. „Und wenn es ist, wie ich denke, so wundert's mich nur, daß Sie selbst noch nicht mehr von ihm erfahren haben. Doch, was nicht ist, kann noch werden. Aber sagen Sie uns den Rest, mein Kind,“ schloß er ernster. „Das Ding wird immer interessanter, und ich glaube, ich werde je eher desto lieber nach Hause müssen.“

Der Baron setzte seine Versuche, sich den Damen zu nähern, in einer Weise fort, die man bei der unverhehlten Abneigung ihrerseits nur als aufdringlich bezeichnen konnte, und die für sie um so peinlicher war, als er augenscheinlich darauf ausging, hinter das streng bewahrte Incognito zu kommen, und obendrein Renaten eine Aufmerksamkeit widmete, welche nicht nur für das

junge Mädchen, sondern auch für ihre Beschützerin beinahe als beleidigend erscheinen mußte. Und als um das Ende des Januars Bredbeck auf einige Tage von Florenz herüberkam und selbstverständlich mit den Damen in steter Verbindung war, machte der Baron sich auch an ihn und brachte es dahin, daß er die derbste Abfertigung sich zuzog, welche unter Leuten der Gesellschaft nur irgend möglich ist.

An hohen Worten fehlte es dem Abgewiesenen nicht, aber an der That ließ er es fehlen. Er verschwand mit einer leeren Entschuldigung und ließ sich erst nach Hugo's Abreise wieder blicken, um, wie es hieß, denn das Nähere erfuhren die Damen in ihrer Zurückgezogenheit nicht, öffentlich von dem italienischen Offizier zur Rede gestellt zu werden, dessen Dienste von Herrn von Bredbeck bei dieser Gelegenheit in Anspruch genommen worden waren. Die Entschuldigung war eine ungenügende gewesen. Der Offizier hatte an Hugo gemeldet, der Bursche verschanze sich hinter seinem angeblich höheren Range. Er werde sich fernerhin wohl in Acht nehmen, und man solle ihn laufen lassen.

Man sah seitdem hier allerdings nichts mehr von dem Baron, nur war es auffällig, daß Frau

von Willseck plötzlich für die Gesellschaft so gut wie für die Behörde ein Interesse gewonnen zu haben schien, von dem bei ihrer zurückgezogenen Lebensweise bisher nichts zu bemerken gewesen war. Als sie auf der Rückkehr wieder einige Tage in Rom verweilte, vernahm sie durch den Banquier sogar, daß man von Seiten der preußischen Gesandtschaft unter der Hand nach ihr gefragt habe, und zu Florenz erschienen ihr, oder vielmehr ihrer Dienerschaft, Spuren einer ähnlichen Aufmerksamkeit. Hugo hatte von sich das Gleiche zu berichten. Auch er war seit der Rückkehr von Neapel entschieden der Gegenstand von sehr vorsichtigen und dennoch sehr ernstlichen Beobachtungen gewesen.

Inzwischen war im Februar jene Erklärung des Königs Georg erschienen, welche die Officiere und Mannschaften der Welfenlegion ihres Dienstes entließ und ihnen vom April ab die Unterwerfung und Heimkehr nach Deutschland frei stellte. Die Aussichten Hugo's schienen sich dadurch jedoch nicht günstiger gestalten zu wollen. Die Erkundigungen, welche Frau von Willseck anzustellen verheißen, hatten es nur allzu deutlich werden lassen, daß daheim gerade gegen Herrn von Bredbeck noch immer eine nichts weniger als nachsich-

tige Stimmung herrschte, und seine eigenen Wiederanknüpfungsversuche hatten, selbst von Seiten seiner Familie, die unverblümteste Abweisung erfahren. An der höchsten und entscheidenden Stelle würde man sein früheres Handeln am Ende wohl zu verzeihen geneigt gewesen sein. Allein es waren durch dies Handeln damals nicht nur Gesinnungsgenossen, sondern auch vorgebliche Anhänger der neuen Regierung in einer Weise compromittirt worden, daß sich selbst jetzt noch an den maßgebenden Stellen persönliche Einflüsse wider Hugo geltend machten. Hier konnte nur die Zeit oder ein noch mächtigerer Einfluß, den Frau von Willseck leider nicht zu besitzen schien, endlich Hilfe bringen.

Den Zwischenaufenthalt, welchen die Aerzte der Leidenden vor der gänzlichen Rückkehr nach Deutschland empfohlen hatten, wählte sie am Genfer See und beschloß, bei steigender Wärme noch einen weiteren in der Mittelschweiz zu nehmen. Zu Luzern aber wurde sie von einem neuen Krankheitsanfall heimgesucht und sah sich zu einer mehrwöchentlichen Rast gezwungen.

Einen Theil dieser Zeit weilte Hugo bei ihnen. Er war durch den Abschied zu Florenz, gerade zu der Zeit, als seine Aussichten sich von neuem

trübten, auf das schwerste getroffen worden und ergriff jetzt die Gelegenheit, die Geliebte noch einmal wiederzusehen, mit leidenschaftlicher Hast. Er wäre in seiner Aufregung auf alle Gefahr hin selbst ohne Urlaub gegangen, allein er erhielt denselben auf die erste leise Anfrage ohne alle Schwierigkeit bewilligt. Sein Chef meinte sogar lachend, es sei schon recht, die Jugend sei die Zeit der Liebe, allein in Hugo's Alter und Stellung müsse man ein wenig weiter und auch an das Nützliche denken. Dem Gouvernement sei darum zu thun, über die in der Schweiz gegen Frankreich herrschende Stimmung stets unterrichtet zu bleiben, und Hugo könne sich wohl verdient machen, wenn er bei seinem Ausfluge, den er gar nicht ängstlich zu beschränken brauche, auf diesen Punkt besonders achte.

Dieser Auftrag, wenn man es so heißen will, steigerte das Mißtrauen und die Aufregung des jungen Mannes. Er wurde auf seinem Posten, wie er wohl erkannte, allem Politischen absichtlich fern gehalten, aber er begriff jetzt dennoch leicht, daß die Lage bereits eine gewisse Spannung erlangt haben müsse, welche einen jähen Umschlag in kurzer Zeit möglich erscheinen lasse, und daß er schneller, als er irgend bisher vermuthet, vor

einer sehr ernsten und folgenschweren Entscheidung über sich selbst stehen könne. Der französische Dienst war ihm verleidet, ja er glaubte kaum noch mit Ehren in demselben bleiben zu können, denn daß sich hier alles gegen Deutschland zuspitzte, darüber meinte er nicht im Zweifel sein zu dürfen. Aber ihn jetzt aufgeben, hieß sich in eine geradezu trostlose Lage versetzen: hinabzusteigen und so zu sagen um's Brot zu dienen, lag in Hugo's Charakter nicht, ganz abgesehen davon, daß ihn, wie schon früher bemerkt, auch seine Kenntnisse und Fähigkeiten kaum für eine andere Anstellung brauchbar erscheinen ließen. Und die Gnade in Deutschland schien ihm, wie wir wissen, mehr als je versagt und die Verbindung mit der Geliebten ferner als je gerückt zu sein.

Er traf mit den Damen in einer Stimmung zusammen, die sich nicht wohl gereizter denken ließ, ja er erschien fast wie ein wirklich Kranker, und der beschwichtigende Einfluß Renatens und ihrer Beschützerin, der sich in Italien stets von neuem erprobt hatte, gewann diesmal keine Macht über ihn. Die bevorstehende neue Trennung von der Braut erschien ihm im Verein mit dem Blick in die düstere Zukunft wie etwas geradezu Un-

überwindliches. Er verirrte sich bis zu dem verzweifelten Vorschlage einer raschen Trauung, worauf er mit Renaten nach Amerika oder Algier zu der in Aussicht gestellten Colonie der Hannoveraner gehen und ein, sei es auch noch so schweres, doch gemeinsames Leben zu führen versuchen wollte.

Wir brauchen wohl nicht erst zu versichern, daß ein so vollständig krankhafter Plan nicht blos die ernstlichste Mißbilligung der Frau von Willseck erfuhr und eine zürnende Zurechtweisung des Ueberreizten zur Folge hatte, sondern auch die Geliebte selber auf das tiefste bestürzte und betrübte. Dieser Widerstand hieß freilich bei Hugo in seinem jetzigen Zustande Oel in's Feuer gießen. Statt zur Besinnung zu kommen, warf er dem armen Mädchen leidenschaftlich genug Kälte und Lieblosigkeit vor und quälte sie sogar mit seinem eifersüchtigen Argwohn gegen jenen Baron von Kirchheim, dessen Spuren er und die Damen freilich auch hier wieder erscheinen zu sehen glaubten.

Aber brechen wir von diesem traurigen Zwischenfalle ab, dessen auch Renate in ihren späteren, ausführlicheren Berichten stets auf das scheueste gedachte, und sagen wir nur, daß man

sich, als Frau von Willseck jetzt wieder aufbrach, in, sei es gereizter, sei es tief betrübter Stimmung trennte. Auf der Fantaisie empfing Renate gleich anfangs einen Brief von ihm, der, ob auch in ziemlich kühler Weise, einzulenken suchte, den bevorstehenden Ausbruch des Krieges, und daß der Schreiber schon um seinen Abschied eingekommen sei, meldete und weitere Nachrichten verhieß.

Diese blieben jedoch aus, und das arme Kind fühlte in dieser Ungewißheit sich schier das Herz brechen. Und nun trat er am heutigen Morgen Renaten auf ihrem Spaziergange im Walde plötzlich als Flüchtling entgegen.

Er hatte zu Florenz allerdings endlich seine Entlassung aus dem Dienst erhalten, aber auch die beigefügte Ordre, daß ihm infolge seiner bisherigen Stellung die Rückkehr nach Deutschland einstweilen untersagt sei und er sich für die Dauer des Krieges in eine südfranzösische Festung zu begeben habe. Auf der deutschen Gesandtschaft lehnte man jede Einmischung ab, auf der französischen zuckte man die Achseln. Da rieth ihm sein bisheriger, stets ihm wohlwollender Chef, sich, weil er doch einmal im Besitz der Entlassung sei, der weiteren Bedingung durch eine in dem da-

maligen Wirrwarr schwerlich zu verhindernde Flucht zu entziehen.

Er befolgte den Rath und gelangte auch unangefochten in die kleine Residenz am Fuße der Fantaisie — sein Plan war, sich geradeswegs in's Hauptquartier des Kronprinzen von Preußen zu begeben und sich der Entscheidung dieses wohlwollenden Fürsten zu unterwerfen. Als er das Coupee verließ — er mußte hier einen späteren Zug abwarten — sah er den Baron Kirchheim im Gespräch mit einem höheren Eisenbahnbeamten und erkannte darin ein schlechtes Vorzeichen für die fernere glückliche Reise. Wir wissen, daß er Recht hatte. Denn als er kaum eine Stunde im Gasthofe geruht hatte, wurde er schon verhaftet und zum Verhör vor den Polizeidirector geführt. Man kannte seinen Namen, seine frühere und spätere Stellung, seine Verhältnisse und schob ihm die Absicht unter, nach Hannover zu gehen und dort für König Georg wirken zu wollen. Seine Einwendungen fanden keinen Glauben, und da es ihm an einer Legitimation von der deutschen Gesandtschaft fehlte, nützten seine übrigen Papiere ihm weniger, als sie ihm schadeten. Er hatte die Aussicht, so bald wie möglich nach Hannover ausgeliefert zu werden.

Eine solche Zerstörung auch seiner letzten Hoffnungen war mehr, als er zu ertragen vermochte. Er suchte und fand bei der nachlässigen Bewachung in der dem Siegesrausch folgenden Nacht Gelegenheit zum Ausbruch aus dem Gefängniß und wandte sich, von der Eisenbahn abstehend, sogleich den Wäldern und der Fantaisie zu, von deren Nähe er wußte und auf der er die Damen noch zu finden hoffte. Entweder fand er bei ihnen Begünstigung oder Unterstützung seiner weiteren Flucht — von seiner Verbindung mit ihnen war im Verhör nichts zur Sprache gekommen — oder die großen Wälder gewährten ihm, dem mehrmaligen, erfahrenen Flüchtling, auch jetzt wieder ihren Schutz auf einige Tage. Den Unterschied zwischen früher und jetzt, zwischen Heimat und Fremde zog er nicht in Rechnung. Und so war er jetzt wirklich hier angelangt.

Ende des ersten Bandes.

Bayerische Staatsbibliothek München

G. Pätz'sche Buchdruckerei (Otto Hauthal) in Naumburg a/S.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hoefer, Edmund

In der letzten Stunde und andere Erzählungen

Bd.: 1. Band

1881

P.o.germ. 1967 l-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11676428-1